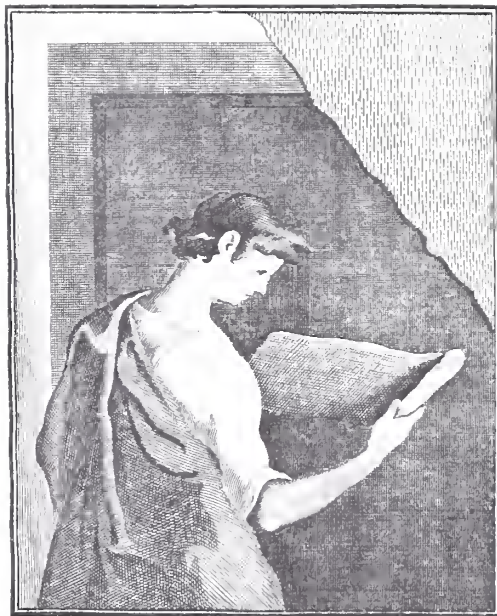


Liebhaber-Ausgaben



Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

XVII

Kaiser Augustus

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1902

Kaiser Augustus

von

Professor Dr. Otto Seeck

Mit 106 Abbildungen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1902

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 50 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—50) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

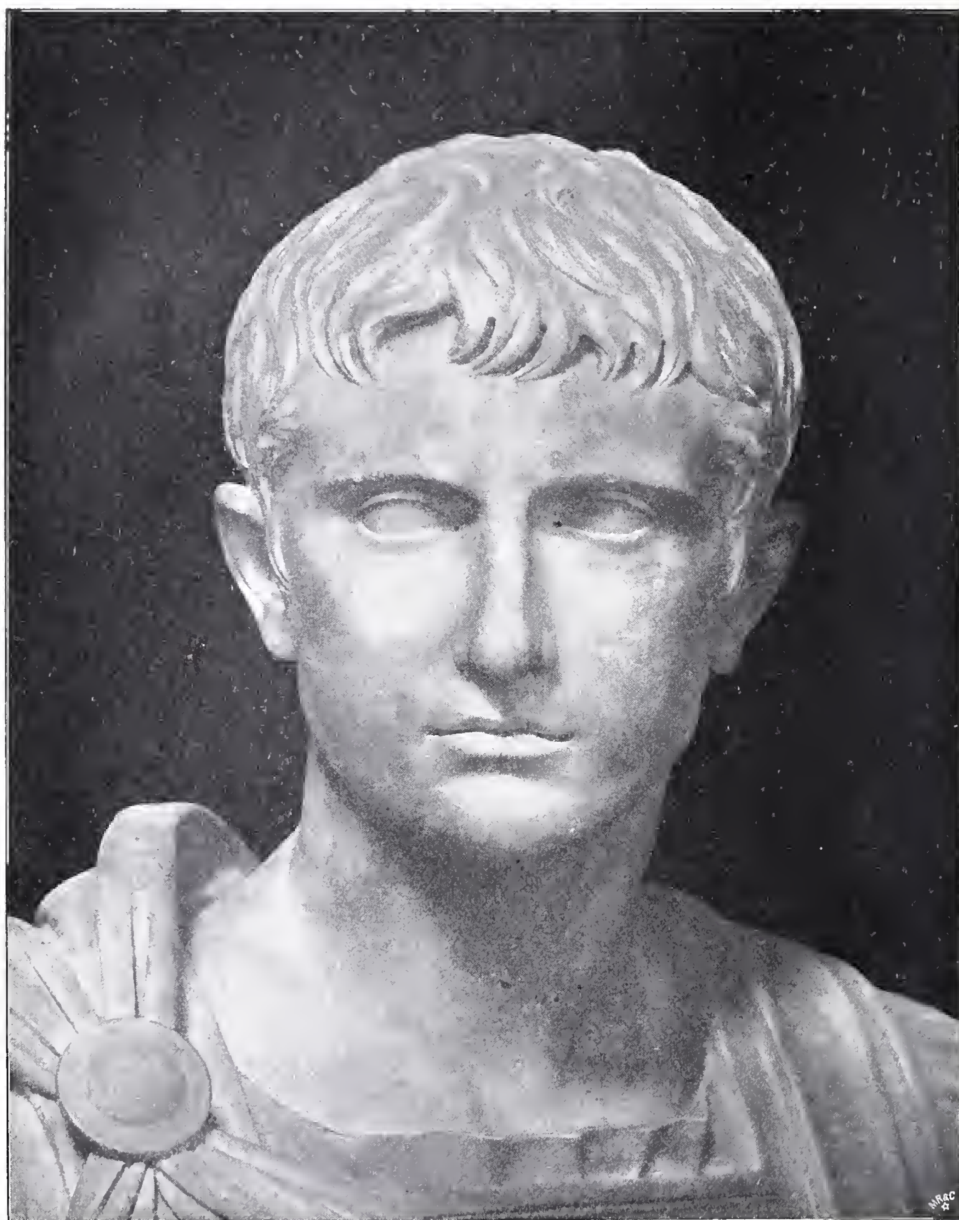
Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Dem Wackersten meiner Mitarbeiter

Johannes Kromayer

zugeeignet.



Imperator Caesar Augustus. Florenz, Uffizien.



Abb. 1. Denar des Marcus Brutus (stark vergrößert) mit der Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen; darunter EID(us) MAR(tiae), die Iden des März.

I.

Caesars Tod.

Der beste Kenner der römischen Geschichte hat Caesar das einzige schöpferische Genie Roms genannt, und soweit unsere Kunde nicht im Dunkel einer fernen Urzeit verschwimmt, ist dieser Ausspruch wahr; denn geniale Schöpferkraft war keine römische Eigenschaft. Wie in der Kunst nicht eine neue Form, in der Wissenschaft kein mächtig weiterwirkender Gedanke von irgend einem Römer ausgegangen ist, so sind auch die politischen Wandelungen, welche die Stadt in ihrer Entwickelung zum Weltreiche durchmachen mußte, niemals das bewußte Werk einer großen Persönlichkeit gewesen. Langsam und von den Zeitgenossen kaum bemerkt gehen sie vor sich mit derselben stillen Notwendigkeit, wie Pflanzen wachsen und Berge emporsteigen. Meist führt das praktische Bedürfnis zu einer unscheinbaren Neuerung, die das bestehende Recht so wenig verändert, wie dies nur irgend thunlich ist; doch ganz allmählich schrumpft dieses zur antiquierten Formalität zusammen, während der junge Keim sich zum mächtigen Stamm entwickelt, der aus sich wieder neue Keime treibt. Caesar war der erste Römer, der es nach klarem Plan unternahm, mit den alten Zuständen gründlich aufzuräumen und an ihre Stelle eine selbsterdachte Verfassung zu setzen.

Daß dies seine Absicht war, geht aus seinem Verhalten unzweideutig hervor; aber wie er sie sich im einzelnen durchgeführt dachte, läßt sich nicht mehr erkennen. Denn da er, um wieder mit Mommsen zu reden, bei seinem Werke keine Mitarbeiter, ja nicht einmal Gesellen, sondern nur Handlanger gebraucht hat, wurde auch kaum jemand ganz in seine Pläne eingeweiht. Zur Ausführung aber kam fast nichts davon; Augustus, weit entfernt, der Fortsetzer dessen zu sein, den er beerbte, hat vielmehr seine Monarchie in bewußtem Gegensatze zu seinem großen Vorgänger errichtet. So hat dieses „schöpferische Genie“ doch nur sehr wenig geschaffen, was Bestand haben sollte, und zwar lag dies nicht etwa an dem Zufall, daß die Verschwörung gegen ihn nicht rechtzeitig entdeckt wurde. Die Ermordung Caesars ist kein Zufall in dem Sinne, wie man etwa Gustav Adolfs Tod so nennen kann, sondern was er unternahm, mußte mit innerer Notwendigkeit zu seinem Untergange führen. Auch wenn jener erste Anschlag gegen ihn mißlungen wäre, solange es noch Römer gab, die römisch empfanden, mußten sich immer neue Dolche wider den „König“ erheben. Wohl hatte man sich in den Revolutionen des vorhergehenden Jahrhunderts gewöhnt, daß der Sieger die Be-

siegten ohne Gericht und Urteil hinschlachten ließ; oft genug war die Verfassung übertreten worden, doch ihren Bestand hatte man theoretisch nie in Frage gestellt. Hätte Caesar sich nur thatsächlich zum Herrn des Reiches gemacht und unter seinen Gegnern mit harter Grausamkeit gewütet, man hätte ihm das nachgesehen, wie man es Marius und Sulla verzieh; aber er wollte nicht nur König sein, sondern auch König heißen, und dies vermochte man nicht zu dulden. Rom hätte damals eher einen Caligula ertragen können, als einen Caesar, eher das bubenhafte mit Füßen-Treten jeden Rechtes, als die planvolle und offenkundige Änderung des gesamten Rechtszustandes, an dem man seit uralter Väter Zeiten mit pietätvoller Liebe hing.

Seit der letzte König aus der Stadt hatte weichen müssen, d. h. seit einem halben Jahrtausend, waren die Grundlagen der Verfassung immer dieselben geblieben. Unterdessen war Rom aus einem kleinen Landstädtchen zum Mittelpunkt eines Weltreiches geworden; aber die Neuerungen, die sich hieraus ergaben, hatte man immer mit schonender Hand an das Bestehende angeknüpft, so daß sie mehr als Erweiterungen und Ausgestaltungen desselben denn als wirkliche Änderungen erschienen. Je älter eine Gewohnheit ist, desto fester haftet sie. Jener Trieb, das Überlieferte zu erhalten, der allen Völkern mehr oder weniger eigen ist, hatte sich daher in Rom zu ganz ungewöhnlicher Zähigkeit entwickelt. Und diesen starr konservativen Sinn hatte auch die Wissenschaft zu rechtfertigen gewußt und so dasjenige, was als unverstandener Instinkt in den Massen wirksam war, bei den Gebildeten zur theoretischen Überzeugung erhoben.

Als die aufstrebende Weltmacht ihre Herrschaft über Griechenland und Kleinasien ausdehnte und eben den Widerstand Makedoniens niedergeworfen hatte, war mit vielen anderen Gefangenen auch der junge Polybios nach Rom gebracht worden (168 v. Chr.). Er hatte einen schüchternen Versuch gewagt, seinen Achäern in dem großen Kampfe die Unabhängigkeit zu wahren, und mußte ihn mit achtzehnjähriger Verbannung büßen. Doch der Verkehr mit den Häuptern des Senats, dessen er während dieser Zeit genießen durfte, verwandelte denjenigen, der in seiner Heimat die römische Politik bekämpft hatte, in ihren glühendsten Bewunderer. Damals stand Rom auf seiner höchsten Höhe, und im Elend griechischer Kleinstaaterei aufgewachsen, wurde der eindrucksfähige Jüngling von der gewaltigen Größe der Mittel, Ziele und Gesichtspunkte, die ihm bei seinen früheren Feinden entgegentrat, mächtig ergriffen. In ihm bildete sich die Überzeugung, daß die Römer zu Beherrschern der Welt mit Fug und Recht berufen seien, und als der echte Aufklärungsmensch, der er war, fühlte er das Bedürfnis, dasjenige, was ihm mit der unmittelbaren Macht des Empfindens aufgegangen war, auch theoretisch zu begründen. Das Mittel dazu bot ihm die Philosophie des Aristoteles. Diese unterschied drei mögliche Staatsformen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie; jeder von ihnen schrieb sie gewisse Vorteile vor den beiden anderen zu,



Abb. 2. Denar Caesars (stark vergrößert) aus seinem letzten Lebensjahre. Die Friedensgöttin der Rückseite deutet auf die Beendigung der Bürgerkriege hin. Caesar trägt den Lorbeerkranz, den der Senat ihm dekretiert hatte und der ihm namentlich deswegen willkommen war, weil er seine beginnende Glatze verhüllte.

so daß keine an sich ganz abzulehnen oder unbedingt zu bevorzugen sei. Doch trage auch jede die Gefahr einer besonderen Ausartung in sich. Die Demokratie werde leicht zur Ochlokratie, und in dieser herrsche der wüste Pöbel, der sich nicht durch vernünftige sei. Um nun diesen Entartungen vorzubeugen, sei das beste Mittel, alle drei Staatsformen zu kombinieren, so daß jede durch die Beimischung der beiden anderen gezügelt und in ihrer verderblichen Entwickelung gehemmt werde. Diese Lehre hatte

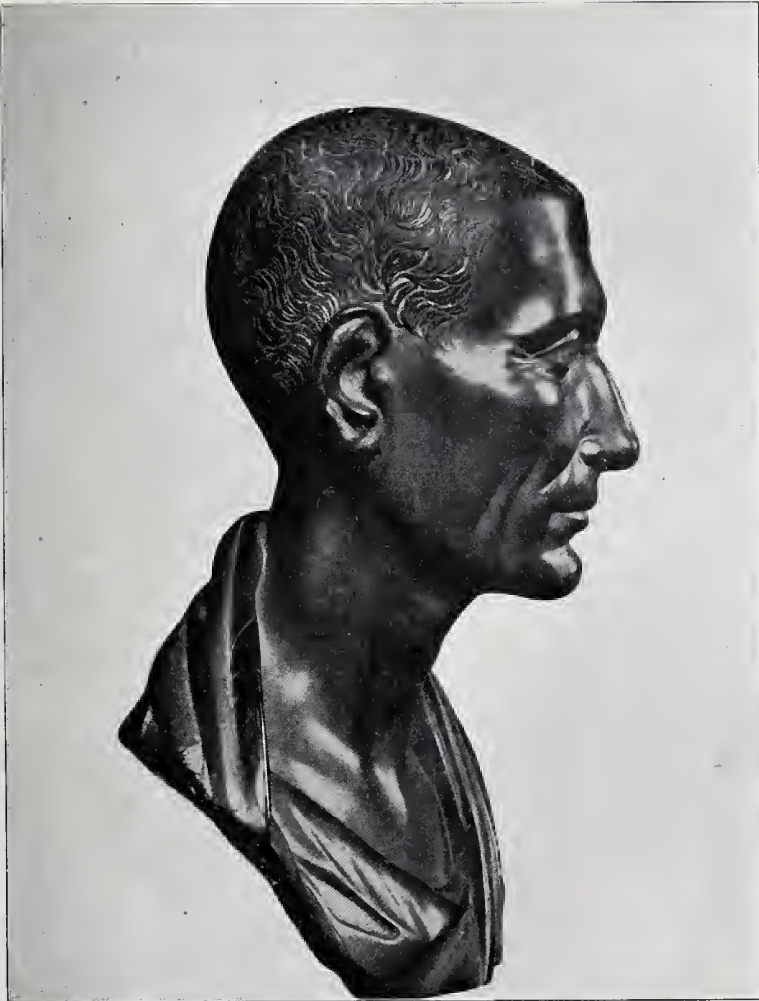


Abb. 3. Basaltbüste Caesars (mit Unrecht angezweifelt, wie der Vergleich mit vorstehender Münze beweist). Berlin, Museum.

Gründe bestimmen lasse, sondern urteilslos seinen Leidenschaften folge; die Aristokratie gehe in die Oligarchie über, und der Staat werde dann nur im egoistischen Interesse einer kleinen Minderheit ausgebeutet; aus der Monarchie endlich entwickele sich die Tyrannei, bei der das ganze Volk von den bösartigen Launen eines Einzelnen abhängig sich Polybios zu eigen gemacht und meinte nun, jenes richtige Mischungsverhältnis, aus dem die vollkommene Verfassung sich ergebe, in Rom gefunden zu haben. In keinem griechischen Staate besaßen die höchsten Beamten so ausgedehnte Macht wie die römischen Consuln. Die staatliche Vollgewalt des Königtums war beinahe unbeschränkt

auf sie übergegangen; Feldherren, Richter und Verwaltungsbeamte zugleich, durften sie jedes Gebiet in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, auf dem ihnen selbst ihr Eingreifen angemessen schien. Jeder Bürger hatte ihnen unbedingt zu gehorchen; eine Anklage gegen sie war, solange sie im Amte blieben, rechtlich ausgeschlossen. Nicht ohne Grund konnte also Polybios in dem Consulat ein monarchisches Verfassungselement erkennen. Doch andererseits waren Friedensschluß und Kriegserklärung zwar nicht ohne Willen der Consuln möglich, bedurften aber der Zustimmung des Volkes. Dieses beschloß in seinen Versammlungen alle dauernden Gesetze, wählte alle Beamten, und jeder unbescholtene Bürger, wie arm er auch sein mochte, war zu den höchsten Stellungen wählbar. Hiernach konnte man den römischen Staat also auch als Demokratie bezeichnen. Doch jene Wählbarkeit, so wenig sie theoretisch beschränkt war, kam praktisch nur einem kleinen Kreise alter vornehmer Familien zu, neben denen der Emporkömmling immer als höchst seltene Ausnahme erschien. Aus ihnen setzte sich auch der Senat zusammen, der durch seine Ratschläge das Handeln der Consuln entschied und in dessen Händen dadurch die eigentliche Regierung des Reiches lag. So fehlte es auch nicht an der aristokratischen Beimischung. Rom stellte also nach der Theorie des Polybios ein Staatswesen dar, wie keine Philosophie es besser hätte konstruieren können, und weil sich hierin kein anderes mit ihm vergleichen ließ, mußte es kraft seiner idealen Verfassung zur Siegerin über alle minder vollkommenen Staaten werden.

Diese Gedanken hatte Polybios in einem umfangreichen griechischen Geschichtswerke niedergelegt, welches das Aufsteigen Roms zur Weltmacht schilderte und um das Jahr 135 v. Chr. erschienen war. Mit größter Klarheit durchdacht und mit erstaunlichem Fleiße ausgearbeitet, war es doch etwas langweilig geschrieben, so daß es auf die Menge des Lesepublikums nicht ganz die Wirkung übte, deren es seinem Inhalt nach fähig gewesen wäre. Aber auch diesem Mangel wurde in der Zeit Caesars abgeholfen. Wie einst Platon zwei Werke über den Staat und über die Gesetze verfaßt hatte, die sich gegenseitig ergänzen sollten, so schrieb nach seinem Vorbilde auch Cicero zwei Abhandlungen gleichen Titels und entsprechenden Inhalts. Während aber der athenische Philosoph sich seinen Idealstaat auf rein abstrakten Forderungen aufgebaut hatte, schloß der Römer sich darin an Polybios an, daß er die vollkommenste Verfassung in Rom selbst verkörpert fand. So gestalteten sich seine beiden Werke zu einer Lobpreisung der bestehenden Zustände, und diese war um so wirkungsvoller, weil sie nicht als Lobpreisung auftrat, sondern als philosophische Deduktion. Was sie darboten, war keine tiefe und selbständige Gedankenarbeit; aber ein glänzender Stilist machte in der anmutigen Form des Platonischen Dialogs die Ideen des Polybios, die durch seine schwerflüssige Darstellung vorher nicht hatten populär werden können, allen Gebildeten mundgerecht und breitete so ihren Einfluß über die weitesten Kreise aus. Und die Bücher Ciceros waren erst seit wenigen Jahren erschienen, als Caesar sich anschickte, jener besten aller Verfassungen, die sie rühmten, die Axt an die Wurzel zu legen.

Wer sich nicht von der Theorie bestechen ließ, sondern, wie Caesar, mit scharfem Blicke das Wirkliche durchschaute, der mußte sich freilich überzeugen, daß jene glückliche Mischung der drei Verfassungsformen nur auf dem Papier vorhanden war. Was das römische Reich thatsächlich beherrschte, war einzig die starre Aristokratie des Senats, die jene Entartung des Aristoteles schon längst erfahren hatte und in eine drückende Oligarchie übergegangen war. Wohl gab es in der Verfassung auch das monarchische Element der starken Magistratur und das demokratische der Volksversammlung; aber wer diese beiden gegen den Senat zu benutzen unternahm, wie es zuerst die Graechen gethan hatten, der wurde zum Revolutionär und erschütterte den Staat in seinen Grundfesten.

Die beiden Consuln, in denen die Magistratur gipfelte, besaßen rechtlich eine fast tyrannische Kompetenz; war doch der Satz allgemein anerkannt, daß für sie das Wohl des Staates oberstes Gesetz sein müsse, d. h. in dringender Gefahr waren sie befugt, sich über jedes geschriebene Recht hinwegzusetzen. Bei Verschwörung und Aufruhr ist es mehr als einmal vorgekommen, daß

sie ohne jedes rechtliche Verfahren Bürger hinrichten ließen, und wurden sie dafür zur Rechenschaft gezogen, so geschah dies nur durch politische Gegner, die mehr die Notwendigkeit, als die formelle Berechtigung jenes Verfahrens anfochten. Doch jedes Consulnpaar regierte nur ein Jahr; Wiederwahl war zeitweilig ganz untersagt und kam immer nur in seltenen Ausnahmefällen vor. Da nun kein Staat in der glücklichen Lage ist, politische Talente in Massen hervorzubringen, so mußte die große Mehrzahl derjenigen, die das Reich nacheinander beherrschten, natürlich Mittelmäßigkeiten sein. Für diese aber war die Verantwortung, die eine so unbeschränkte Macht ihnen auflegte, viel zu schwer; sie suchten sie nach Möglichkeit abzuwälzen und fanden dazu im Senat das geeignete Mittel. Dessen Befugnisse waren dem Namen nach sehr bescheiden; er sollte den Beamten mit seinem guten Rate zur Seite stehen, an den sie rechtlich nicht gebunden waren. Ohne Berufung durch einen der Consuln oder, wenn diese abwesend waren, durch den städtischen Praetor durfte er nicht einmal zusammentreten, und keiner aus seiner Mitte war befugt, ungefragt zu reden. Doch er setzte sich aus den Männern zusammen, die vorher Ämter bekleidet hatten, umfaßte also alles, was in Rom an politischer, kriegerischer und administrativer Erfahrung zu finden war. Mochte der Senat auch nur unmaßgebliche Meinungen aussprechen, wenn eine so erlauchte Körperschaft sie vertrat, gehörte mehr Mut dazu, als ein Consul gewöhnlichen Schlages besaß, um ihnen zuwiderzuhandeln. Und folgte er ihnen, so war seine Verantwortung durch die höchste Autorität des Staates gedeckt, während sie im Falle des Ungehorsams sich verdoppelte. Diese Gefahr nahmen mittelmäßige Politiker nicht leicht auf sich, und fand sich dennoch ein widerspenstiger Consul, so besaß der Senat in den Volkstribunen Werkzeuge, durch die der Trotz sich beugen ließ.

Als in den ersten Anfängen der Republik die Plebs sich organisierte, um ihre Gleichberechtigung mit den Patriziern zu erkämpfen, da wählte sie sich Tribunen und beschwor es Mann für Mann mit feierlichem Eide, jeden zu ermorden, der sich an der Person ihrer Führer vergreifen werde. Dieser Schutz durch die Masse des Volkes gab ihnen eine heilige Unverletzlichkeit, wie sie selbst die Consuln nicht besaßen, und gewährte ihnen die Möglichkeit, den kleinen Mann vor jedem Übergriff der patrizischen Beamten zu schützen. Wollten diese zu irgend einer Amtshandlung schreiten, die der Plebs hätte schädlich sein können, so genügte es, daß ein Tribun sich ihnen in den Weg stellte, um sie daran zu hindern. Denn kein Lictor wagte es, an die geheiligte Person Hand zu legen und sie beiseite zu schieben, wie man dies mit gemeinen Sterblichen that; ihr „Dazwischentreten“ — denn dies bedeutete das Wort Intercession — war daher ein unüberwindliches Hemmnis. So stand das Tribunat selbst über dem Consulat, doch nur als hindernde, nicht als positive thätige Gewalt; aber auch nach dieser Richtung hin empfing es eine bedeutende Macht, als man den Beschlüssen, welche die Plebs unter dem Vorsitz ihrer Tribunen faßte, Gesetzeskraft verlieh und diesen zugleich das Recht gab, den Senat zu berufen. Unterdessen waren auch die Plebejer zu den höchsten Ämtern aufgestiegen, und der Kampf der beiden Stände hatte ausgetobt; aber das Tribunat, obgleich es, nur als Kampfmittel geschaffen, jetzt überflüssig geworden war, wurde darum nicht aufgehoben. Es gehörte eben auch zu den ehrwürdigen Resten des Altertums, an denen man so ungern etwas änderte. Doch das Amt, das nur dem Schutze des niederen Volkes hatte dienen sollen, verwandelte sich jetzt in ein Machtmittel der Aristokratie. War ein Beamter selbständig genug, um den „Ratschlägen“ des Senats zuwiderzuhandeln, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich unter den zehn Tribunen mindestens einer fand, der ihm sein Veto entgegenrief, und das genügte, um die Gewalt des Widerspenstigen lahm zu legen. Und wollten die Consuln den Senat nicht berufen, damit keine Beschlüsse, die ihnen mißliebig wären, gefaßt werden könnten, so hieß einer der Tribunen ihn zusammentreten und gab ihm die Gelegenheit, seine Meinung, die rechtlich zwar nicht bindend, aber doch thatsächlich entscheidend war, zum freien Ausdruck zu bringen. Auf diese Weise bildete es sich zum Gewohnheitsrecht aus, daß keine Amtshandlung, die über den Kreis der gewöhnlichen Tages-

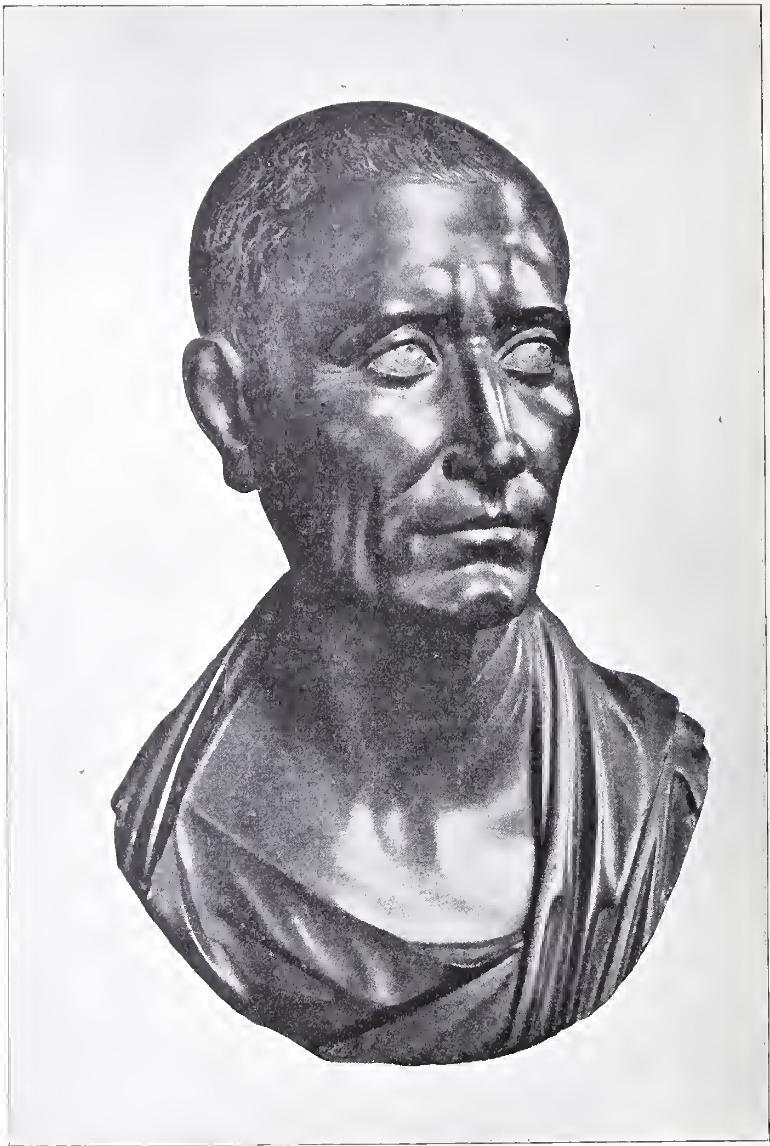


Abb. 4. Basaltbüste Caesars. Berlin, Museum.

geschäfte hinausging, ohne Beschluß des Senats zur Ausführung kam, und wer sich ihm widersetzte, galt geradezu als Revolutionär. Die Magistratur sank zum ausführenden Organ der allmächtigen Aristokratie herab, und ihre „monarchische“ Gewalt bestand nur noch in den Köpfen der Rechtslehrer und Staatsphilosophen.

Hierdurch wurde aber auch das „demokratische“ Element der Verfassung neutralisiert. Zwar hatten die Entscheidungen des Senates rechtlich nur beratende, die des Volkes zwingende Kraft, und jedes dauernde Gesetz mußte in seinen Versammlungen beschlossen werden. Aber auch diese konnten nur zusammentreten, wenn ein Beamter sie berief, und durften nur zu demjenigen, was er ihnen vorlegte, ja oder nein sagen; auch nicht das kleinste Amendement konnte von einem amtlosen Privatmann beantragt werden. War also die Magistratur zum Werkzeuge der Aristokratie geworden, so wurde es

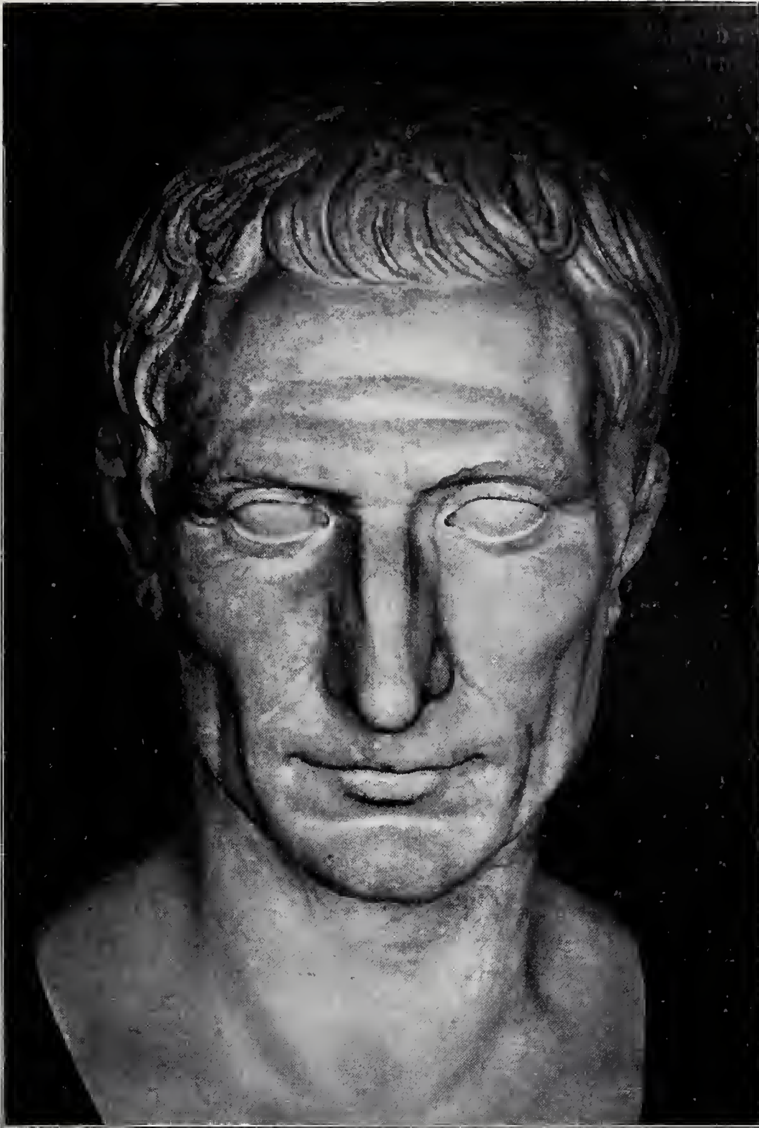


Abb. 5. Marmorbüste Caesars (die Nase nicht ganz richtig ergänzt). Rom, Vatikan.

damit auch die Volksversammlung; man legte ihr eben nichts zur Genehmigung vor, was nicht der Senat vorher gutgeheißen hatte. Freilich konnte sie ablehnen, was ihr nicht gefiel; doch kam dies nicht leicht vor. Denn Volksmassen werden nur durch geschickte Führer handlungsfähig, und diese saßen eben auch im Senat und beugten sich seinen Sprüchen. Das Recht, jedes Jahr die Beamten zu wählen, blieb der Volksversammlung zwar ungeschmälert; doch bedeutete es nicht viel mehr, als daß sie zwischen den einzelnen Adelscliquen, die innerhalb des Senats natürlich stets um den beherrschenden Einfluß im Streite lagen, zeitweilig die Entscheidung gab. Allerdings schien es, daß das Volk die Zusammensetzung der hohen Körperschaft bestimme; denn die aus seinen Wahlen hervorgegangen waren, traten nach Niederlegung ihres Amtes in sie ein; aber auch jenes wichtige Recht bestand fast nur in der Theorie.

Denn wer Consul oder Praetor gewesen war, hatte immer auch in den Massen soviel Anhang gewonnen, um seinen Söhnen, Brüdern und Vettern die nötigen Wahlstimmen verschaffen zu können, und neben denjenigen, die durch vornehme Verwandtschaft gestützt wurden, blieb kaum noch Raum für „neue“ Männer. Gelang es aber wirklich einem hervorragenden Talent, auch ohne ererbten Anhang zu Ämtern gewählt zu werden, so suchte es möglichst bald Anschluß an die Aristokratie, schon um seinen niedrigen Ursprung durch Gesinnungstüchtigkeit vergessen zu machen. Marcus Tullius Cicero, von dem wir noch oft zu reden haben, bietet das bezeichnendste Beispiel dafür.

In den Jahrhunderten, in denen Rom erst um die Führung Italiens, dann um die Weltherrschaft gerungen hatte, war dies aristokratische Regiment erstarkt, indem es glänzende Proben seiner Tüchtigkeit ablegte. Denn den Aufgaben, die man damals zu lösen hatte, war die tausendköpfige Menge der Volksversammlung freilich nicht gewachsen, und noch weniger die Magistratur, weil sie jährlich wechselte und daher meist von mittelmäßigen Köpfen verwaltet wurde. Aber mochte der einzelne Mann auch nicht gar zu viel bedeuten, die Körperschaft als Ganzes umfaßte eine solche Fülle von Weltkenntnis und politischer Erfahrung, wie sie sich nicht zum zweitenmal in einer Versammlung vereinigt fand. War doch fast jedes ihrer Mitglieder als Beamter und Offizier durch die entferntesten Provinzen gestreift und hatte bald mit orientalischen Despoten, bald mit den wilden Völkerschaften des Westens verhandeln oder kämpfen müssen. So zeigte jene Senatspolitik der alten Zeit zwar nicht selten eine gewisse Schwerfälligkeit und konservative Borniertheit, wie sie bei geschlossenen Adelsgemeinschaften unvermeidlich ist, aber immer Sachkunde und weiten Blick. Doch als die Macht Roms gesichert war und die schwersten Kämpfe aufhörten, da erlahmte die Kraft, die sich an ihnen gestählt hatte. Und je stolzer der kleine Kreis von Senatoren auf die unterworfene Welt herabsehen konnte, desto mehr wurde er zur starren, selbstsüchtigen Oligarchie. Die Unterthanen, die man mit des Schwertes Schärfe sich dienstbar gemacht hatte, betrachtete man als eine niedrigere Art von Geschöpfen, die nur dazu da sei, um ausgebeutet zu werden. Und man brauchte die Schätze, die man ihnen abnahm, schon um in Rom die Wahlen zu machen. Denn von denjenigen, welchen es seine Stimmen gab, wollte das Volk der Hauptstadt durch kostbare Spiele unterhalten, durch Kornspenden gefüttert sein, und bald kam man soweit, die Wähler auch direkt mit Geld zu bestechen, und keine Strafgesetze vermochten dem Einhalt zu thun. So gewann auch der Pöbel Roms seinen Anteil an der Beute der Provinzen, blieb aber darum nicht weniger ein hungriger Pöbel, der wirtschaftlich immer mehr herabkam.

Die oligarchische Mißregierung hatte seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus dazu geführt, daß einzelne kühne Politiker auf das demokratische Element in der römischen Verfassung zurückgriffen. Die Herrschaft des Senats war ja nur eine thatsächliche; rechtlich hinderte nichts, auch ohne seine Zustimmung Volksbeschlüsse zu veranlassen, die seine Politik untergruben. Doch stieß man dabei immer auf die Intercession aristokratischer Volkstribunen, und ohne daß man mit brutaler Gewalt ihre geheiligte Person beiseite schob, ließ sich dieser Widerstand nicht überwinden. So hatte die demokratische Bewegung, die Tiberius Gracchus und sein größerer Bruder einleiteten, Gajus Marius fortsetzte und Caesar zum Abschluß brachte, immer etwas wild Revolutionäres an sich. Und da sie vor der Gewalt nicht zurückscheute, so trat ihr auch eine gewaltsame Reaktion entgegen. Die Erbitterung des Streites führte erst zu blutigen Straßenkämpfen, dann zu Bürgerkriegen, welche die ganze römische Welt mit Mord und Brand verwüsteten. Und jedesmal pflegte die siegreiche Partei die Häupter ihrer Gegnerschaft zu Hunderten und Tausenden hinzuschlachten, bis sie im Wechsel des Kriegsglückes zur unterliegenden wurde und dann ihrerseits das gleiche Schicksal erlitt. Dies gegenseitige Morden aber war der Tod der Aristokratie, auch wenn es ihre Gegner hinraffte. Denn diese Staatsform bedarf zu ihrem Gedeihen zwar keiner politischen Genies, doch muß der herrschende Stand auf einem hohen Durchschnitt geistiger und sittlicher Kraft stehen, wenn er das Heft in der Hand behalten will. Nun trafen jene politischen Massenmorde immer die Führer der Parteien und diese zwar in so weitem Umfange, daß auch die-

jenigen, welche sich an dritter oder vierter Stelle irgendwie ausgezeichnet hatten, dem Henker verfielen. Es waren also die Hervorragendsten und Tüchtigsten, welche der Senat verlor, und oft mußten mit den Vätern auch die Kinder sterben, so daß das edle Blut jener Führer sich nicht forterbte. Wenn so fast alles, was sich in beiden Parteien über die gemeinste Mittelmäßigkeit erhob, mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde und nur die träge Hefe übrigblieb, so versteht es sich von selbst, daß jener Durchschnitt immer tiefer sinken mußte und endlich der Senat seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen war. Vor allem mußte der sittliche Mut dahinschwinden, weil er fast jedem, der ihn in kühnem Eintreten für seine Ueberzeugung bewährt hatte, zum Verderben geworden war. Zu der Zeit, von der wir hier zu reden haben, war jene traurige Folge der Bürgerkriege schon eingetreten. Noch fand sich zwar im Senat ein kleines Häuflein, das die Ideale der Vergangenheit hochhielt und sich der großen Pflichten eines herrschenden Standes bewußt blieb; die große Mehrzahl aber dachte nur noch an ihren persönlichen Vorteil, scheute vor jeder Verantwortung ängstlich zurück und betrachtete es als erstes Ziel ihres politischen Verhaltens, jede Gefahr von ihrem lieben Leben fernzuhalten.

Während so der aristokratischen Staatsform der Boden unter den Füßen wich, hatte sich die monarchische immer deutlicher vorbereitet. Dem Senat gegenüber wollte die demokratische Partei die Rechte des Volkes zur Geltung bringen. Die Masse selbst aber konnte sie natürlich nicht ausüben, ohne daß begabte Führer ihrem Willen die Richtung gaben. Die Herrschaft des Volkes bedeutete also nichts anderes als die Herrschaft desjenigen Demagogen, dem es zeitweilig blind vertraute und dessen Vorschläge es daher, ohne viel nach ihrer Begründung zu fragen, durch seine Abstimmungen zu Gesetzen erhob. Da es regelmäßig Einer war, der durch überlegenes Talent die Mitbewerber in den Hintergrund schob und sie im gemeinsamen Kampfe gegen den Senat zu seinen Gehilfen herabdrückte, so wäre schon von Anfang an das demokratische Regiment ein monarchisches gewesen, wenn nicht die Jährigkeit der Ämter ihm die Dauer geraubt hätte, die für die wirkliche Monarchie durchaus wesentlich ist. Denn weil einzig der Magistrat, mochte er Consul oder Tribun sein, Anträge an die Volksversammlung stellen konnte, verlor der Demagoge mit dem Ende seines Amtsjahres zwar nicht seinen Einfluß, wohl aber die Macht, ihn selbstthätig auszuüben. Doch hatte ein geschickter Führer auf diese Art beiseite treten müssen, so sehnte sich das Volk stets nach ihm zurück, und das mit gutem Grunde. Denn Männer, die es klug und zielbewußt zu leiten wußten, fanden sich nicht jedes Jahr von neuem, und selbst wenn dies möglich gewesen wäre, wirkt doch gerade auf die Massen der Zauber einer erprobten und geliebten Persönlichkeit mit solcher Stärke, daß ihnen jeder Ersatz ungenügend erscheinen mußte. So hat die römische Demokratie trotz aller gesetzlichen Hindernisse immer die Tendenz verfolgt, ihren Führern entweder das Amt, in dem sie sich hervorgethan hatten, wiederholt zu erneuern oder auf andere Weise deren Macht zu verlängern, so daß sie sich auch dadurch der monarchischen annäherte.

Auch Caesar hatte seine Laufbahn als demokratischer Führer begonnen; doch seinem klaren Geiste konnte es nicht verborgen bleiben, daß die verrottete Senatsregierung sich nicht durch das wüste Treiben jährlich wechselnder Demagogen, sondern nur durch eine starke, dauernde Monarchie beseitigen ließ. Darin lag ja eben seine Genialität, daß er, wie kein anderer Römer, mit nüchternem Blick und unbeirrt durch das leere Geklingel sogenannter Prinzipien die Wirklichkeit zu erfassen verstand. Wo nur reale Machtverhältnisse, wie in Krieg und Diplomatie, gegeneinander abzuwägen und geschickt zu benutzen waren, da hat er sich stets als unübertroffenen Meister gezeigt. Doch für die innere Politik ist es nicht gut, wenn ihr Leiter gar zu hoch über seinem Volke steht; denn will er den Bedürfnissen desselben gerecht werden, so darf er die Fühlung mit ihm niemals verlieren und muß auch an seinen Schwächen mindestens soweit Anteil haben, um instinktiv zu empfinden, worin er ihnen nachzugeben hat. Aber gerade jene untrügliche Klarheit, mit der Caesar alles greifbar Thatsächliche erfaßte, hinderte ihn, für die Übermacht der Phrase von der besten aller Verfassungen und für jenes dumpfe, scheinbar grundlose Volksempfinden,

das zäh am Hergebrachten hängt, das nachfühlende Verständnis zu gewinnen. Und wie in dem köstlichen Stil seiner Schriften das Wort den Gedanken in schlichtester Knappheit umschließt, so strebte er auch in seinen politischen Schöpfungen nach der Durchsichtigkeit der Form, die seinem Wesen Bedürfnis war. Nun liegt es aber in der Natur des Menschen, daß er an den alten Formen mit noch größerer Liebe festhält, als an ihrem Wesen. Wir selbst haben es ja erlebt, daß die deutschen Fürsten wohl auf den Heerbefehl zu gunsten Preußens verzichteten, aber nicht auf ihre eigene Kokarde und auf das Recht, ihr Bildnis auf ehrung an das natürliche Ziel seines Daseins gelangt; nur daß er sie schroff und unverhüllt zum Ausdruck brachte, hat ihm den Untergang bereitet.

Als der übermütige Tarquinius vertrieben war, da hatte, wie die Sage ging, das ganze Volk für sich und seine Nachkommen den Eid geleistet, keinen König über sich zu dulden und jeden, der die freie Verfassung in Frage stelle, mit Gewalt oder List aus dem Wege zu räumen. Der erste Consul Lucius Junius Brutus hatte seine beiden Söhne hinrichten lassen, weil sie dem Schwure zuwider die Herstellung des Königtums geplant hatten. Dies pries man als





Abb. 6. Attisches Tetradrachmon (stark vergrößert) aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. Neben der Eule die Statuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton.

die Münzen zu setzen. Die Soldaten Caesars waren begeistert für ihren unüberwindlichen Feldherrn; das Volk verehrte in ihm den Friedensstifter nach langen Wirren und Kämpfen und freute sich eines Herren, der ebenso freigebig wie leutselig war; selbst der Adel erkannte es an, daß er der einzige Parteiführer war, der seinen Sieg nicht mit dem Blute Unschuldiger befleckt und sogar erbitterte Gegner, wenn sie den Bürgerkrieg überlebten, großmütig begnadigt hatte. Derselbe Cassius, der später gegen ihn den Mörderdolch zückte, hatte es vorher in vertraulichen Briefen ausgesprochen, daß man die milde Hand eines solchen Herrschers wohl über sich dulden könne. Hätte Caesar seine Monarchie in republikanische Formen gekleidet, wie es nach ihm Augustus that, er wäre wahrscheinlich in Frieden und Verdie größte That echter Vaterlandsliebe, und die griechische Litteratur, die auch damals noch der römischen Bildung die wichtigste Nahrung bot, verstärkte die Wirkung, die jenes Beispiel aus der heimischen Geschichte hervorrufen mußte. Feierte sie doch keine anderen Helden, selbst den Welteroberer Alexander nicht, mit so begeisterten Worten, wie Harmodios und Aristogeiton (Abb. 6), Pelopidas, Timoleon, die ihre Stadt vom Tyrannen befreit hatten. Für ihre künftige Rednerthätigkeit in Gericht und Senat bereitete sich die vornehme Jugend dadurch vor, daß sie in den Rhetorenschulen über fingierte Streitfälle disputierte, und kein Gegenstand war für diese Übungen beliebter, als der Lohn des Tyrannenmörders. Ein paar Themata dieser Art, die sich neben vielen ähnlichen aus dem Altertum erhalten haben,

mögen hier als Beispiele angeführt werden: „Ein Tyrann ertappt einen Jüngling bei seiner Frau und will ihn nach dem Rechte des beleidigten Ehemannes niederstechen; doch wird ihm das Schwert entrissen und er selbst damit getötet. Verdient der Ehebrecher den gesetzlichen Lohn des Tyrannenmordes?" Oder: „Ein Tyrann flüchtet vor seinem verfolgenden Mörder in ein Privathaus; dieser steckt es an, und sein Gegner kommt in den Flammen um. Ist jener öffentliche Wohlthäter verpflichtet, von dem Lohne, den er selbstverständlich erhält, dem Eigentümer des Hauses den Schaden zu ersetzen, den er durch seine Brandstiftung angerichtet hat?" So bildete der heranwachsende Knabe seinen Stil, indem er, um den Tyrannen zu schmähen und seinen Mörder zu preisen, nach den hochtönendsten Phrasen suchte. Schon auf der Schulbank lernte man es in tausend Wiederholungen, daß die republikanische Verfassung das höchste Gut, und denjenigen, der sie antastete, umzubringen, die ehrenvollste Pflicht des freien Bürgers sei. Dies war zu einem Gemeinplatz der griechisch-römischen Ethik geworden, an dessen Berechtigung zu zweifeln, keinem Gebildeten in den Sinn kam.

Bei der Abschaffung des Königtums hatte man dessen volle Gewalt auf die Consuln übertragen; nur dadurch war sie beschränkt, daß ihrer zwei waren und jeder den anderen am Mißbrauche seiner Macht hindern konnte; denn bei einem Zwiespalt gleicher Gewalten mußte nach der Verfassung immer der Verbietende Recht behalten. Dazu kam, daß die Amtsdauer auf ein Jahr beschränkt und damit die Möglichkeit geboten war, auch die höchsten Beamten nach ihrem Rücktritte zur Verantwortung zu ziehen. Daß Kollegialität und Jährigkeit die Grundpfeiler der republikanischen Verfassung seien, auf denen ihr wesentlichster Unterschied von der Monarchie beruhe, war in Rom jedermann bekannt. Freilich hatte man sich schon bald nach der Vertreibung des Tarquinius davon überzeugen können, daß jenes zwiespältige Regiment, wie es durch das gegenseitige Verbietungsrecht der Consuln nur zu leicht hervorgerufen wurde, im Kriege verderblich zu werden drohte. Man hatte daher für Zeiten der dringendsten Gefahr das Amt des Dictators geschaffen, in dem die ungeteilte und ungehemmte Macht des Königtums wieder auflebte. Doch wenn Kriegsnot oder innerer Aufruhr dazu zwang, so den einen Pfeiler der Verfassung zu beseitigen, verstärkte man den anderen um so mehr: keine Dictatur durfte über sechs Monate währen. Aber diese Bestimmung hatte man schon bei Sulla fallen gelassen; er war „Dictator zur Ordnung des Staates" geworden ohne eine andere Zeitgrenze als diejenige, welche im Zwecke seines außerordentlichen Amtes lag. Denn nachdem derselbe erfüllt und „der Staat geordnet" war, erwartete man von ihm, daß er abdanke. Doch wenn er sich dessen geweigert hätte, wer wollte ihn zwingen? Ja, wer konnte den Zeitpunkt bestimmen, wann der Staat als ganz „geordnet" zu betrachten sei? Daß Sulla seine Gewalt niederlegte, war also nur sein freier Wille; er hätte sie, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, auch lebenslänglich behaupten können, wie später Augustus seine Machtbefugnisse nur auf Zeit empfangen hatte, sie aber immer wieder verlängern ließ. Auch Caesar war Dictator geworden und konnte es bleiben, solange es ihm beliebte; die thatsächliche Lebenslänglichkeit seiner souveränen Gewalt hätte jeder ruhig hingenommen. Wenn er sie aber auch in seinem Titel zum Ausdruck brachte, indem er sich dictator perpetuus, d. h. Dictator auf Lebenszeit, nannte, so gab er damit dem republikanischen Empfinden, das in Rom noch sehr lebendig war, mutwillig einen Schlag ins Gesicht.

Doch damit noch nicht genug! Die Dictatur war ein Amt, das alle staatliche Macht in die Hände eines Einzelnen legte, aber sie blieb doch nur ein Amt, und ein solches konnte nach römischer Anschauung niemals erblich sein; denn vererben ließ sich nur persönliches Eigentum. Die Könige, die teils in Abhängigkeit von Rom innerhalb des Reiches, teils jenseit seiner Grenzen noch regierten, konnten ihre Herrschaft nur deshalb ihren Söhnen hinterlassen, weil sie rechtlich als Grundbesitzer ihres Gebietes, alle Unterthanen als ihre Sklaven galten. Juristisch konstruieren ließ sich also die Erblichkeit der höchsten Gewalt auch für Rom nur in der Form des Königtums; diese Konstruktion aber war im höchsten Grade verletzend, da sie ja für alle Bürger den Nebenbegriff der Sklaverei in sich schloß. Wir werden später sehen, wie Augustus

diese Schwierigkeit umgangen hat, indem er die Stellung seiner Nachfolger nicht rechtlich formulierte, sondern nur thatsächlich sicherte. Bei Caesar dagegen überwand jenes radikale Streben nach klaren Formen jede Rücksicht. Zwar besaß er keinen Leibeserben; doch bis zu seinem Tode hat er immer auf Nachkommenschaft gehofft, und blieb sie ihm versagt, so stand doch nach römischem Rechte der Adoptivsohn dem selbstgezeugten völlig gleich. So wollte er denn wenigstens durch das Mittel der Adoption denjenigen selbst bestimmen, der nach ihm das Römerreich regieren solle, und dazu hielt er den Königstitel für unerläßlich.

Freilich auch ihm selbst war es bei dieser Forderung nicht recht geheuer. Während sich sonst seine Politik durch kühnes Vorwärtsstreben zu dem erwählten Ziele, durch untrügliche Sicherheit in der Wahl der passendsten Mittel auszeichnet, wird er hier zagend und unsicher. Mit einer ängstlichen Vorsicht, die an ihm ganz ungewohnt ist, streckt er immer neue Fühler aus, um die Stimmung des Volkes zu prüfen, und wenn er sie dann findet, wie sie thatsächlich war, zuckt er scheu zurück und kann doch seinen Unmut nicht verbergen. So verrät er jedermann seine Absichten, ohne mit ihrer Ausführung weiterzukommen. Er, der als demokratischer Führer seine Laufbahn begonnen und von begeisterten Massen umjubelt die ersten Schritte zu seiner späteren Macht gethan hatte, konnte sich nicht dazu entschließen, den Volkswillen, der ganz unzweideutig zum Ausdruck gekommen war,



Abb. 7. Michelangelo. Idealbüste des Marcus Junius Brutus. Florenz, Bargello. (Zu Seite 17.)

rücksichtslos zu vergewaltigen und all den Haß auf sich zu laden, der dem Könige von Rom sicher war. Doch verzichtete er darum nicht auf seine Pläne, sondern suchte sie auf einem neuen Wege durchzuführen.

Im Jahre 53 v. Chr. war das Heer des Crassus bei Carrhae durch die Parther vernichtet worden, und weil schon damals der Bürgerkrieg drohte und bald darauf zum Ausbruch kam, hatte Rom die Schmach noch nicht rächen können. Noch schmückten die Feldzeichen römischer Legionen als Trophäen die Heiligtümer Persiens, und zahlreiche Römer, die im Kampfe gefangen waren, schmachteten in barbarischer Sklaverei. Seit im Innern die Waffen ruhten, mußte es die erste Pflicht des Siegers sein, auch gegen den äußeren Feind die Ehre des Reiches herzustellen. Am 17. März 45 war in Spanien die letzte Schlacht des Bürgerkrieges geschlagen worden, in der die Söhne des Pompejus dem unüberwindlichen Gegner ihres Vaters erlagen; seitdem hatte Caesar für den Partherfeldzug gerüstet und gedachte ihn im Frühling 44 anzutreten. Vorher aber ließ er noch die sibyllinischen Bücher befragen, und ein gefälliger Priester entdeckte darin das Orakel, daß nur ein



Abb. 8. Marcus Junius Brutus. Rom, Capitolinisches Museum. (Zu Seite 16.)



Abb. 9. Goldmünze des Marcus Brutus (stark vergrößert) mit seinem Bildnis und dem Idealkopfe des Lucius Brutus, der den König Tarquinius vertrieben und als erster Consul die Republik gegründet hatte.

König die Parther besiegen könne. Auf Grund dessen sollte im Senat der Antrag gestellt werden, daß Caesar zwar nicht in Rom und Italien, wohl aber in allen Provinzen den Königstitel führen solle. Zur Beschlußfassung war derselbe 15. März bestimmt, an dem eine Schar begeisterter Idealisten den Eid der Urväter erfüllte und der zukünftige König ihren Dolchen erlag.

Mehr als sechzig Männer, alle den höchsten Ständen angehörend, hatten sich zu der Mordthat vereinigt, die ihnen als heilige Pflicht gegen das Vaterland erschien. Denn es waren nicht ehrgeizige Hoffnungen oder persönliche Feindschaft gegen Caesar, was die Mehrzahl der Verschworenen zu ihrer That bestimmte; hatten doch viele von ihnen unter seiner Regierung eine glänzendere Laufbahn zu erwarten, als die Republik sie ihnen gewähren konnte. Typisch für den Charakter des ganzen Unternehmens sind die beiden Brutus, bei deren Persönlichkeit wir daher etwas länger verweilen müssen. Ihre Verwandtschaft war nur eine sehr entfernte, aber beide leiteten sie ihren Stammbaum von jenem Lucius Junius Brutus ab, der den Tarquinius vertrieben und seine Söhne der Freiheit geopfert hatte, und dies ist für ihr Handeln entscheidend geworden.

Marcus Junius Brutus, geboren gegen Ende 78 v. Chr., war von seinem mütterlichen Oheim Quintus Servilius Caepio adoptiert und nannte sich danach auch Quintus Caepio Brutus. Auf diese Weise knüpfte er seine Abstammung noch an einen zweiten Tyrannenfeind an, den Gajus Servilius Ahala, der vierhundert Jahre früher den Spurius Maelius, als er nach dem Königtum strebte, auf offenem Markt erdolcht hatte. Brutus hat ihn später neben jenem ersten Consuln auf seinen Münzen abbilden lassen und dadurch zum öffentlichen Ausdruck gebracht, welchen Wert er auf seine Abkunft auch von diesem Ahnherrn legte (Abb. 9—11). Seine Mutter Servilia teilte freilich den Tyrannenhaß ihres Urvaters nicht; sie hatte mit Caesar schon seit seiner frühen Jugendzeit in einem Verhältnis gestanden, das er zwar oft genug durch andere Liebschaften unterbrach, aber dennoch vierunddreißig Jahre lang aufrecht erhielt. Denn auch als ihre Jugendschönheit verblüht war, fesselte ihn der Geist der hochbedeutenden Frau. Gerade in die erste, heißeste Zeit dieser Leidenschaft fiel die Geburt des Marcus Brutus; man flüsterte daher nicht ohne Grund, daß er der Sohn des Dictators sei, und dieser schien das Gerücht zu bestätigen, indem er den Jüngling in jeder Weise unterstützte und beförderte. Noch wenige Monate, ehe er unter dem Dolche des Brutus fiel, hatte er diesen zum Praetor ernannt und ihm das Consulat zugesagt, obgleich die Gesetze ein höheres Alter für die Bekleidung dieser Ämter vorschrieben, als sein Günstling damals erreicht hatte. Doch der Stiefbruder der Servilia war jener Marcus Porcius Cato, der sich bei dem Siege Caesars selbst den Tod gegeben und dadurch am entschiedensten und am



Abb. 10. Denar des Marcus Brutus mit den Idealköpfen seiner Ahnen, des ersten Consuln und des Tyrannenmörders Ahala.

wirksamsten gegen die entstehende Monarchie protestiert hatte. Dieser Oheim gewann früh großen Einfluß auf den jungen Neffen, und seine Tochter Porcia, mit der sich Brutus nach dem Tode ihres Vaters verheiratete, sorgte dafür, die Erinnerung an dessen Grundsätze wachzuerhalten. Doch war dies kaum nötig; denn ihr Gemahl war einer jener harten Köpfe, die ihre einmal gefaßte Meinung nie wieder zu ändern vermögen. Als Krieger oder Staatsmann hat er sich niemals ausgezeichnet; seine Lieblingsbeschäftigung war die Philosophie, deren abstrakte Moral seinem schematischen Geiste zusagte und von ihm mit eisernem Willen in das wirkliche Leben übertragen wurde. Ihr Ideal des unbewegten Weisen, der sein Glück nur in sich selber findet und alle Einwirkungen der äußeren Welt als gleichgültig betrachtet, hatte er in sich bis zu der Höhe ausgebildet, daß er in der Nacht, welche dem Entscheidungskampfe von Pharsalos vorherging, sich in aller Ruhe damit beschäftigen konnte, den Polybios auszuziehen. Auch sonst hat er viel Zeit aufs Auszüge machen verwendet; dies war die Form, in der sein dürrer Geist sich am liebsten fremde Gedanken aneignete, da er eigene nicht hervorzubringen vermochte. Aus historischen Studien, die er neben den philosophischen eifrig betrieb, hatte er seine Begeisterung für die Verfassung Roms geschöpft und seinen Haß gegen alle, die sie anzutasten wagten. In den Revolutionsjahren, wo sie immer wieder bedroht war, scheint es bei ihm ganz zur fixen Idee geworden zu sein, seinen Namen denen der berühmten Tyrannenmörder des Altertums würdig anzureihen. Schon als Neunzehnjähriger wurde er beschuldigt, Mordpläne gegen Pompejus gesponnen zu haben, der damals für den gefährlichsten Feind der Freiheit galt; ob die Anklage begründet war, konnte nicht festgestellt werden, da das Wohlwollen Caesars sie niederschlug. Später veröffentlichte er eine Streitschrift, in der die Ermordung des Clodius gepriesen wurde,



Abb. 11. Denar des Marcus Brutus mit dem Kopfe der Freiheitsgöttin und dem ersten Consuln, von seinen Lictoren begleitet.

weil es eine vaterländische That sei, einen so schlechten Bürger aus dem Wege zu räumen. Als dann Pompejus die Verteidigung der aristokratischen Republik übernahm, stellte sich Brutus alsbald auf seine Seite und kämpfte unbedenklich gegen seinen Retter und Wohlthäter, um nach dessen Siege nicht nur begnadigt, sondern zu Ämtern und Würden erhoben zu werden. Uneigennützig ist er nicht immer gewesen; die Unterthanen Roms hat er ohne Scham und Mitleid für seine Tasche ausgebeutet; doch dies hatten auch die vielbewunderten Ahnen gethan. Wie er ihre historischen Rechte zu seinem Vorteil in Anspruch nahm, so war er auch bereit, das historische Recht zu verteidigen, wo es ihm nur Gefahr und Nachteil bringen konnte. Denn das Consulat war ihm durch die Gnade Caesars sicher, und mehr konnte er in der freien Republik auch nicht erlangen. Daß er gegen den väterlichen Freund, der vielleicht gar sein Vater war, den Dolch zu zücken vermochte, war also nur die Folge seiner starren Überzeugungstreue. Dies haben Mit- und Nachwelt anerkannt, und noch Jahrhunderte später hat sich jedes freiheitsdurstige Herz an dem Bilde des Brutus begeistert. Als dann freilich im Mittelalter das Kaisertum als Einsetzung Gottes geheiligt wurde, da verwies Dante den ersten Kaisermörder in den tiefsten Höllenschlund, wo Satan in höchsteigener Person ihn zwischen seinen Zähnen zermalmte. Doch die Renaissance brachte sein Andenken wieder zu Ehren; Michelangelo (Abb. 7), Shakespeare und Schiller haben den Freiheitshelden verherrlicht, und erst der nüchternen Forschung der Neuzeit ist es gelungen, die Bewunderung für ihn auf ihr richtiges Maß herabzusetzen.

Auch Decimus Junius Brutus war durch Adoption des Aulus Postumius Albinus, nach der er den Namen Albinus annahm, in eine zweite Familie übergegangen, die sich gleichfalls des Kampfes gegen die Monarchie rühmen konnte, und feierte dies auf seinen Münzen (Abb. 12). Denn nach der Sage hatte



Abb. 12. Denar des Decimus Brutus mit dem Idealkopfe des Consuln Aulus Postumius, der den Tarquinius besiegt und damit die Wiederherstellung der Monarchie abgewehrt hatte.

der Consul Aulus Postumius, der Vorfahr seines Adoptivvaters, durch den Sieg am See Regillus die Wiederkehr des Tarquinius abgewehrt. Aber während Marcus Brutus sich immer auf der Seite der aristokratischen Republik gehalten hatte, wie sein Polybios, den er studierte und auszog, sie verherrlichte, war Decimus der demokratischen Partei beigetreten. So war er mit Caesar in nähere Beziehungen gekommen, begleitete ihn noch in frühem Jünglingsalter nach Gallien und zeigte dort als sein Unterfeldherr eine glänzende militärische Begabung. Auch im Bürgerkriege bewährte er sie, wo er gemeinsam mit Gajus Trebonius das feste Marseille im Dienste desselben Mannes eroberte, bei dessen späterer Ermordung die beiden wieder zusammenwirken sollten. Ohne daß er überhaupt in die gesetzliche Beamtenlaufbahn eingetreten war, hatte ihn Caesar schon mehr als einmal mit der Verwaltung wichtiger Provinzen betraut und mit Überspringung aller niedrigeren Ämter für das Jahr 42 zum Consuln bestimmt. Denn mit keinem anderen aus seiner Umgebung verkehrte der Dictator lieber, zu keinem hegte er größeres Vertrauen; ja er hatte den Decimus sogar in seinem Testamente zum Miterben und Vormund seiner Kinder ernannt, falls ihm künftig noch solche geboren würden. Und wirklich hatte jener ihm mit fester Treue angehangen, solange er in Caesar nur den Demokratenführer sah. Auch die Dictatur hatte ihn noch nicht geschreckt: wenn Sulla in diesem Amt eine aristokratische Reaktion durchgeführt hatte, warum sollte es Caesar nicht zu einer demokratischen Reform dienen? Nur mußte auch dieser nach Vollendung seines Werkes die Gewalt niederlegen. Als sie aber für lebenslänglich erklärt wurde und dann das Streben nach dem Königstitel unverkennbar hervortrat, erinnerte sich auch Decimus, daß er ein Brutus war.

Der geistig Bedeutendste der ganzen Schar war Gajus Cassius Longinus. Als Quaestor des Crassus hatte er dessen unglücklichen Feldzug mitgemacht, die Trümmer des geschlagenen Heeres über den Euphrat zurückgeführt und mit ihnen die Provinz Syrien glücklich gegen die siegreichen Parther verteidigt. Den Feldherrnruhm, den er so unter den schwierigsten Verhältnissen gewonnen hatte, bewährte er auch im Bürgerkriege, indem er als Flottenführer des Pompejus dem Caesar empfindlichen Schaden that. Dies war ihm nicht nur verziehen worden, sondern im Jahre 44 hatte er sogar gemeinsam mit Marcus Brutus die Praetur erhalten und sollte 43 die Statthalterschaft von Syrien übernehmen, um durch seine genaue Landeskunde den Krieg des „Königs“ gegen die Parther zu unterstützen. So mischten sich unter den Verschworenen alte Freunde Caesars mit besiegten Feinden, denen er das Leben geschenkt hatte, um sie gleich in hochherzigem Vertrauen zu Gehilfen seiner Regierung zu machen. Für diese milde Großmut war Cassius nicht unempfänglich; doch vor der Freiheit Roms und dem Ruhme des Tyrannenmordes mußte auch bei ihm die persönliche Dankbarkeit zurücktreten. Gleichwohl war er der einzige von seinen Genossen, der sich eine gewisse Nüchternheit bewahrte und ein wenig an die Folgen dachte, die der Mord auch im Falle des Gelingens nach sich ziehen mußte. Gerade darum aber fiel die Führung weniger ihm zu als Marcus Brutus, dem kalten Fanatiker, dessen theoretische Begeisterung dem Verständnis der übrigen Tyrannenfeinde näher lag und dessen starker Wille sich ihnen übermächtig aufdrängte.

So wurde denn auch die That mit einem ganz kindischen Idealismus vorbereitet, der auf die wirklichen Zustände der Welt gar keine Rücksicht nahm. Trotz ihrer großen Zahl forderte man von den Mitwissern nicht einmal den Eid des Schweigens; hatten doch die Urväter bei dem Sturze des Tarquinius für alle ihre Nachkommen geschworen, und diese Verpflichtung bewahrte nach Brutus' Meinung noch immer ihre Kraft, obgleich sie ein halbes Jahrtausend alt war. Cassius verlangte, daß auch Marcus Antonius, der treueste und einflußreichste Anhänger des Dictators, mit diesem zugleich fallen solle. Er bekleidete damals mit Caesar gemeinsam das Consulat, und war sein Kollege tot, so ruhte nach der Verfassung die ganze Gewalt des Staates in seiner Hand und konnte gegen die Verschworenen gebraucht werden. Überdies war er auch nach jenem Schwur der Väter des Todes schuldig; denn erst kürzlich hatte er Caesar als angeblicher Vertreter des römischen Volkes öffentlich die Krone angeboten,

und nach der Theorie des Tyrannenmordes war nicht nur das Streben nach dem Königtum, sondern auch jede Unterstützung desselben in gleicher Weise strafbar. Doch um die heilige Sache rein zu erhalten, wollte Brutus nicht mehr Blut vergießen, als unbedingt nötig war, und fand damit allgemeine Zustimmung. Auch der Zeitpunkt für die That war höchst unglücklich gewählt. Denn von den alten Soldaten, die unter Caesars Führung den Bürgerkrieg ausgefochten hatten, war jetzt, nachdem die endgültige Entscheidung eben gefallen war, ein großer Teil entlassen und lungerte in den Straßen Roms, bis ihm der versprochene Grundbesitz zugewiesen werde. Voll Begeisterung für ihren großen Feldherrn, hätten sie jedem, der sich zum Rächer desselben aufwarf, gern ihr Schwert zur Verfügung gestellt. Und außerdem stand auch eine organisierte Macht in Rom, die dem Dictator blind ergeben war. Marcus Aemilius Lepidus, der später das Triumvirat stiften sollte, war zum Proconsul des südlichen Gallien und des nördlichen Spanien bestimmt, und von dem Heere, das er dort zu befehligen hatte, war eine Legion auf der Tiberinsel einquartiert. Auch wenn Lepidus nicht erklärter Caesarianer gewesen wäre, konnte sich doch Antonius ohne weiteres an ihre Spitze stellen, weil er als Consul über alle Streitkräfte Roms zu verfügen hatte. Dem gegenüber besaßen die Verschworenen keinen militärischen Schutz außer einer kleinen Schar von Gladiatoren, die Decimus Brutus unter dem Vorwande öffentlicher Spiele gekauft oder gemietet hatte. Doch schon vier Tage nach der Senatssitzung, die an den Iden des März stattfinden sollte, wollte Caesar Rom verlassen, um den Partherfeldzug anzutreten, und inmitten seines treuen Heeres war er den Dolchen der Verschworenen kaum erreichbar. So waren sie gezwungen, auf jede Gefahr hin die That zu beschleunigen.

Übrigens dachte man gar nicht, daß ein ernstlicher Widerstand zu fürchten sei; mußte doch jedem echten Römer der Fall des Tyrannen willkommen sein. Eben darum hatte man eine Sitzung des Senates für den Mord ausersehen, weil man erwartete, daß die hohe Körperschaft ihn sogleich mit Freuden begrüßen und durch ihre Beschlüsse allen Gegnern die Hände binden werde. Um gegen einen plötzlichen Handstreich gerüstet zu sein, verließ man sich auf die Gladiatoren des Decimus, die sich in der Nähe aufhalten sollten; doch glaubte man sie kaum zu brauchen. Sobald das Opfer lag, wollte Marcus Brutus den versammelten Vätern in feuriger Rede die Freiheit verkündigen, und was dann weiter folgte, würde sich von selbst verstehen.

Der Hergang des Mordes ist durch die herrliche Darstellung Shakespeares, die sich hier den Quellen aufs engste anschließt, allbekannt. Doch gleich der erste Punkt ihrer weiteren Berechnung sollte die Verschwörer täuschen. Die Senatoren blieben nicht ruhig sitzen, um schöne Reden anzuhören, sondern stürzten in wildem Entsetzen den Ausgängen zu und ließen sich von den Zurufen des Brutus nicht aufhalten. War man es doch gewohnt, daß großen politischen Umwälzungen Massenmorde folgten, und weil keiner unter ihnen war, der nicht von Caesar Wohlthaten empfangen und ihm geschmeichelt hätte, meinte auch keiner seines Lebens sicher zu sein. Die Mörder blieben allein bei ihrem Opfer. Und in kurzem konnte man erwarten, daß Lepidus mit seinen Soldaten heranrücke oder daß die Veteranen sich sammelten, um ihren erschlagenen Feldherrn zu rächen. So zogen denn Brutus und seine Genossen, eine Freiheitsmütze vorantragend und die blutigen Dolche schwingend, in feierlichem Zuge zum Capitol, angeblich um dem Jupiter für die Befreiung Roms ihren Dank darzubringen, thatsächlich, weil dies der festeste Platz der Stadt war und sich mit den Gladiatoren des Decimus auch gegen eine Übermacht verteidigen ließ.

Unterdessen sammelte sich das Volk auf dem Markt, um zu gaffen und Neues zu hören. Es hatte seinen großmütigen Herrscher geliebt und verehrt, doch dessen Streben nach dem Königtum mehr als einmal unzweideutig verurteilt. Aber mochte man den Lebenden, als er die geheiligte alte Verfassung mit Füßen trat, auch oft verwünscht haben, dem Toten gegenüber gewann bald das Mitleid die Oberhand. Im Augenblick des ersten Schreckens aber war keine Empfindung mächtiger in den Massen, als die instinktive Furcht, daß der Frieden, den Caesar geschaffen hatte, mit seinem Tode wieder dahin sei und Aufruhr und Bürger-



Abb. 13. Stuckornamente von dem Deckengewölbe einer Grabkammer. Rom, Museo nazionale. (Zu Seite 136)

krieg folgen müsse. Die Rufe, in denen die Menge, gleich einem wohlgeübten Chore rhythmisch zusammensprechend, ihre Stimmungen kundzugeben pflegte, forderten daher nicht Rache, sondern nur Frieden und immer wieder Frieden. Schon dies war den Mördern günstig; denn die Bestrafung von mehr als sechzig Männern, von denen jeder mit so und so viel Senatoren verwandt oder verschwägert war, hätte sich nicht ohne schwere Kämpfe durchführen lassen. Und schnell, sobald nur der erste Schrecken überwunden war, kamen auch ihre Standesgenossen ihnen zu Hilfe, deren Gesinnung sie ganz richtig beurteilt hatten.

In einer Zeit, in der matte, thatenscheue Feigheit den entscheidenden Charakterzug des herrschenden Standes bildete, erschien dieser kühne Tyrannenmord wie eine Wundermär aus hoher Väter Tagen. Was jeder als die ideale Pflicht des Römers anerkannte, aber zugleich als unwirkliches Ideal in das Reich der Träume verwiesen hatte, das war plötzlich ins volle Leben hineingetreten, und wer sich je an den Phrasen der griechischen Rhetorik begeistert hatte, d. h. jeder Gebildete in Rom und Italien, bewunderte die Heldenthat. Selbst unter den erklärten Freunden Caesars wagten kaum die Offenherzigsten, den Mord ungescheut zu beklagen, und auch sie thaten es nur aus Gründen der Opportunität, weil er eine neue Epoche der Bürgerkriege heraufbeschwören müsse; ihn sittlich zu verurteilen fiel keinem ein. Die Stimmung des Volkes, die nicht durch angelernte Prinzipien, son-

dern durch die Macht der großen Persönlichkeit beherrscht wurde, war freilich anders. Aber da es unter dem ersten betäubenden Eindruck der Schreckensnachricht nur nach Frieden schrie, konnten zunächst die höheren Gesellschaftskreise mit ihrer Bewunderung des Tyrannenmordes die Stimmführung übernehmen.

Schon auf dem Zuge zum Capitol hatten sich einige Senatoren den Mördern angeschlossen, als wenn sie zu ihnen gehörten, um so an ihrem Ruhme Anteil zu gewinnen. Bald darauf erschien der Praetor Lucius Cornelius Cinna auf dem Markte. Als Sohn jenes Cinna, der mit Marius gemeinsam in Rom gewütet hatte, war er schon von Geburt auf die demokratische Partei angewiesen und hatte unter der sullanischen Reaktion in die Verbannung gehen müssen. Caesar, der mit seiner Schwester vermählt gewesen war, verdankte er seine Rückberufung und seine Praetur. Trotzdem legte er jetzt vor versammeltem Volke sein Amtsgewand nieder, weil die Ehre, die ein Tyrann ihm verliehen habe, nicht gültig sein könne, und forderte die Menge auf, den Befreiern, die ihrer Väter würdig gehandelt hätten, die verdiente Huldigung darzubringen. Doch seine feurige Rede fand keinen Wiederhall; nur der alte, tausendmal wiederholte Ruf nach Frieden antwortete ihr. Da kam dem Cinna ein Jüngling zu Hilfe, der in den Wirren der kommenden Zeit noch eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte.

Publius Cornelius Dolabella entstammte einem uralten Patriziergeschlechte. Die üblichen Freuden der römischen jeunesse dorée hatte er schon in frühester Jugend in einer Weise durchgekostet, wie sie selbst in diesen verlotterten Kreisen denn doch nicht üblich war. Als Achtzehnjähriger kam er in Konflikte mit dem Strafgesetz, aus denen ihn nur die Advokatenberedsamkeit eines Cicero retten konnte, und stand unmittelbar darauf vor dem Bankerott. Der Bürgerkrieg des Jahres 49 v. Chr. machte ihm Luft; er schloß sich Caesar an, weil er hoffte, dieser werde die reichsten Aristokraten proskribieren und mit ihrem Vermögen seine Anhänger belohnen, sah sich aber in diesen frohen Erwartungen getäuscht. So eröffnete er denn in Abwesenheit Caesars eine Agitation, die auf Kassierung aller Schuldforderungen hinauslief, und die Krawalle, die er zu diesem Zwecke in Rom anzettelte, konnten nur durch ein furchtbares Blutbad unterdrückt werden. Sein Gönner hatte ihm auch dies verziehen; es gehörte eben zu den Schwächen des großen Mannes, daß ihm die sittlichen Eigenschaften seiner Werkzeuge ganz gleichgültig waren, und Leute von hoher Geburt fesselte er gern an sich, weil sie dem künftigen Hofhalte des „Königs" Glanz verleihen konnten. Noch auf dem spanischen Feldzuge hatte Dolabella den Dictator begleiten dürfen und in den harten Kämpfen desselben so tapfer sein Schwert geführt, daß er ehrenvolle Wunden davontrug. Zur Belohnung sollte er im Jahre 44, nachdem



Abb. 14. Hellenistisches Relief mit Schilden. Capua, Museum. (Zu Seite 136.)



Abb. 15. Weibliches Bildnis, vielleicht der Fulvia. Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu S. 25.)

Caesar gegen die Parther ausgezogen war, dessen Consulat übernehmen, obgleich er erst fünfundzwanzig Jahre zählte und vorher kein Amt bekleidet hatte. Das widersprach zwar der römischen Verfassung, doch über diese setzte sich Caesar geflissentlich hinweg. Aber im letzten Augenblick war noch ein anderes Hindernis hinzugetreten. Dolabella hatte die Frau des Antonius verführt und war bei jenen Krawallen von ihm mit Waffengewalt bekämpft worden. So standen sie sich als bittere Feinde gegenüber. Nun war das höchste Amt zwar dem Dolabella sicher, da Caesar es ihm versprochen hatte, aber der Form wegen fand doch noch eine Volkswahl statt, bei der natürlich jeder stimmte, wie der Dictator es gebot. Doch Antonius gehörte zum Kollegium der Augurn und benutzte dies, um während des Wahlaktes zu erklären, daß die Götterzeichen ungünstig seien. Keiner zweifelte, daß dies persönliche Chikane war; aber nach römischem Kirchenrecht machte ein priesterlicher Ausspruch dieser Art die Wahl, wenn auch nicht ungültig, so doch anfechtbar. In der verhängnisvollen Sitzung des 15. März sollte der Senat auch über diese religiösen Bedenken verhandeln, und erklärte er sie für gegenstandslos, wie er es auf Caesars Antrag jedenfalls gethan hätte, so wurde damit das Consulat des Dolabella rechtskräftig. Doch da die Mordthat jede Beratung verhindert hatte, blieb seine Gültigkeit einstweilen noch zweifelhaft.

Trotzdem legte Dolabella schon jetzt die Amtstracht an und zog mit den Lictoren als Consul auf den Markt. Und wie er die Stimmung der Senatoren kannte, glaubte er seine zweifelhafte Würde nicht sicherer behaupten zu können, als wenn auch er sich als Freiheitshelden aufspielte. Er schmähte daher vor dem Volke seinen langmütigen Gönner, dem er seine ganze Stellung verdankte, und stellte sich, als sei er Mitwisser der Verschwörung gewesen und nur durch Zufall verhindert worden, bei dem Morde selbst mit Hand anzulegen. Als so zwei der höchsten Beamten, die beide für treue Anhänger Caesars gegolten hatten, ihn öffentlich als Tyrannen brandmarkten, erhoben sich auch in der Masse einzelne Stimmen, die nach den Befreiern riefen. Brutus und Cassius wurden herbeigeholt und erschienen mit einer Leibwache von Gladiatoren auf dem Markte. Doch wenn man ihre Reden auch ruhig anhörte, das eisige Schweigen, mit dem die Tiraden von Freiheit und Tyrannenmord aufgenommen wurden, ließ es ihnen geraten erscheinen, auf ihre sichere Burg zurückzukehren, von der die anderen Verschwörer sich gar nicht herabgewagt hatten.

Hier sammelte sich allmählich eine immer größere Zahl von Senatoren um sie, die ihnen Glückwünsche zu ihrer kühnen That darbrachten. Cicero, der auch, wenngleich mit vorsichtigem Zögern, erschienen war, riet dazu, sogleich den Senat in den Tempel des Capitolinischen Jupiter zu berufen und diejenigen Beschlüsse zu veranlassen, die zur Rechtfertigung des Mordes geboten waren. Der Stadtpraetor, dessen Amt Marcus Brutus bekleidete, durfte allerdings Senatsverhandlungen leiten, aber nur wenn die Consuln abwesend waren oder ihn dazu ermächtigt hatten. Man bedurfte also der Zustimmung des Antonius; denn ob Dolabella rechtmäßiger Consul sei, mußte in Ermangelung des bestätigenden Senatsbeschlusses noch für zweifelhaft gelten. Gewiß wäre es das einzig Richtige gewesen, den günstigen Zeitpunkt auszunutzen und sich über staatsrechtliche Bedenken so kleinlicher Art kühn hinwegzusetzen. Doch um die heilige Verfassung zu retten, hatte Brutus den Dolch gezückt und wollte daher mit der verbohrten Konsequenz, die ihm eigen war, kein Titelchen eines Verfassungsparagraphen unbeachtet lassen. So schickte man Unterhändler zu Marcus Antonius; als einziger überlebender Consul, dessen Rechtsgültigkeit anerkannt war, hielt er nach jener besten aller Verfassungen die gesamte Staatsgewalt in seiner Hand; was er in diesem entscheidenden Augenblicke that und unterließ, mußte nicht nur das Schicksal der Verschwörer, sondern auch des ganzen römischen Reiches bestimmen.



Abb. 16. Goldmünze (stark vergrößert) mit den Bildnissen des Marcus Antonius und seiner Gattin Fulvia. Berlin, Museum. (Zu S. 25.)

II.

Antonius als Republikaner.

Der Mann, der jetzt die Geschicke Roms leiten sollte, war eine verlotterte Existenz gleich seinem neuen Kollegen Dolabella. Schon sein Vater, dem er im Jahre 82 v. Chr. als ältester von drei Söhnen geboren war, hatte das Familiengut durchgebracht, als er in den frühen Knabenjahren des Sohnes starb, und der Stiefvater, in dessen Hause er erzogen wurde, war als Genosse des Catilina hingerichtet worden. Aus solchem Blut erzeugt und in diesen Verhältnissen großgewachsen, machte der schöne Jüngling zuerst als Buhlknabe bekannter Politiker von sich reden und erwarb so Geschenke von Millionen, die ihm immer wieder in kürzester Zeit durch die Finger flossen. Doch als er in das gesetzliche Alter trat, hinderte diese Einbuße an Ruf und Vermögen ihn gar nicht, die Protektion der Aristokratie und die Wahlstimmen des Volkes zu gewinnen; denn sein Vater war von altem Adel gewesen und seine Mutter sogar eine Julia, eine entfernte Verwandte des Dictators. Von Schulden gedrückt, schloß auch er sich diesem an und zeigte in seinem Dienste als Politiker wie als Feldherr ungewöhnliche Talente. Wie dies von Caesar zu erwarten war, wurde Antonius nicht nur durch Beifall und Ehrenstellen, sondern auch in klingender Münze reich belohnt,



Abb. 17. Silberne Prunkschale, einige Teile durch Vergoldung hervorgehoben, wahrscheinlich pergamenische Arbeit. Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. Verlag von Georg Reimer, Berlin. (Zu S. 134 u. 136.)

er mit den Resten einer vorausgegangenen Schwelgerei sein Amtsgewand und die Rednerbühne besudelte. Die Nichtachtung jedes Anstandes, der Mangel an Selbstbeherrschung, die Haltlosigkeit seines ganzen Wesens, die sich in diesem kleinen Zwischenfall aussprechen, beherrschten auch sein politisches Treiben.

Sein Charakter bietet eine eigentümliche Mischung von Thatkraft und Willensschwäche dar. Der Grundzug desselben

ohne darum je aus seinen Verlegenheiten herauszukommen. Als das konfiszierte Vermögen des Pompejus in Bausch und Bogen versteigert wurde, durfte er es für einen Spottpreis erwerben und sah sich im Besitze von Millionen; doch schon nach ein paar Monaten war er wieder so abgebrannt, daß er die geringe Kaufsumme, die er schuldig geblieben war, nicht erlegen konnte und die Schmach einer Exekution über sich verhängen ließ. Und beim Tode Caesars schätzte man seine Schulden auf vierzig Millionen Sesterzen, das sind über neun Millionen Mark. An dieser fast unglaublichen Vergeudung trugen nicht so sehr Würfelspiel und Dirnen die Schuld, obgleich Antonius beiden im höchsten Maße ergeben war, als eine gutmütige Lust am Geschenkemachen, die freilich in ihrer Schrankenlosigkeit auch durch tolle Prahlerei mitbestimmt wurde. Überwies er doch seinem Arzt mit einem Schlage 3000 Morgen des besten Landes und 2000 dem Rhetor, bei dem er seine Redeübungen zu halten pflegte. Es gab daher kein sichereres Mittel, um mühelos reich zu werden, als wenn man unter die Zechgenossen des Antonius aufgenommen wurde; denn natürlich schenkte er am reichlichsten, wenn er voll süßen Weines war, und das kam sehr oft vor. Begegnete es ihm doch einmal bei einer Ansprache, die er als Beamter an das Volk halten mußte, daß

war ein heißblütiger Sanguinismus, der jeden äußeren Einfluß widerstandslos auf sich wirken ließ und sich jeder Stimmung weichlich hingab. Im Glücke war er übermütig, sorglos und voll überschwenglicher Hoffnungen, im Unglück nur zu leicht bereit, an jeder Rettung zu verzweifeln. Zeitweilig entwickelte er eine fast übermenschliche Thätigkeit und vermochte so wirklich Bedeutendes zu leisten; zeitweilig verträumte er ganze Tage bei dem stupidesten aller Sporte, dem Angeln. Sinnlich erregbar, wie er war, erfreute er sich an allem Schönen, mochten es Weiber oder Kunstwerke sein, und gern gab er seinen Vergnügungen etwas märchenhaft Phantastisches. So hat er sich einmal Löwen abrichten lassen, um mit ihnen, eine schöne Tänzerin an seiner Seite, spazieren zu fahren, wie Bacchus und seine Ariadne mit ihrem Panthergespann. Auch sonst zeigt sich in seinem Verkehr mit den Frauen oft ein sehr anmutig romantischer Zug. Als er einst auf Reisen war, hatte er seine Gattin wieder einmal durch offenkundige Untreue schwer gekränkt. Da wird ihr in später Nacht ein Bote von ihrem Manne gemeldet. Sie empfängt einen Brief voll von reuigen Selbstanklagen und heißen Versprechungen künftiger Besserung. Mit Thränen in den Augen liest sie ihn. Plötzlich fällt der Bote, der unbeachtet dabeigestanden hatte, ihr um den Hals; es ist Antonius selbst,

der sich in dieser Verkleidung in ihr Kämmerlein geschlichen hat und sie jetzt, da er ihrer Verzeihung sicher ist, mit glühenden Liebkosungen überhäuft.

Auch den Männern gegenüber erschien er als der sogenannte gute Kerl, leichtsinnig, aber warmherzig, viel sündigend, aber immer bereit, seine Schuld einzugestehen, in seinem ganzen Verkehr von liebenswürdiger Unbefangenheit und frischem Sich-gehen-lassen. Daher hingen seine Freunde, ehe Kleopatra sie verscheuchte, an ihm mit unerschütterlicher Treue, und der gemeine Mann, vor allem der Soldat, vergötterte ihn. Doch jene Treue hat er seinerseits nicht erwidert; so wenig, wie seiner Frau, hielt er sie seinen Genossen, und während er offen und freimütig erschien, war er doch im Innern oft tückisch und hinterhaltig. Denn den Mut, ganz wahr zu sein, haben nur starke Menschen, wie unser großer Bismarck einer war; wer sich seiner Schwäche selbst bewußt ist, sucht seinen Schutz gern in Lüge und listigem Ränkespiel. Antonius aber war wohl ein Kriegsheld, der den starken Nervenreiz der Lebensgefahr eher suchte, als vermied; doch seines festen Willens konnte er niemals sicher sein, sondern schwankte, durch jeden Eindruck umgestimmt, von Entschluß zu Entschluß.

Von seiner Umgebung war er immer im höchsten Grade abhängig, und zwar wählte er dazu nicht Leute, die ihm durch Rang oder Klugheit oder gar durch sittliche Eigenschaften Achtung einflößten, sondern niederes Volk, das ihn amüsierte und ihm schmeichelte. Die leicht erschlafften Nerven des Wüstlings bedurften der Erregung durch den Wein, und war er in erhöhter Stimmung, so schlug er nicht leicht eine Bitte ab. Namentlich den Weibern gab er sich rückhaltslos hin; seine Geliebte, ob er der Königin von Ägypten oder irgend einer kleinen Tänzerin zeitweilig zu Füßen lag, war immer stadtbekannt, und jeder wußte, daß sich durch ihre Fürsprache alles bei ihm erreichen ließ. Zu der Zeit, von der wir jetzt zu reden haben, beherrschte seine Gattin Fulvia (Abb. 15 u. 16), eine Frau von starkem herrischen Charakter, den schwachen Mann. Er hatte schon mit ihr gebuhlt, als sie noch das Weib eines anderen war, und wenn er jetzt auch oft genug Abwechselung suchte, blieb ihre Macht über ihn einstweilen doch noch ungebrochen.

Auch von der öffentlichen Meinung war er keineswegs unabhängig. Zwar daß leichtsinnige Streiche und selbst Rüpeleien von ihm in aller Munde waren, rührte ihn wenig; fand man sich doch nur zu leicht bereit, solche Dinge dem liebenswürdigen Schwerenöter zu verzeihen. Auch sittliche Skrupel kannte er nicht; schon die demoralisierende Wirkung des ewigen Schuldenmachens hatte ihn von Jugend auf daran gewöhnt, vor nichts zurückzuschrecken, was seine Kasse wieder füllen und ihm die Mittel zu neuen Lüsten bieten konnte. Aber wie er die Schmeicheleien geschenkehungriger Zechgenossen gierig einsog, so wollte er auch von Volk und Senat gepriesen und bewundert sein. Dies ist wohl der einzige Grund gewesen, der sein Verhalten in den ersten, entscheidenden Tagen nach Caesars Tod bestimmte. Die niedere Masse verlangte nur Frieden, und in den oberen Regionen, in denen Antonius selbst sich bewegte, war alles erfüllt von stolzem Tyrannenhaß und Bewunderung für die Befreier. So wenig ihm, der Caesar vor wenigen Wochen das Diadem angeboten hatte, das Schwärmen für Freiheit zu Gesichte stand, ließ er sich doch von dem allgemeinen Strome mit forttragen; denn sich ihm entgegenzustemmen und damit furchtbaren Haß auf sich zu laden, fehlte ihm der moralische Mut. Hätte er es freilich gethan, so wäre ihm die Krone fast mühelos in den Schoß gefallen. Doch so hohe Ziele hatte sich der schlaffe Wüstling nie gesteckt; erst der spätere



Abb. 18. Die Schale S. 24 in der Seitenansicht.
Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134 u. 136.)

Verlauf der Ereignisse sollte ihn fast wider seinen Willen dazu hindrängen.

Als Caesar nach Beendigung des spanischen Bürgerkrieges die Leibwache, die ihn als Feldherrn bisher umgeben hatte, in Rom entließ, hatte auf Beschluß des Senats jedes Mitglied desselben feierlich geschworen, das Leben des Dictators zu verteidigen und jedes Antasten seiner heiligen Person zu eidlich verpflichtet. Auf diesen Standpunkt konnte sich Antonius stellen, ja nach seiner Vergangenheit mußte er es thun. Und die Mittel zur Rache waren in seiner Hand. Der Legion des Lepidus, die sich aus den Veteranen noch bedeutend verstärken ließ, hätten die wenigen Gladiatoren des Decimus Brutus nicht Stand halten können, und auf dem Capitol, von wo kein Entweichen mög-



Abb. 19. Silberne Prunkschale mit dem schlangenwürgenden Herakleskinde, der ornamentierte Randstreifen vergoldet. Das Mittelrelief, das stark abgenutzt in die viel jüngere römische Schale eingesetzt ist, scheint griechische Arbeit des vierten oder dritten Jahrhunderts zu sein. Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134.)

rächen. Brutus und Cassius behaupteten freilich, dieser Eid sei nicht aus freiem Willen geleistet und könne schon deshalb nicht bindend sein, weil er jenem uralten Schwur, den die Ahnen bei der Vertreibung des Tarquinius gethan hätten, zuwiderlaufe. Aber dies brauchte nur gelten zu lassen, wer in Caesar den Tyrannen sah; kam ihm dagegen der Titel „Vater des Vaterlandes“, den der schmeichelnde Senat ihm beigelegt hatte, mit vollem Rechte zu, so war jeder Senator zur Rache an seinen Mördern lich war, hätte man nicht nur die Verschwörer gefangen, sondern zugleich das ganze Nest der entschiedenen Republikaner ausgehoben, die mit ihnen gemeinsame Sache gemacht hatten. Auch diese waren als Eidbrüchige des Todes schuldig, und daß es Antonius auf ein paar Dutzend Menschenleben mehr oder weniger nicht ankam, hat er später nur zu deutlich gezeigt. Und in diesem Falle hätten die Hinrichtungen einen unanfechtbaren Rechtsgrund gehabt, während seine Proskriptionen brutale Gewalt

waren; ja wenn man es für nötig hielt, ließ sich sogar ein gerichtliches Verfahren mit dem gewünschten Erfolge inszenieren. Denn daß die Verschwörer und ihre Gehilfen eines Kapitalverbrechens schuldig waren, konnte kein Mensch bezweifeln, sobald das Privilegium des Tyrannenmordes grundsätzlich beseitigt war. Auf diese Weise hätte zugejubelt. So wäre ohne Bürgerkrieg, nur durch einen leichten Straßenkampf und die Hinrichtung von 60—100 geständigen Verbrechern, was in jenen Zeiten wirklich nicht viel sagen wollte, die Monarchie fester begründet worden, als zuvor, wenn nur Antonius die Kraft gehabt hätte, zu wollen. Aber so skrupellos er Caesar gedient hatte, im



Abb. 20. Großer Silberkrater aus Augusteischer Zeit.
Er diente dazu, um bei der Mahlzeit den Wein mit Wasser zu mischen.
Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134.)

Antonius alle vernichtet, die geneigt sein konnten, seiner Herrschaft zu widerstreben, und wenn er sich dann wegen dieser schweren Verwirrung des Staates zum Dictator machen ließ, so hätte auch dies keinen Widerspruch gefunden. Er wäre also mit einem Schlage zu der Stellung gelangt, die Caesar bei seinem Tode eingenommen hatte; denn beherrschte er Rom, so wäre ihm auch in den Provinzen Gehorsam geworden; hätten doch alle Heere dem Rächer ihres großen Feldherrn Grunde seines Herzens glaubte auch er an die allein selig machende Lehre vom heiligen Tyrannenmorde, ja er hatte selbst schon Anwandlungen gehabt, sich durch eine solche Heldenthat unsterblichen Ruhm zu gewinnen. Derselbe Demagoge Clodius, dessen Ermordung Brutus in seiner Streitschrift gepriesen hatte (S. 17), war vorher von Antonius mit bloßem Schwert auf dem Markte angefallen worden, wobei freilich eine Liebesgeschichte mitspielte; ja der Edle soll sich

sogar zum Tode Caesars einmal mit Gajus Trebonius verschworen haben, der später der Genosse des Brutus und Cassius wurde. Ob das wahr ist, wissen wir nicht; jedenfalls konnte Cicero es öffentlich behaupten, woraus sich wenigstens das mit Sicherheit ergibt, daß man Antonius solcher Befreiergedanken für fähig hielt.

Als das zur Ausführung kam, was er früher vielleicht selbst geplant hatte, da wurde der Consul von jenem selben Trebonius an der Thür der Kurie durch ein Gespräch aufgehalten, damit er nicht mit seiner herkulischen Kraft dem Dictator Hilfe leiste. Bei der allgemeinen Flucht der Senatoren war auch er in sein Haus geeilt und hatte es zur Verteidigung vorbereitet. Doch gegen Abend kamen die Abgesandten der Mörder, um Frieden und Freundschaft zu bieten, und Antonius erklärte sich bereit, auf den 17. März eine Sitzung des Senates anzusetzen, durch die ganz im Sinne der aristokratischen Republik alle streitigen Fragen entschieden werden sollten.

Den freibleibenden Tag benutzte er, um die Angesehensten unter den Freunden des Toten in seinem Hause zu gemeinsamer Beratung zu versammeln. Lepidus drang darauf, was sich in diesem Kreise hätte von selbst verstehen müssen, daß man Gericht und Rache fordere. Doch die Phrase des Tyrannenmordes war so mächtig, daß die Mehrheit, der sich auch Antonius anschloß, selbst hier ihm widersprach. Man scheint zu keinem anderen Beschluß gelangt zu sein, als alles dem Senate zu überlassen; als Antonius am nächsten Tage vor diesen hintrat, hatte er nicht einmal erreicht, daß diejenigen, welche seine natürliche Gefolgschaft hätten bilden müssen, geschlossen hinter ihm standen.

Doch gleichzeitig vollzog sich in der Stimmung des Volkes ein Wechsel, an dem die Agitation der Veteranen wohl entscheidenden Anteil hatte. Wurde Caesar offiziell als Tyrann gebrandmarkt, so hatte dies nach der allgemeinen Anschauung die Rechtsfolge, daß alle Befehle und Amtshandlungen, die von ihm ausgegangen waren, für null und nichtig galten. Schon am Tage vorher hatte dies Cinna zum Ausdruck gebracht, indem er das Amtsgewand, das er dem Dictator verdankte, vor allem Volke ablegte und damit seine Praetur für ungültig erklärte. Die Veteranen hatten durch Caesar teils Grundbesitz erhalten, teils war er ihnen zugesagt; war aber der Geber ein Tyrann gewesen, so wurde auch seine Gabe hinfällig. Sie eilten daher von Haus zu Haus, überall mit Bitten und Drohungen für die Ehrenrettung des Toten eintretend. Im Volke begann es dumpf zu gären, und auch die Herren des Adels sahen allmählich ein, daß man eine fünfjährige Regierung nicht einfach als ungeschehen behandeln könne. Wäre noch an den Iden des März, wie Cicero es vorgeschlagen hatte, der Senat auf dem Capitol zusammengetreten, er hätte unbedenklich das Opfer der Verschwörung für einen Tyrannen erklärt; zwei Tage später wagten das nur noch wenige zu beantragen. Auch Cinna hatte, als er am Morgen des 17. März zur Sitzung ging, seine purpurverbrämte Toga in aller Stille wieder angelegt; doch diesmal drohte die Menge, sie ihm vom Leibe zu reißen, und nur mit Mühe entging er ihrem Grimm.

Die Mörder behandelte Antonius nicht als Angeklagte, sondern lud sie ein, ihre Plätze im Senat einzunehmen und selbst über ihr Schicksal mitzustimmen; aber da sich dieser im Tellustempel, ganz nah beim Hause des Consuln und ziemlich entfernt vom Capitol versammelte, mochten sie den weiten Weg durch die erregten Volksmassen nicht wagen. Auch drängten sich bewaffnete Veteranen an den Eingängen des Tempels und flößten gar zu eifrigen Tyrannenhassern heilsame Furcht ein. Dolabella nahm den Sitz des zweiten Consuln ein, was Antonius duldete; auch dies wäre ein politischer Fehler gewesen, wenn er schon damals nach der Herrschaft, nicht allein nach Frieden und Eintracht gestrebt hätte. Obgleich die Mörder nicht anwesend waren, erhob sich doch keine einzige Stimme, die ein Gericht über ihre That gefordert hätte; die Frage war nur, ob man sie belohnen oder nur ungestraft lassen solle. Das erstere hätte den Anschauungen, die unter den Senatoren allgemein verbreitet waren, am besten entsprochen; doch war es nur möglich, wenn man Caesar als Tyrannen bezeichnete, und dies wäre selbst dann kaum thunlich gewesen, wenn die Schwerter der Veteranen nicht gedroht hätten. Wohl mehr als die Hälfte der Anwesenden verdankten dem Toten ihren Sitz im Senat; andere hatte er zu Ehren

und Würden erhoben, wobei er sich über die Paragraphen der Verfassung oft hinweggesetzt hatte. Dolabella selbst hätte, wenn sein Consulat für nichtig erklärt wurde, sich nicht vor Ablauf von achtzehn Jahren um das Amt bewerben dürfen, denn erst dann erreichte er das gesetzliche Alter. Und da Caesar eben im Begriff gewesen war, gegen die Parther zu ziehen, und eine lange Abwesenheit von Rom als wahrscheinlich betrachtet hatte, waren schon auf fünf Jahre im voraus alle Ämter von ihm vergeben worden. Drei Viertel der Senatoren hätten also auf große Vorteile verzichten und sich mit schwerem Gelde wieder um die Stellungen bewerben müssen, die sie von Caesar gratis bekommen hatten, wenn dieser zum Tyrannen gestempelt worden wäre. So opferfreudig waren nur ein paar unbesonnene Fanatiker. Dagegen beschloß eine erdrückende Mehrheit, die Mörder zwar nicht zur Rechenschaft zu ziehen, aber auch die Handlungen und Verfügungen des Dictators als rechtsgültig zu betrachten. Die Consuln wurden beauftragt, dies auch durch das Volk bestätigen zu lassen, und durch seine Abstimmung erhielten wenige Tage später die acta Caesaris, wie man sie technisch nannte, allesamt volle Gesetzeskraft.

Als der Senat sich schon auflöste, machten einige den Versuch, den nächsten Verwandten Caesars, der in Rom anwesend war, seinen Schwiegervater Lucius Calpurnius Piso zu veranlassen, daß er das Testament des Verstorbenen unterdrücke und seinen Leichnam in aller Heimlichkeit bestatten lasse. Der angesehene Mann sah darin eine Schmach für seine Familie und verlangte, daß der Senat in seiner Gesamtheit sie zurückweise. Von neuem schritt man zur Beratung und beschloß unter dem Drucke der bewaffneten Veteranen, daß Caesars Leichenbegängnis von Staats wegen ausgerichtet werden solle, eine Ehre, die man nur Männern von höchstem Verdienste zu gewähren pflegte.



Abb. 21. Silberne Pfanne aus Augusteischer Zeit. Berlin, Museum.
Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134.)

Dann trat man vor das Volk, das draußen in ungeduldiger Erregung wartete, um ihm das Ergebnis der Beratungen mitzuteilen. Da dem Toten die Ehre seines Andenkens gewahrt blieb, ließ man es sich gefallen, daß auch seinen Mördern nichts Übles geschehen solle; schien doch dies den Frieden zu verbürgen. Die Verschworenen trauten ihm freilich noch nicht und wagten sich erst vom Capitol herab, nachdem ihnen die Söhne des Antonius und Lepidus als Geiseln übergeben waren. Dann aber gab es zwischen den Freunden Caesars und seinen Mördern Umarmungen und Küsse, die das Volk mit lautem Jubel begleitete; man lud sich gegenseitig zu Tisch und der Abend verging in Festgelagen.

In den nächsten Tagen wurde das Testament Caesars eröffnet. Nur drei männliche Blutsverwandte von ihm waren am Leben, die Enkel seiner beiden Schwestern; von der älteren stammten Lucius Pinarius und Quintus Pedius ab, von der jüngeren Gajus Octavius, der spätere Augustus. Der Tote hatte sie in der Weise zu Haupterben

eingesetzt, daß Octavius drei Viertel des Vermögens, die beiden anderen je ein Achtel erhalten sollten. Wiesen sie die Erbschaft zurück oder waren verhindert sie anzutreten, so sollte sie an Decimus Brutus und Antonius fallen. Die Hinterlassenschaft war groß, doch wurde sie vermindert durch sehr bedeutende Legate, welche die Erben, jeder nach dem Verhältnis seines Anteils, auszuzahlen hatten. Namentlich sollten die Gärten Caesars jenseit des Tiber in öffentliche Spaziergänge verwandelt werden und jeder Kornempfänger Roms ein Geschenk von 300 Sesterzen (= 67 Mk.) erhalten. Da die Zahl der Berechtigten 320 000 betrug, ergab schon dies allein eine Belastung der Erbschaft mit mehr als 20 Millionen Mark. Am Schlusse des Testamentes stand noch ein Zusatz, durch den Octavius adoptiert und ihm, falls er dies annehme, die Pflicht auferlegt wurde, seinen Namen mit dem des Verstorbenen zu vertauschen.

Dies Testament eröffnete Antonius die sehr erfreuliche Aussicht, seine Schulden loszuwerden und dann um so flotter neue machen zu können. In der Anschauung der Römer war die uralte Pflicht der Blutrache noch höchst lebendig, und es verstand sich für jeden von selbst, daß, wer die Erbschaft des Ermordeten antrat, damit auch die Verfolgung der Mörder auf sich nahm. Ob die Großneffen Caesars sich einer so gefährlichen Aufgabe unterziehen würden, war mindestens zweifelhaft. Octavius befand sich nicht in Rom und konnte daher die gesetzliche Erklärung, ob er die Erbschaft annehme, noch nicht abgeben. Aber Lucius Marcius Philippus, der Atia, die Mutter des Jünglings, nach dem Tode ihres ersten Gatten geheiratet hatte, war ganz entschieden dafür, daß sein Stiefsohn ablehne. Auch Pedius und Pinarius werden zunächst wohl ähnlich gedacht haben, und daß Decimus Brutus die Erbschaft desjenigen, bei dessen Ermordung er mitgewirkt hatte, nicht für sich in Anspruch nehmen könne, war keinem und ihm selbst am wenigsten zweifelhaft. So schien das große Vermögen dem Antonius zuzufallen, der keinen Skrupel kannte, wo es Geld zu machen galt. Schon bald nach dem Tode Caesars hatte dessen Gattin Calpurnia die Papiere und das bare Geld des Toten — eine Summe, die man auf 100 Millionen Sesterzen (= 23 Millionen Mark) schätzte — bei Nacht in das Haus des Consuln schaffen lassen, weil sie damals noch fürchtete, man werde den Dictator für einen Tyrannen erklären, was die Konfiskation seines Vermögens zur Folge haben mußte. Einen recht hübschen Teil der Erbschaft hatte also Antonius schon in Händen, und in der nicht unbegründeten Erwartung, daß keiner sie ihm streitig machen werde, bezahlte er flugs seine Schulden damit und verjubelte den Rest in wenigen Tagen. Um die Legate, namentlich um jene ungeheure Geldverteilung an das Volk, kümmerte er sich nicht, ja er nahm sogar aus den Gärten, die Caesar mit ihrem gesamten Inhalt der Öffentlichkeit vermacht hatte, die schönsten Statuen weg, um sie seiner Kunstsammlung einzuverleiben.

Auch mit der schwereren Last, die an der Erbschaft haftete, den Ermordeten zu rächen, nahm Antonius es nicht genau. Doch konnte er nicht umhin, wenigstens bei dem Leichenbegängnis den Mördern ein grimmiges Gesicht zu schneiden, das übrigens gar nicht schlimm gemeint war. Die unabweisliche Pflicht, welche die öffentliche Meinung dem Erben Caesars gebieterisch auferlegte, war wohl der einzige Grund für jene mit Unrecht so berühmte Leichenrede. Nicht sie erregte das Volk, sondern das blutige Gewand, das neben der Bahre hing, der durch Wunden entstellte Körper, der



Abb. 22. Silbernes Trinkgefäß aus Augusteischer Zeit. Berlin, Museum.
Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134.)

ganze großartige und feierliche Apparat, an dessen Vorbereitung Calpurnia und ihr Vater gewiß größeren Anteil hatten als Antonius. Er selbst that weiter nichts, als daß er die Ehrendekrete, die Volk und Senat für Caesar beschlossen hatten, durch einen Herold verlesen ließ und wenige Worte hinzufügte, wie sie bei einer solchen Gelegenheit unvermeidlich waren. Schon vorher hatten das Mitleid mit dem Erschlagenen und der Zorn gegen seine Mörder sich von Tag zu Tag gesteigert und durch das Bekanntwerden des Testamentes den Gipfelpunkt erreicht. Nicht nur die freigiebigen Legate, die das Volk selbst empfing, sondern fast noch mehr, daß Decimus und andere Verschworene reich bedacht waren, hatte alle gerührt und empört. Also der große Tote hatte viele, die an ihm zu Verrätern wurden, als seine liebsten Freunde betrachtet, und den anderen, die ihm im Bürgerkriege gegenübergestanden hatten, war durch seine Milde das Leben geschenkt, damit sie ihm das seine raubten. Bei dieser Stimmung bedurfte es keiner listigen Redekunst, um die Massen „zur Wut und zur Empörung zu entflammen". Wenn man mit den Bränden des Scheiterhaufens den Verschworenen und anderen Häuptern der Senatspartei die Häuser anzünden wollte und nur Waffengewalt das tobende Volk daran hindern konnte, so war dies nicht die Schuld des Antonius. In der ersten Zeit nach dem Tumulte haben auch die Betroffenen selbst ihn nicht dafür verantwortlich gemacht. Erst als er zum offenen Feinde der Aristokratie geworden war, hat man schnöde Absicht in dem gesehen, was doch nur die notwendige Folge der Verhältnisse war.

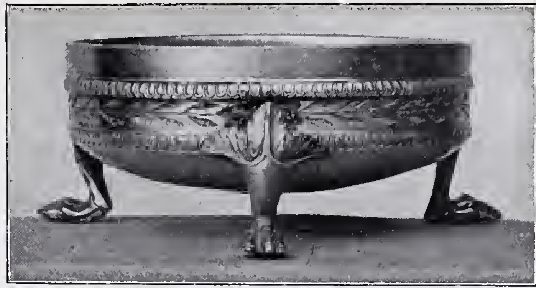


Abb. 23. Silberner Napf aus Augusteischer Zeit.
Die vertieften Lorbeerblätter waren mit grünschwarzem Niello ausgefüllt, wodurch eine polychrome Wirkung erzielt wurde.
Berlin, Museum.
Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu S. 134.)

Hätte Antonius schon damals beabsichtigt, das Erbe Caesars auch politisch anzutreten, so hätte er das Andenken des Dictators feiern und dessen Alleinherrschaft als unvermeidlich rechtfertigen müssen. Statt dessen beantragte er schon gleich nach dem Leichenbegängnis ein Gesetz, daß die Dictatur als unheilvoll für alle Zeiten abgeschafft werde und jeder, der nach ihr strebe oder solch ein Streben unterstütze, straflos ermordet werden dürfe. Dies war nichts anderes, als die öffentliche Anerkennung, daß Caesar denn doch ein Tyrann gewesen sei und daß man nur aus Opportunitätsgründen vermieden habe, ihn ausdrücklich als solchen zu bezeichnen. Einige Zeit darauf veranlaßte er den Senat, den Sextus Pompejus, der, von Caesar besiegt, sich noch mit den Trümmern seines Heeres in Spanien behauptete, nach Rom zu berufen. Hätte er selbst nach der Herrschaft gestrebt, so wäre es die größte Thorheit gewesen, sich einen Nebenbuhler zu schaffen, an dessen Namen sich solche Erinnerungen knüpften. An der Stelle des Marktes, wo der Tote verbrannt war, errichteten ihm seine Anhänger einen Altar, an dem die geringen Leute zu opfern und, wenn zwei sich ein feierliches Versprechen gaben, es bei dem Namen Caesars zu beschwören pflegten. Hier sammelten sich täglich aufgeregte Massen und bedrohten die Mörder und ihre Freunde. Antonius unterdrückte die Bewegung mit blutiger Strenge und ließ ihren Führer Amatius ohne Gericht und Urteil im Gefängnis töten. Hätte er dies summarische Verfahren schon am 15. März gegen die Mörder Caesars in Anwendung gebracht, er hätte damit einen heiligen Eid erfüllt und sich zugleich als Nachfolger des Toten legitimiert; mit diesem rechtlosen Morde besorgte er dagegen nur die Geschäfte der Aristokratie und auch das in höchst ungeschickter Weise. Denn er erregte damit einen Aufruhr, der schlimmer war als alle vorhergehenden und die Häupter der Verschwörung, die sich schon seit dem Leichenbegängnis nicht mehr aus ihren Häusern gewagt hatten, ganz aus Rom vertrieb.

Die vier ereignisreichen Wochen, die unterdessen seit den Iden des März verstrichen waren, hatten den Consuln nur einen Vorteil gebracht, und dieser kam mehr dem Dolabella als dem Antonius zu Gute. Die höchsten Beamten pflegten, nachdem ihr Jahr in Rom abgelaufen war, noch die Verwaltung einer Provinz daran anzuschließen, die ihnen meist in folgender Weise zugeteilt wurde. Der Senat wählte schon während des eigentlichen Amtsjahres zwei Provinzen aus, die nach dem Ende desselben den beiden Consuln zufallen sollten. Über deren Verteilung unter sich hatten diese sich dann zu einigen, oder falls das nicht gelang, entschied das Los. Die übrigbleibenden Provinzen blieben den Praetoren und wurden unter ihnen ausgelost. Nach einem Gesetze Caesars dauerte die Verwaltung der Statthalter, wenn sie vorher Praetoren gewesen waren, nicht länger als ein Jahr, wenn Consuln, zwei Jahre. Seit dem Beginn des Bürgerkrieges war der Zufall der Losung dadurch ersetzt worden, daß der Dictator die geeigneten Statthalter für jede Provinz ernannte, und wie er vor seiner Ermordung für alle städtischen Ämter die Inhaber auf fünf Jahre im voraus bestimmt hatte, so war es natürlich auch für die Proconsulate geschehen. Da die acta Caesaris Gesetzeskraft erlangt hatten, wäre hieran nicht zu rühren gewesen, wenn man sie nicht in dieser Beziehung für unausführbar gehalten hätte, und zwar war daran das Leichenbegängnis mit seinen Folgen schuld.

Die wiederholten Krawalle, die seitdem die Straßen Roms unsicher machten, hatten es der Aristokratie zum Bewußtsein gebracht, welch grimmiger Haß gegen die Mörder in den Volksmassen erwacht war. Wie viel heißer mußte er erst in den Soldaten brennen, die unter Caesar gekämpft hatten! Immer wieder verbreiteten sich Gerüchte, daß die Legionen dieser oder jener Provinz unterwegs seien, um Rache für ihren großen Feldherrn zu fordern und den Senat für die Nachsicht, die er seinen Mördern erwiesen hatte, zur Rechenschaft zu ziehen, und ganz grundlos waren sie nicht. Sobald die Kunde von Caesars Tod nach Makedonien gelangte, hatten die Offiziere und Unteroffiziere, welche dort um Octavius versammelt waren, ihn gebeten, sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen und sie gegen Rom zu führen, und ähnliches dürfte auch in anderen Provinzen vorgekommen sein. Nun hatte Caesar verfügt, daß schon im Frühling 44 Decimus Brutus die Verwaltung der Gallia cisalpina übernehmen solle, d. h. des Polandes zwischen Alpen und Apennin. Das Heer dieser Provinz war dasjenige, welches sich Rom am nächsten befand und, da südlicher keine Truppen mehr standen, die Hauptstadt beherrschte. Caesar hatte gemeint, während er selbst im Partherkriege abwesend sei, dieses wichtige Kommando nur einer Person seines ganz besonderen Vertrauens übergeben zu können, und als solche hatte ihm Decimus stets gegolten. Wie schon oben (S. 18) bemerkt, sollte Syrien, das für jenen Krieg die Operationsbasis bildete, im Jahre 43 von Cassius verwaltet werden, Makedonien von Marcus Brutus. Auch diese Provinz war damals wichtiger als in gewöhnlichen Zeiten; denn durch sie ging die große Straße, die Rom mit dem Euphrat verband, und über die verschiedenen Stationen derselben waren die Legionen verteilt, welche, um gegen die Parther geführt zu werden, die Ankunft des Dictators erwarteten. Doch nach den Erfahrungen des Leichenbegängnisses hielt man es zunächst für zweifellos, daß in keiner Provinz, in der Soldaten Caesars standen, irgend einer der Mörder seines Lebens sicher sein könne. Im ersten Schrecken waren daher Decimus Brutus und alle seine Genossen sehr bereit, auf jedes militärische Kommando zu verzichten, und wären froh gewesen, wenn man ihnen nur einen ehrenvollen Vorwand bot, um sich vor der Wut des gemeinen Mannes in irgend einen stillen Winkel zu retten. Dies aber war nicht möglich, solange die acta Caesaris ausnahmslos in Kraft blieben; doch schnell vereinigte sich der Ehrgeiz Dolabellas mit der Angst der Mörder, um jenen den ersten Stoß zu versetzen.

Dem heißblütigen Jüngling kam der Wunsch, daß ihm die Führung im Partherkriege übertragen und damit Gelegenheit geboten werde, die glänzendste Waffenthat, die sich damals den Feldherren Roms darbot, an seinen Namen zu knüpfen. Dies Verlangen war insofern nicht unberechtigt, als die bedeutendste Aufgabe des Staates naturgemäß einem seiner höchsten Beamten, d. h. einem Consuln, hätte zufallen müssen.

Doch wenn der Feldherr jenes Krieges nicht, wie der Dictator es gethan hätte, über die Mittel des ganzen Reichsgebiets verfügte, konnte es nur der Proconsul von Syrien sein; diese Provinz wünschte daher Dolabella zu erlangen. Weil dies aber gegen die acta Caesaris verstieß, war es nicht durch einfachen Senatsbeschluß, sondern nur auf gesetzlichem Wege möglich; doch der Antrag, den der Consul deswegen an das Volk stellte, stieß nur auf lauen Widerspruch und wurde leicht durchgebracht. Da Cassius damals für Syrien unmöglich schien, kamen eben nur Antonius oder Dolabella in Betracht, und dem Senat war es ziemlich gleichgültig, welcher von ihnen die Provinz erhielt. Durch dasselbe Gesetz scheinen auch die übrigen Bestimmungen Caesars, soweit sie sich auf die Verteilung der Statthalterschaften bezogen, für ungültig erklärt zu sein; denn Makedonien, das jener Marcus Brutus zugedacht hatte, wurde gleich darauf durch den Senat auf Antonius übertragen, und die praetorischen Provinzen hat man später ausgelost. Nur für Brutus und Cassius bestimmte sie der Senat, und dieser wählte Kreta und Kyrene, wo kein Soldat stand, der seinen Lieblingen hätte gefährlich werden können.

Für die Proconsulate des Jahres 44 wurde einstweilen keine Änderung beantragt, obgleich sie bei der damaligen Bestürzung des Senats und seiner „Befreier“ kaum auf Widerstand gestoßen wäre. War doch Decimus selbst sehr zweifelhaft, ob er sein teures Leben den Legionen des Polandes werde anvertrauen können. Doch als die fortdauernden Tumulte ihm den Boden in Rom zu heiß machten, faßte er endlich um die Mitte des April den Mut dazu und wurde günstiger empfangen, als man erwartet hatte. Wahrscheinlich standen hier dieselben Truppen, die er einst mit Trebonius vor Marseille befehligt hatte (S. 18); diesen mochte der kühne Unterfeldherr so teuer geworden sein, daß sie ihm selbst den Tod ihres obersten Kriegsherrn verziehen. Um sie zu beschäftigen und noch fester an seine Person zu knüpfen, führte er sie sogleich gegen die kleinen Alpenvölker, die durch ihre Räubereien das benachbarte Land beunruhigten, und gewann ein paar wohlfeile Siege, die ihren Zweck erfüllten und in Rom hoch gepriesen wurden. Marcus Brutus und Cassius



Abb. 24. Silberner Humpen aus dem Hildesheimer Schatz, die verzierten Flächen vergoldet, von barbarischer, wahrscheinlich gallischer Arbeit.
Er gehörte kaum zu dem römischen Tafelsilber, sondern wird von dem Germanenhäuptling, der es als Beuteanteil empfangen hatte, dazugelegt sein.
Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu Seite 134.)

trieben sich unterdessen in den Villen der Seeküste umher, um bei jedem Angriff zu Schiff entfliehen zu können, und warteten sehnsüchtig, daß sich die Stimmung des römischen Pöbels zu ihren Gunsten ändere und ihnen die Rückkehr in die Hauptstadt erlaube. Zu diesem Zwecke veranstalteten sie Anfang Juli kostbare Spiele, die sie aber nicht persönlich zu leiten wagten, und wirklich wurde ihnen dabei zugeklatscht. Denn damals galten sie schon als Gegner des Antonius, und gegen diesen war die Volkswut so hoch gestiegen, daß man selbst die Mörder ihm vorzog. Was diesen Wechsel herbeiführte, werden wir im folgenden Kapitel zu betrachten haben.



Abb. 25. Sarkophag mit Stierschädeln und Fruchtschnüren. Berlin, Museum. (Zu Seite 136.)

III.

Der Mutinensische Krieg.

Die Wendung in der Politik des Antonius, wenn man seinem ziel- und grundsatzlosen Treiben die Ehre dieses Namens gönnen will, trat schnell genug, aber doch nicht mit einem Schlage ein und scheint vor allem durch seine zweifelhaften Geldgeschäfte veranlaßt zu sein. Den ersten Anstoß dazu bot wahrscheinlich die Nachricht, daß ihm die Erbschaft Caesars nicht unangefochten blieb. Der neunzehnjährige Gajus Octavius (geboren den 23. September 63) hatte seinen Großoheim in den Partherkrieg begleiten sollen und war schon einige Monate vor den Iden des März nach Makedonien vorausgeschickt, um inzwischen zu Apollonia unter Leitung griechischer Professoren philosophische und rhetorische Übungen zu treiben. In der ersten Hälfte des April erfuhr man in Rom, daß er nicht auf sein Erbe verzichten wolle und zum Zeichen dessen schon den Namen Gajus Julius Caesar angenommen habe. Octavianus hat er selbst sich nie genannt; nachdem er durch testamentarische Adoption in das uralte Patriziergeschlecht der Julier übergetreten war und dadurch seinen Stammbaum an Aeneas und dessen göttliche Mutter Venus anknüpfen konnte (Abb. 26), hatte er keinen Grund, das Publikum daran zu erinnern, daß er nach dem Blute von einem plebejischen Octavius abstamme. Aber schon die Zeitgenossen haben sich in den ersten Jahren, um ihn von dem alten Caesar zu unterscheiden, jenes Beinamens bedient, und da er den Modernen geläufig ist, wollen auch wir ihn in demselben Sinne brauchen. Sobald der Jüngling die Nachricht von dem Tode Caesars erhalten hatte, war er nach Italien übergesetzt und begab sich dann an den Meerbusen von Neapel, wo er mit den Häuptern des Senats, die sich vor den römischen Tumulten hierher geflüchtet hatten, in freundlichen Verkehr trat. Da er die Erbschaft annehmen wollte und auch gegen den erneuten Widerspruch seines Stiefvaters an diesem Entschlusse festhielt, mußte man erwarten, daß er Rache für seinen Adoptivvater fordern werde; doch ließ ihn seine große Jugend noch ungefährlich erscheinen. Auch wußte er mit feinem Takt jedes schroffe Hervorkehren seiner Absichten, zugleich aber auch jede Annäherung an die Mörder zu vermeiden; in jenen Tagen, wo alles für Freiheit schwärmte und es erklärte





Abb. 26. Denar Caesars mit Venus und Aeneas als Ahnen seines Geschlechtes.
Aeneas trägt auf der Schulter seinen Vater, auf der rechten Hand das Palladium als Statuette der Minerva.

Caesarianer kaum mehr gab, blieb ihm nur die Politik des Schweigens übrig. Doch gab ihm der Aufenthalt in Campanien, wo die Ansiedelungen von Caesars Veteranen am dichtesten waren, einstweilen die Gelegenheit, sich den alten Waffengenossen seines Vaters vorzustellen und ihre Stimmung vorsichtig zu erforschen.



Abb. 27. Altar mit Stierschädel und Weinzweigen. Rom, Museo nazionale. (Zu Seite 136.)

Antonius hatte unterdessen das Barvermögen Caesars schon verthan, und weil jetzt, wo ein näherer Erbe erstanden war, er für Häuser und Landgüter nicht leicht einen Käufer fand, war er wieder in Verlegenheit. Da sollte sich ihm in den Papieren des Toten, die Calpurnia ihm gleichfalls übergeben hatte, eine neue Geldquelle eröffnen. Anfangs war ihm der Gedanke gar nicht gekommen, daß sie irgend welchen Wert für ihn haben könnten. Als er wenige Tage nach dem Morde im Senat befragt wurde, ob sie etwas enthielten, was noch nicht öffentlich bekannt sei, hatte er dies ausdrücklich verneint, ja er selbst hatte einen Senatsbeschluß veranlaßt, daß den acta Caesaris nichts zugerechnet werden solle, was nicht vor dem Todestage publiziert worden sei. Nur eine Ausnahme hatte er gemacht, und dies geschah auf den Wunsch seiner lieben Frau. Ein gewisser Sextus Clodius war Geheimsekretär ihres früheren Gatten, des Demagogen Publius Clodius gewesen, hatte bei den Tumulten, die dieser anzettelte, wacker mitgewirkt und war dann verdientermaßen als Unruhstifter verbannt werden. Doch Fulvia interessierte sich für ihn, und was sie wollte, wollte auch ihr guter Mann. Er behauptete daher, daß er Caesar noch kurz vor dessen Tode um die Rückberufung des Sextus gebeten und jener sie ihm zugesagt habe. Daß dies gelogen war, wußte jeder, aber um den mächtigen Consuln und seine noch mächtigere Frau nicht vor den Kopf zu stoßen, stimmten selbst erklärte Feinde des Verbannten mit zuckersüßer Miene dem Betruge zu. Hätte jemand im Senate den Mut gezeigt, diesem ersten Übergriff kräftig entgegenzutreten, wahrscheinlich wäre Antonius vor den späteren und schlimmeren zurückgeschreckt; so aber überzeugte er sich, daß er könne, was er wolle, und handelte danach. Trotz seiner öffentlichen Erklärung und dem Senatsbeschluß, der sich ihr angeschlossen hatte, entdeckte er jetzt in den Papieren Caesars bald die Amnestie auch für andere Verbannte, bald ein Landgeschenk an irgend einen abhängigen Dynasten, bald Steuerbefreiungen für einzelne Städte oder ganze Provinzen. Fulvia eröffnete einen schwunghaften Handel mit Privilegien aller Art, die sämtlich als acta Caesaris gingen und wieder ungezählte Millionen ins Haus brachten. Doch dies Geld wurde nicht immer so schnell flüssig, wie man es brauchte. Da nun Dolabella kaum viel weniger Bedürfnisse hatte als Antonius, so ließ das würdige Consulnpaar den alten Groll fahren und drückten jeder beide Augen zu, wenn der andere den Staatsschatz plünderte. Mit vereinten Kräften war man auch mit den 700 Millionen Sesterzen (= 160 Millionen Mark),

die Caesar hier angesammelt hatte, in wenigen Monaten fertig, und als der Bürgerkrieg endlich hereinbrach und man für ernsthafte Dinge des Geldes bedurfte, war man wieder in Not. Antonius gefiel sich später darin, seiner Umgebung aufzubinden, daß sein wunderliches Verhalten gegen Senat und Volk wohlberechnete Schlauheit gewesen sei, und da einer seiner treuesten Freunde, Gajus Asinius Polio, von dem wir noch viel zu reden haben, die Geschichte dieser Zeit geschrieben hat, ist dies auch auf die Nachwelt gekommen und bis auf den heutigen Tag wiederholt worden. Aber wer die Thatsachen überschaut, wie sie waren, der wird sich leicht überzeugen, daß es sich hier nur um unbesinnliche Lotterwirtschaft handelt, bei der anfangs wohl die verschwommenen Reste eines angelernten Idealismus, aber niemals klare politische Erwägungen mitgeredet haben. Auch für einen gesunden Ehrgeiz war dieser verkommene Geselle zu schlaff, und wenn er endlich doch nach der Krone griff, so geschah es nur, um dem Stricke des Henkers zu entgehen.

In den wenigen Monaten seines Consulats hatte er zuerst Caesar das Diadem angeboten und damit in den Augen der Aristokratie sein Leben verwirkt; dann war ein demokratischer Führer, der das Gedächtnis der Dictators feierte, ohne gerichtliches Verfahren durch ihn ermordet worden, was die Volksmassen mit wildem Haß gegen ihn erfüllte. Octavian konnte von ihm das Vermögen Caesars wiederfordern, der Senat die 700 Millionen der Staatskasse, und der unverschämte Betrug, den er seinem eigenen Worte zuwider mit den Papieren Caesars trieb, war so offenkundig, daß jedes Kind in Rom davon wußte. Daß er, der sich vor kurzem noch als Tyrannenfeind aufgespielt hatte, jetzt eine plumpe Willkürherrschaft führte, wie Caesar sie sich nie gestattet hätte, erbitterte den Senat nicht weniger als das Volk und die Legionen. Freilich solange er das Heft in der Hand behielt, duckte sich der feige Adel. Als Piso, der Schwiegervater Caesars, sein Treiben im Senat bescheiden zu rügen wagte, fand er keinen, der ihn unterstützt hätte. Die Senatoren, die etwas auf ihren Ruf hielten, hatten sich meist aus Rom gedrückt, um weder dem Antonius widersprechen zu müssen, noch durch ihre Zustimmung, sei es auch nur stillschweigend, sein Thun zu legitimieren. Auf ihren Villen steckten sie die Köpfe zusammen, um über den schlimmeren Tyrannen, der an die Stelle des Ermordeten getreten war, im Stillen zu schelten, und erwarteten mit Ungeduld den 1. Januar 43, der neue Consuln bringen und damit die Gewalt des Antonius beenden sollte. Zu diesem Tage wollten die meisten wieder in Rom zusammentreffen, um an der gefallenen Größe ihr Mütchen zu kühlen. Dann erwartete ihn eine Reihe der schwersten Anklagen, denen er nicht entgehen konnte, wenn das Kriminalrecht nicht völlig zum Kinderspott geworden war. Zwar beantragte er im weiteren Verlauf seines Amtsjahres noch Gesetze, welche die Gerichte desorganisieren und jedem politischen Verbrecher, der über Geld und Anhang verfügte, ein Entschlüpfen möglich machen sollten. Doch sein sicherer Anhang schrumpfte immer mehr zusammen und sein Geld erst recht. So blieb ihm keine andere Rettung, als die Amtsgewalt, die jede Anklage unmöglich machte, dauernd zu behaupten, und wie dies zu machen sei, dafür hatte der Ermordete ein Beispiel gegeben, das Antonius jetzt sklavisch nachzuahmen versuchte.

Als Consul hatte Caesar einen Volksbeschluß erwirkt, der ihm nach Niederlegung des städtischen Amtes das Proconsulat der beiden Gallien auf fünf Jahre verlieh; damit er seine ausgedehnten Eroberungen vollenden und sichern könne, war ihm dann die Frist um weitere fünf Jahre verlängert worden. Von dem cisalpinischen Gallien aus, wo er sich regelmäßig im Winter aufzuhalten pflegte, hatte er Rom aus nächster Nähe beobachten und, als der Bürgerkrieg ausbrach, nach wenigen Tagemärschen besetzen können; das transalpinische hatte ihm die Gelegenheit geboten, in steten Kämpfen mit den tapferen Keltenstämmen seine Truppen zu üben und mit der reichen Beute die Kriegskasse zu füllen. Die beiden Provinzen, mit deren Hilfe Caesar sich die Welt unterworfen hatte, wünschte jetzt auch Antonius zu erlangen, und zwar zunächst gleichfalls auf fünf Jahre. Anfangs beabsichtigte er wohl kaum, damit in die Rechte des Decimus Brutus einzugreifen. Denn diesem war Gallia cisalpina nur für das Jahr 44 übergeben, während dessen Antonius noch in Rom das Consulat bekleidete; erst nach

Ablauf desselben konnte er, wenn er dem üblichen Brauche folgte, eine Statthalterschaft übernehmen; dann mußte aber auch die Verwaltung des Decimus zu Ende gehen. Doch der Senat hatte dem Consuln schon Makedonien als Provinz zugewiesen und war gewiß nicht bereit, ohne irgend einen Grund, den man öffentlich hätte aussprechen dürfen, die einmal getroffene Bestimmung abzuändern. Zudem widersprach ein fünfjähriges Proconsulat den Gesetzen Caesars (S. 32) und konnte daher nur durch Beschluß des Volkes erlangt werden. Diesem aber war Antonius so verhaßt geworden, daß es ihm freiwillig sicher keine Gunst gewährte. Um diese feindselige Stimmung unschädlich zu machen, gab es allerdings ein Mittel, das schon mehr als einmal angewandt war. An dem Platze, wo die Abstimmung vor sich gehen sollte, besetzte man die Zugänge mit Bewaffneten und ließ nur diejenigen heran, auf deren guten Willen man rechnen konnte. Da die Beschlußfähigkeit an keine Ziffer gebunden war, konnte man auf diese Art mit wenigen Dutzend bestochener Leute jeden beliebigen Antrag zum Volkswillen stempeln lassen. Nur gehörte dazu, daß man über eine genügende Anzahl starker Fäuste verfügte, um dem Andrang des feindlichen Pöbels Widerstand zu leisten; hierauf richtete daher Antonius zuerst sein Streben.

Die zahlreichen Aufstände, die dem Leichenbegängnis Caesars gefolgt waren, hatte er mit der Legion des Lepidus niederschlagen können; doch dieser mußte endlich in seine Provinz abgehen, und waren die Soldaten fort, so schwebte das Leben der Consuln in ernster Gefahr. Sie mußten daher für eine Leibwache sorgen, und um dafür unter den angesiedelten Veteranen Caesars zu werben, reiste Antonius schon Ende April nach Campanien. Hier war man über die Ereignisse der Hauptstadt nur mangelhaft unterrichtet; wie er selbst das Andenken des großen Verstorbenen mit Füßen getreten hatte, wußte man kaum. Die alten Krieger sahen in dem Consuln nur den bewährten Freund ihres ermordeten Feldherrn, und überall scholl ihm der Ruf nach Rache entgegen. Eindrucksfähig, wie er war, ließ sich Antonius auch von seiner neuen Umgebung fortreißen, und das um so lieber, als deren Forderung zu seinen Plänen vortrefflich paßte. Denn da er anfangs dem Beschlusse des Senats über Makedonien zugestimmt, ja vielleicht gar ihn veranlaßt hatte, bedurfte er eines Vorwandes, um nach einer anderen Provinz zu greifen. Diesen aber gewann er, wenn er sich als Rächer Caesars aufspielte und in dieser Eigenschaft verlangte, daß den Mördern, in erster Linie Decimus Brutus, ihre Provinzen entzogen und auf treue Caesarianer übertragen würden. Als er daher, mit einer starken Leibwache umgeben, nach Rom zurückgekehrt war, stellte er seinen Antrag an das Volk in dieser Form: die Verwaltung der beiden Gallien sollte er schon während seines Consulats,



Abb. 28. Weinbecher mit Gerippen, die durch das Bild des Todes zum Lebensgenuß anfeuern sollen. Aus dem Silberschatz von Boscoreale. Paris, Louvre. (Zu Seite 134.)

also, das fünfjährige Proconsulat dazu gerechnet, auf sechs Jahre übernehmen. Da aber zu erwarten stand, daß Decimus nicht gutwillig weichen werde, sollte Antonius das in Makedonien stehende Heer erhalten, um mit dessen Hilfe seine neuen Ansprüche durchzusetzen.

Dies war die offene Erklärung des Bürgerkrieges; sie stand im schroffsten Widerspruche zu dem uneigennützigen Republikanertum, in dem sich Antonius gleich nach Caesars Tode gefallen hatte. Nachdem er sich vorher so unzweideutig für den Tyrannenmord begeistert hatte, bedurfte es jetzt der wunderlichsten Kunststücke, um seinen Umschlag halb zu verhüllen, halb zu rechtfertigen. Mit Cassius und Marcus Brutus blieb er nach wie vor in freundschaftlichem Brief-





Abb. 29. Denar des Augustus mit dem Sterne des Divus Julius.

wechsel, der freilich auf ihrer Seite mehr und mehr in den Ton der Anklage überging. Dem Senat gegenüber stellt er sich, als wenn er nur aus Furcht vor den Veteranen seine Rächerrolle spiele; den Veteranen erklärte er seine Zweideutigkeiten durch die Rücksicht auf den Senat. So saß er höchst unbehaglich zwischen zwei Stühlen, und hätte nicht das Bestechende seiner Persönlichkeit ihm trotzdem die Herzen der alten Krieger gewonnen, mit seiner Herrlichkeit wäre es bald vorbei gewesen.

Während er Campanien bereiste, war Octavian in Rom eingetroffen und hatte die formelle Erklärung, daß er die Erbschaft annehme, vor dem Praetor abgegeben. Als Antonius zurückgekehrt war, suchte er ihn sogleich auf, um ihm die Ehren zu erweisen, die er dem Consuln und dem Freunde seines Vaters schuldig war. Dieser empfing ihn mit zur Schau getragener Nichtachtung und beobachtete gegen ihn nicht einmal die gewöhnlichsten Gesetze der Höflichkeit. Zwar wäre es jetzt, wo er wieder als Caesarianer auftrat, für ihn selbstverständliche Pflicht gewesen, dem Sohne des Ermordeten jede Unterstützung zu leihen, und ohne alle Gefahr für sich konnte er sie erfüllen. Denn Octavian war klug genug, von ihm keine Rechenschaft über das Vermögen Caesars zu fordern, was ihm ja doch nichts geholfen hätte, und als väterlicher Leiter des Jünglings konnte sich Antonius ebenso gut der Herrschaft bemächtigen, wie im eigenen Namen. Doch das Auftreten des berechtigten Erben störte ihm die Laune, und Stimmungsmensch, wie er war, ließ er seinem Unmut frei die Zügel schießen. Während er selbst „dem Vater des Vaterlandes“ neue Statuen errichtete, bereitete er dem Sohne desselben, als er zu Ehren Caesars prächtige Spiele gab, die kleinlichsten Hindernisse und Störungen. Doch bei diesen Festlichkeiten erschien am Himmel ein Komet, in dem das begeisterte Volk die vergöttlichte Seele des Toten erblickte, und der neue Glanz, der so den Vater schmückte, strahlte auf den Sohn zurück. Auch er weihte eine Statue Caesars, und diese trug einen Stern auf dem Haupte, was seitdem das Abzeichen des Divus Julius geblieben ist (Abb. 29 u. 92).



Abb. 30. Prunkschale aus dem Silberschatz von Boscoreale mit der Stadtgöttin von Alexandria.

Ihr Haupt ist bedeckt mit einem Elefantenkopf, von dem Stoßzähne und Rüssel emporragen; in der Linken hält sie ein Füllhorn mit Früchten und dem Halbmonde der Isis, in der Rechten einen Schiffsschnabel; auf Brust und Schulter Früchte, Ähren und afrikanische Tiere. Das Mittelrelief ist ältere alexandrinische Arbeit. Paris, Louvre. (Zu Seite 134.)

Antonius hatte das Barvermögen Caesars verjubelt; Octavian legitimierte sich dadurch als Nachfolger des Ermordeten, daß er alle Lasten der Erbschaft auf sich nahm. Wie er die schweren Kosten der Spiele trug, so verpflichtete er sich auch zur Auszahlung jenes ungeheuren Legates an das römische Volk, und daß er kaum im stande war, diese Zusage zu erfüllen, erhöhte nur sein Verdienst in den Augen der Menge. Er versteigerte erst seine eigenen Güter, dann die seiner Verwandten und Freunde, welche sie ihm vertrauensvoll dazu herliehen, und wie die Gelder einliefen, bezahlte er

bald diesem, bald jenem Teil der Bürger die ihm zukommende Summe. Jede Auktion und jede Verteilung machten Aufsehen, so daß man fast täglich von dem großmütigen Jüngling zu erzählen hatte, und Besseres konnte dieser sich nicht wünschen. Antonius aber machte ihm auch hierbei Schwierigkeiten; er nahm die Güter, die sich Caesar aus dem konfiszierten Vermögen seiner Feinde angeeignet hatte, für die Staatskasse in Anspruch und verwickelte den Erben in immer neue Prozesse. Da diese nach römischem Recht auf offenem Markte geführt wurden, gaben sie Octavian nur neue Gelegenheiten, von sich reden zu machen und seine treue Erfüllung der Pflichten, die der Ermordete ihm hinterlassen hatte, zu dem Verhalten des Antonius in Gegensatz zu stellen. Denn freilich war es ein starkes Stück, daß dieser die acta Caesaris, mit denen er noch immer Geschäfte machte, anzufechten wagte, sobald sie dem Erben Caesars Vorteil brachten. So behielt Octavian in diesen steten Hetzereien immer das Recht auf seiner Seite und steigerte dadurch nur die unbesonnene Erbitterung seines Gegners. Mehr als einmal ließ sich der allmächtige Consul zu öffentlichen Beleidigungen des schutzlosen Jünglings hinreißen, die dieser mit Würde hinzunehmen wußte. Selbst die Leibwache des Antonius, die ihrem Herrn zwar treu ergeben war, aber auch an dem Andenken Caesars hing, ließ sich diese Mißhandlungen seines Sohnes endlich nicht mehr gefallen. Sie zwang den Consuln durch Bitten und Drohungen zu einer Versöhnung mit Octavian, die angesichts des capitolinischen Jupiter mit höchster Feierlichkeit inszeniert wurde. Doch bald darauf behauptete Antonius, man habe einen Mordanschlag gegen ihn gemacht und der Jüngling habe ihn angestiftet; zu einer öffentlichen Untersuchung aber ließ er es nicht kommen, und die Menge sah in jener Anklage, der jeder Beweis fehlte, nur eine neue Gehässigkeit.



Abb. 31. Aus dem Silberschatz von Boscoreale. Paris, Louvre. (Zu Seite 134.)

Anders urteilte die Aristokratie; sie glaubte an die Schuld des Octavian und pries ihn hoch, weil auch er ein „Tyrannenmörder“ habe werden wollen. Und freilich hätten moralische Bedenken ihn kaum an einer solchen That gehindert; doch war ihm Antonius damals so nützlich, daß es Thorheit gewesen wäre, ihn aus dem Wege zu räumen. Denn wer hätte seine Geschäfte besser besorgt, als sein heißblütiger Gegner! Fast täglich hatte er die Aufmerksamkeit des Volkes und der Soldaten auf den Erben Caesars hingelenkt, und ihn aus der Unbedeutendheit, zu der seine jungen Jahre ihn zu verurteilen schienen, durch seine mächtige Feindschaft hoch emporgehoben. Er hatte ihn zum Opferlamme seiner Sohnespflicht gemacht, das mit dem allgemeinen Mitleid auch die allgemeine Liebe und Bewunderung gewonnen hatte. Und selbst jene Beschuldigung, daß er Mordpläne gegen den Consuln gehegt habe, wurde nur ein neues Machtmittel in den geschickten Händen Octavians. Denn mit Grund konnte er erklären, wer eine solche Anklage gegen ihn erhebe, müsse ihm selbst nach dem Leben stehen. Es war also nur erlaubte Selbstverteidigung, wenn er gegen den übermächtigen Feind auch seinerseits den Schutz einer Leibwache in Anspruch nahm. So gewann er den passendsten Vorwand, um jenes Heer zu werben, das seine Macht begründen sollte.

Unterdessen hatte Antonius den Volksbeschluß, der ihm die beiden Gallien und zugleich das makedonische Heer übergab, mit Hilfe seiner Leibwache durchgesetzt. Am 9. Oktober 44, wenige Tage nach jenem angeblichen Mordversuch, reiste er nach Brundisium (Brindisi) ab, um die Legionen zu empfangen, die dort nach ihrer Überfahrt über das Adriatische Meer landen sollten. Um dieselbe Zeit verließ auch Octavian die Hauptstadt und ging nach Campanien, wo er in derselben Weise, wie vorher Antonius es gethan hatte, das Andenken Caesars ausnutzen wollte. Trotz der ungeheuren Ausgaben, durch die er eben erst das römische Volk gewonnen hatte, wußte er es möglich zu machen, daß er jedem Veteranen, der sich ihm anschloß, die Summe von 2000 Sesterzen (= 460 Mark) gewähren konnte, und sammelte so in wenigen Wochen ein Heer von annähernd 10000 Mann. Zugleich entsandte er heimliche Boten nach Brundisium, um dort die ankommenden Legionen teils mündlich, teils durch Verbreitung geschriebener Aufrufe gegen Antonius aufzureizen und zu sich herüberzuziehen.

Es waren dies dieselben Truppen, in deren Mitte Octavian monatelang gelebt hatte. Viele ihrer Centurionen kannte er persönlich, und schon vor seiner Abreise aus Apollonia hatten sie ihm angetragen, unter seiner Führung gegen Rom zu ziehen und Caesars Tod zu rächen. Antonius war ihnen schon deshalb verhaßt, weil er Caesars Gedächtnis anfangs verunglimpft, dann nur mit zweideutigem Zögern die Pflicht der Rache auf sich genommen hatte, und sie durch reiche Geldgeschenke zu gewinnen, fehlten ihm schon wieder die Mittel. Er, der kurz vorher Millionen an Schmarotzer und Buhldirnen verschleudert hatte, konnte jetzt den Soldaten kaum ein Fünftel dessen bieten, was Octavian den seinen gab. Als er das Heer versammelte und ihm dies in einer Rede mitteilte, scholl ihm daher nur Hohngelächter und aufrührerisches Geschrei entgegen. Von sinnloser Wut ergriffen, gab er den furchtbaren Befehl, die Legionen zu dezimieren, und wenn er dies auch nicht in vollem Umfange zur Ausführung bringen ließ, so floß doch Blut genug, um die Soldaten aufs äußerste zu erbittern. Die Centurionen der Marslegion, die sich am wildesten gebärdet hatte, ließ er in sein Haus kommen und dort allesamt niedermetzeln, während nicht nur er selbst, sondern auch seine Frau dem Morden zuschauten.

Mit solchen Mitteln wurde die Ruhe für den Augenblick hergestellt. Doch wagte Antonius nicht, das Heer in geschlossener Masse nach Norden ziehen zu lassen, weil das Bewußtsein vereinigter Kraft es leicht zu neuem Aufruhr hätte treiben können. Aber während die einzelnen Truppenkörper gesondert marschierten, erklärte plötzlich die Marslegion, daß sie für den Consuln nicht kämpfen werde, und bot Octavian ihre Dienste an, und auf die Nachricht davon folgte auch die vierte Legion diesem Beispiel. Damit war die volle Hälfte des makedonischen Heeres verloren; doch Antonius meinte, einen unerfahrenen Jüngling von neunzehn Jahren, auch wenn dieser über eine starke Truppenmacht verfügte, nicht fürchten zu müssen. Er verstärkte den übrig gebliebenen Rest durch andere Legionen, die er teils aus seiner Leibwache, teils durch neue Aushebungen bildete, und zog dann in Eile dem Decimus Brutus entgegen, das Heer Octavians in seinem Rücken lassend. Brutus wagte nicht, ihm in freiem Felde standzuhalten, vielleicht weil er der Treue seiner Soldaten nicht sicher war; er warf sich in das feste Mutina (Modena) und ließ sich hier belagern. Da die meisten Führer des Senats ihn brieflich ermahnt hatten, sich den Forderungen des Consuln zu widersetzen, durfte er mit Grund hoffen, daß ihm in nicht zu langer Zeit aus Rom Hilfe kommen werde.

Diese herbeizuschaffen war allerdings nicht leicht. Die nächste Provinz, deren Truppen in den Kampf hätten eingreifen können, war die Narbonensis, d. h.



Abb. 32. Aus dem Silberschatz von Boscoreale. Paris, Louvre. (Zu Seite 134.)

das südliche Frankreich. Hier aber war Lepidus Proconsul, der erst kurz vor seinem Auszuge aus Rom seine kleine Tochter mit dem Sohne des Antonius verlobt hatte. Er stellte sich zwar, als wenn er dem Senat zu unbedingter Verfügung stehe; doch war es ihm sehr angenehm, daß der hereinbrechende Winter die Alpenpässe sehr schwer gangbar gemacht hatte und er dies als Vorwand benutzen konnte, um unthätig zu bleiben. Nur eine kleine Schar sandte er nach Mutina, und diese schloß sich, angeblich gegen seinen Befehl, dem Antonius an. Auf der anderen Seite von Norditalien wurde Illyricum von Publius Vatinius verwaltet, einem entschiedenen Caesarianer, der zur Rettung des Decimus sicher keinen Finger rührte. Makedonien war von Gajus Antonius, einem jüngeren Bruder des Consuln, der damals eben die Praetur bekleidete, in Besitz genommen. So war die einzige Truppenmacht, die für den Entsatz Mutinas einstweilen in Betracht kommen konnte, das Heer Octavians. Dieser aber mußte wohl sich selbst gegen Antonius schützen, doch dem Mörder seines Vaters Hilfe zu bringen, hatte er keine Eile. Er stand ruhig an der Südgrenze des cisalpinischen Gallien und wartete, ob der Senat ihm einen Preis bieten werde, der einen Bruch mit seinen bisherigen Prinzipien lohnend erscheinen lasse. Und einen solchen Preis gab es allerdings. Er, der als Privatmann Truppen geworben und zwei Legionen zum Bruch ihres Fahneneides verführt hatte, konnte rechtlich nur als Empörer gelten, und hätte die Verfassung noch etwas bedeutet, so wären alle Heere und Feldherren Roms verpflichtet gewesen, seine Macht niederzuschlagen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn er dagegen durch Vermittelung des Senats die höchste Amtsgewalt (imperium) erhielt und zugleich den Auftrag, Antonius zu bekämpfen, so wurde der Aufrührer zum Verteidiger der Verfassung. Schon vorher hatte er unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er bereit sei, diese Rolle zu übernehmen, und wartete jetzt, bis man ihn darum bitten würde.


Abb. 33. Aus dem Silberschatz von Boscoreale. Paris, Louvre. (Zu Seite 134.)

Der Senat sah sich fürs erste noch zur Unthätigkeit verurteilt. Denn noch ehe Antonius gegen Decimus gezogen war, hatte auch Dolabella Rom verlassen, um die Statthalterschaft von Syrien zu übernehmen. So konnten unter Vorsitz der Tribunen zwar wohl Sitzungen gehalten und Beschlüsse gefaßt werden, doch mit den Consuln fehlten die ausführenden Organe. Freilich hätte die dringende Not außerordentliche Maßregeln gerechtfertigt; doch die meisten Senatoren waren froh, daß sie einen Vorwand hatten, einstweilen nichts zu thun. Denn was der Ausgang des begonnenen Kampfes sein werde, wußte man nicht, wohl aber, daß der Sieger, wer es auch sein mochte, an seinen Gegnern blutige Rache nehmen werde. Am liebsten hätte man sich daher nach keiner Seite hin kompromittiert. Cicero, der wahrlich kein Held war, zeigte sich in dieser schwächlichen Gesellschaft noch als der mutigste und entschiedenste. Er hatte erkannt, daß mit Antonius kein Frieden möglich war, und drängte in jenen flammenden Reden, die er später unter dem Namen der Philippiken veröffentlicht hat, zu schnellen und kühnen Entschlüssen. Und niemals war er von der Begeisterung der Massen so mächtig emporgehoben worden, wie in diesem seinem letzten Kampfe, der dem Greise das

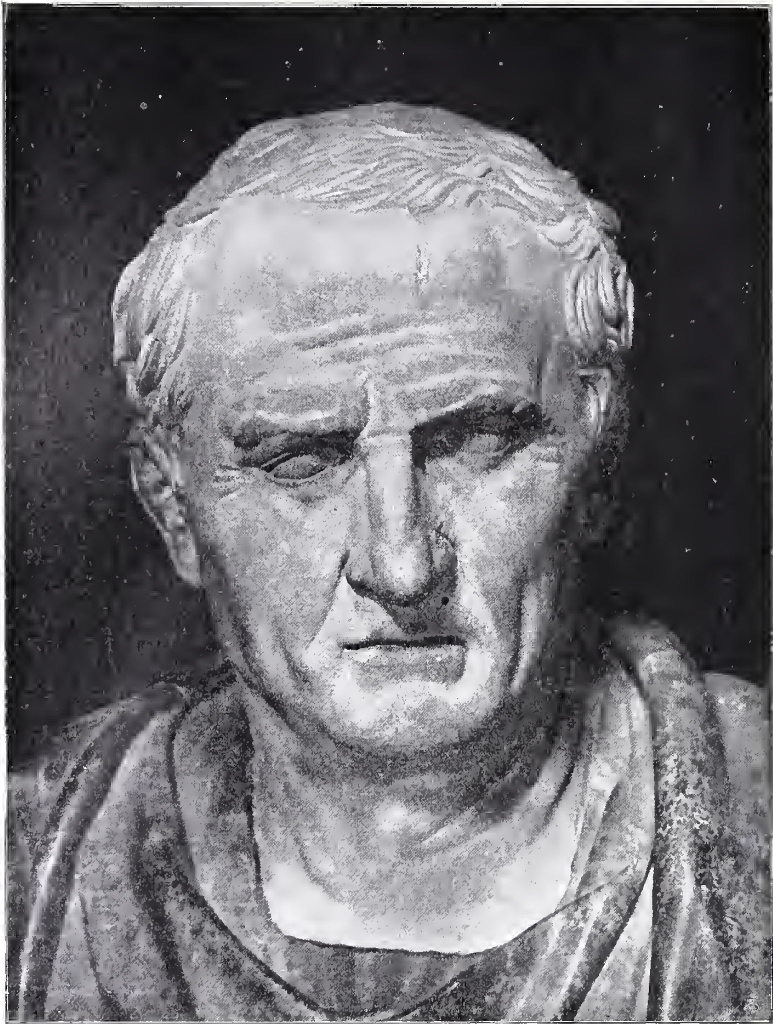


Abb. 34. Marcus Tullius Cicero. Florenz, Uffizien. (Zu Seite 41.)

Leben kosten sollte. Denn Rom und ganz Italien flammte von Zorn gegen Antonius. Als man später zur Aushebung schritt, drängte die Jugend sich zu den Fahnen, und die Vertretungen aller Städte unterstützten den Krieg mit Geld, Waffen oder Getreide, soweit nur ihre Mittel reichten.

Unterdessen wartete der Senat das Ende des Jahres ab, obgleich für den belagerten Decimus jeder Tag, den er länger ausharren mußte, eine Steigerung der Gefahr bedeutete. Am 1. Januar 43 traten Gajus Vibius Pansa und Aulus Hirtius das Consulat an. Beide waren sie treue Freunde Caesars gewesen; doch das verrückte Treiben des Antonius hatte sie ins Lager der Republik hinübergeführt, für deren Sache sie bald ihr Leben lassen sollten. Noch immer suchten die Senatoren durch halbe Maßregeln und versöhnliche Beschlüsse dem Antonius goldene Brücken für einen möglichen Rückzug zu bauen; doch konnte man nicht umhin, die Consuln mit der Befreiung des Decimus zu beauftragen und ihnen Octavian dabei zum Genossen zu geben. Für diesen Zweck erhielt er die Würde eines Propraetors und damit das Imperium, das er bis an sein Lebensende nicht wieder abgelegt hat. Der 7. Januar 43, an dem er von dem Beschlusse des Senats Kunde

erhielt und zum erstenmal die Feldherrnauspizien anstellte, wurde daher später als Anfangstag seiner Regierung betrachtet.

Freilich lag dem Senat nichts ferner, als ihm damit eine beherrschende Stellung anzuweisen. Consuln, Praetoren, Proconsuln und Propraetoren besaßen zwar außerhalb Roms ganz gleiche Befugnisse, und befehligte einer dieser Beamten allein, so lag innerhalb des ihm anvertrauten Bezirkes die volle Staatsgewalt in seiner Hand. Waren dagegen auf dem gleichen Kriegstheater zwei oder mehrere nebeneinander thätig, so wurde nach römischem Staatsrecht der niedrigere zum Unterfeldherrn des höheren und hatte diesem unbedingt zu gehorchen. Indem man also dem Propraetor Octavian die Consuln zugesellte, beraubte man ihn jeder selbständigen Macht. Allerdings behielt er unter ihrem Oberbefehl einen gesonderten Heeresteil; doch wurde dafür gesorgt, daß er nicht, auf diesen gestützt, gefährlich werden könne. Denn die Marslegion und die vierte, die von Antonius zu ihm abgefallen waren, mußte er gleich im Beginn des Feldzuges dem Hirtius übergeben, so daß ihm nur diejenigen Truppen übrigblieben, die er aus eigenen Werbungen neu organisiert hatte. Dies aber bedeutete, daß der Consul neben seiner rechtlichen Übermacht auch eine thatsächliche erlangte, die den Jüngling, ob er wollte oder nicht, zur Fügsamkeit zwang.

Daß jene beiden Legionen eine so entscheidende Wichtigkeit besaßen, läßt sich nur verstehen, wenn man mit der Heeresorganisation des Römerreiches bekannt ist. Diese hatte ihre erste Ausbildung in einer Zeit empfangen, in der es noch keine Staatsfinanzen gab. Damals hatte man nur diejenigen Bürger als Soldaten gebrauchen können, die sich selbst für den Krieg auszurüsten im stande waren; der gänzlich Mittellose blieb vom Dienste ausgeschlossen. Wenn eine Gefahr drohte, hatten die Consuln so viele der Pflichtigen ausgehoben, wie ihnen oder richtiger dem Senat erforderlich schienen, und war der Feldzug zu Ende, so wurden die Krieger entlassen und kehrten zu ihrer bürgerlichen Beschäftigung zurück. Ihren Eid leisteten sie nicht der Republik, sondern ihrem Feldherrn, und mit dessen einjähriger Amtszeit hörte auch ihre Verpflichtung auf, wenn nicht die folgenden Consuln sie erneuerten. Solange Rom noch um die Herrschaft über Italien kämpfte, geschah dies selten; die Feinde wohnten nah, und der Krieg pflegte sich daher in kurzen Sommerfeldzügen abzuspielen, so daß dem Bauern vor der Aushebung und nach der Heimkehr noch meist die Zeit für Saat und Ernte übrigblieb. Dies änderte sich, als Rom zur Weltmacht wurde und seine Krieger ferne Provinzen unterwerfen oder in der Botmäßigkeit erhalten mußten. Hier dehnte sich das einzelne Kommando oft über mehrere Jahre aus, und selbst wenn es zu Ende ging, kam es mitunter vor, daß der Nachfolger in der Provinz auch das Heer seines Vorgängers übernahm. Daß er so lange seinem Gute fernbleiben mußte, brachte dem italischen Bauern, der den Kern des Heeres bildete, schweren Schaden und führte oft seinen Ruin herbei. Doch in jenem konservativen Starrsinn, der in den Römern so mächtig war, beharrte man noch lange bei dem Grundsatz, die Militärlast nur den Besitzenden aufzulegen, obgleich er längst sinnlos geworden war. Denn seit die Feldzüge sich nicht mehr auf die nächste Umgebung Roms beschränkten, hatte man sich gewöhnen müssen, den Ausgehobenen Sold zu zahlen und für ihre Verpflegung zu sorgen. Die Zeit, in der man noch kostenlos Kriege führen konnte, war also seit Jahrhunderten vorüber, und wenn zu den schweren Ausgaben, die sie ohnehin verursachten, noch die Summe hinzugetreten wäre, welche die Ausrüstung der Heere nötig gemacht hätte, so wäre dies für die römischen Finanzen leicht genug zu tragen gewesen. Denn seit die Tribute der Provinzen nach Rom strömten, war der Staatsschatz fast immer überfüllt, und nur sehr lang dauernde Kriege vermochten ihn zu erschöpfen. Da that Gajus Marius den entscheidenden Schritt, der das ganze römische Heerwesen umgestalten sollte. Er bewaffnete die Soldaten auf Staatskosten und konnte daher ohne Rücksicht auf das Vermögen jeden römischen Bürger in die Legionen aufnehmen.

Dies hatte zunächst die Folge, daß sich arme Teufel, die nichts daheim zu verlieren hatten, in Massen zu den Fahnen drängten um im Felde Lohn und Beute zu gewinnen. Die zwangsweise Aushebung wurde nicht abgeschafft; doch bedurfte man ihrer nur noch in seltenen Fällen, weil meist die frei-

willigen Meldungen genügten. So wurde der Bauer von der erdrückenden Militärlast fast ganz befreit; doch das Heer, das früher die Blüte des italischen Volkes in sich vereinigt hatte, setzte sich jetzt aus Gesindel zusammen. Aber stand der neue Werbesoldat auch gesellschaftlich und sittlich tiefer, militärisch war er brauchbarer. Der Bauer trat ohne jede vorhergehende Übung in das Heer ein; erst im Laufe des Krieges bildete er sich zum Soldaten aus, um dann sehr bald wieder entlassen und durch einen anderen Neuling ersetzt zu werden; denn die neuen Consuln hoben nach Möglichkeit neue Leute aus, um nicht immer wieder dieselben durch den Dienst zu beschweren. Der Söldner dagegen hatte den Krieg zum Beruf erwählt und ließ sich daher, wenn er von seinem früheren Feldherrn entlassen war, stets von neuem durch dessen Nachfolger anwerben. So blieb die militärische Fertigkeit, die er im Kriege erworben hatte, dauernd dem Heere erhalten. Allerdings wurde die Organisation desselben fast durch jeden Wechsel des Kommandos zerrissen; denn wer die Führung übernahm, mußte sich in der Regel erst seine Legionen bilden, und bestanden sie auch meist aus gedienten Leuten, so hatten diese sich doch erst in den neuen Heerkörpern zurechtzufinden, mit den neuen Offizieren und Kameraden einzuleben. Die volle Schlagfertigkeit, deren sie fähig waren, erlangten die Legionen daher nur unter solchen Feldherren, die dauernd an ihrer Spitze blieben. Die Vorbedingung für die höchste technische Entwickelung des römischen Heerwesens waren jene langjährigen Kommandos eines Marius, Sulla, Pompejus und Caesar, welche die Monarchie einleiteten.



Abb. 35. Bronzedreifuß. Neapel, Museum. (Zu Seite 136.)

Ein geordneter Fechtunterricht war vorher nur bei den Gladiatoren üblich gewesen, die durch ihre Kämpfe im Amphitheater dem Volke ein grausames Vergnügen bereiteten; zur Zeit des Marius wurde er auch bei dem Heere eingeführt und erhob es zu einer viel höheren Stufe militärischer Brauchbarkeit. Doch die sichere Ruhe im Gebrauch seiner Waffen, die instinktive Schnelligkeit der Paraden und Ausfälle gewann der Soldat erst nach jahrelanger Übung. Der Rekrut war daher jener gewandten Sicherheit des alten Kriegers gegenüber so gut wie wehrlos. In den Kämpfen bei Mutina, von denen wir sogleich zu reden haben, stieß die Marslegion, als sie mit fünf neu ausgehobenen Legionen zusammen marschierte, bei Forum Gallorum auf den Feind; da wiesen jene geübten Soldaten ihre jungen Genossen an, sich unthätig im Hintergrunde zu halten, weil sie doch nur Verwirrung stiften könnten, und fochten allein die Schlacht aus, obgleich sie eine große Übermacht gegen sich hatten. Mit solcher Verachtung sah der geschulte Fechter auf den Rekruten herab! Nun bestand das Heer Octavians zwar meist aus Veteranen, d. h. aus brauchbaren Soldaten, doch waren

sie erst kürzlich zu neuen Legionen zusammengetreten. Wenn also auch der einzelne Mann die Waffe zu handhaben wußte, so fehlte doch noch den Massen jene schnelle Manövrierfähigkeit, die erst durch langes gemeinsames Üben zu erreichen war. Diesen Vorzug besaßen nur die Marslegion und die vierte, deren Zusammenschluß nie gestört worden war, und gerade diesen besten Teil seiner Truppen sollte Octavian dem Consuln abtreten.

So durchsichtig die Tücke des Senats auch war, der Jüngling fügte sich. Er konnte es thun, weil Hirtius ein treuer Anhänger seines Vaters war und auch er selbst auf seine freundliche Unterstützung rechnen durfte. So handelten sie denn auch gleich vom Beginne des Feldzuges an in demselben Sinne. Dem Decimus Brutus gönnten sie ebensowenig einen vollen Sieg, wie dem Antonius; denn wenn der Mörder Caesars sein Heer ungeschwächt aus Mutina herausführte, konnte er dem Sohne des Ermordeten höchst gefährlich werden. Die Aushebungen des Pansa bedeuteten für die Entscheidung des Krieges sehr wenig, weil seine Rekruten, wie wir eben dargelegt haben, einstweilen noch unbrauchbar waren. Doch boten sie Hirtius und Octavian den Vorwand, um bis zum Anlangen jener zweifelhaften Verstärkung nichts zu thun. Kaum fünfzig Kilometer von den Linien des Antonius entfernt bezogen sie Winterquartiere und ließen die Belagerung ruhig ihren Fortgang nehmen. So war das Entsatzheer nahe genug, um im entscheidenden Augenblick die Eroberung Mutinas zu verhindern; im Innern der Stadt aber thaten Hunger und Seuchen ihr Werk und schwächten die Truppen des Decimus so, daß sie noch Monate später für Operationen im offenen Felde kaum zu brauchen waren. Denn auch, als man Anfang März 43, um dem Senat eine kleine Freude zu machen, endlich die Winterlager verließ und sich noch näher an Mutina heranzog, ließen es Hirtius und Octavian doch nur zu unbedeutenden Scharmützeln kommen, die nichts entschieden und nichts entscheiden sollten.



Abb. 36. Säule mit Rosen und Vögeln. Rom, Lateran. (Zu Seite 136.)

Erst nachdem die Belagerung schon nahe an vier Monate gedauert hatte, rückten die neu ausgehobenen Legionen heran. Antonius suchte die Vereinigung der Heere zu verhindern, erlitt aber dabei am 14. April bei Forum Gallorum eine empfindliche Schlappe. Namentlich dadurch wurde dieses Gefecht bedeutungsvoll, daß der Konsul Pansa eine tödliche Wunde empfing. Während er noch in Bononia (Bologna) mit dem Tode ringend daniederlag, unternahm das vereinigte Heer am 26. April einen Sturm auf die Linien des Antonius und zwang ihn zum Aufheben der Belagerung. Doch bei diesem Kampfe fiel auch Hirtius, und Octavian stand jetzt als alleiniger Befehlshaber an der Spitze der drei vereinigten Heere.

Hätte er die Legionen des Antonius, als sie jetzt in wilder Verwirrung abzogen, schnell und energisch verfolgt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sie gänzlich zu vernichten; doch damit hätte er nur die Geschäfte des Senats besorgt. War aber dieser von seinem gefährlicheren Feinde befreit, so wäre seine nächste Sorge gewesen, auch den Erben Caesars unschädlich zu machen. Und daß er die Gewalt dazu besessen hätte war sehr

wahrscheinlich. Denn die Statthalter des Westens nahmen eine zweifelhafte Stellung ein und hätten sich, wenn ein Konflikt ausbrach, vermutlich der stärkeren Partei angeschlossen; und östlich des Adriatischen Meeres waren die Tyrannenmörder unbestrittene Gebieter. Die Kämpfe, welche dies Ergebnis herbeiführten, vollzogen sich gleichzeitig mit dem Mutinensischen Kriege und müssen daher hier nachgetragen werden.

Als jener Wechsel in der Stimmung des römischen Volkes, den Cassius und Marcus Brutus so sehnsüchtig erwartet hatten, im Sommer 44 endlich eingetreten war (S. 33), da hatte auch Antonius seine Politik gewechselt. Hatten sie vorher die Wut des Pöbels gefürchtet, so drohte ihnen, wenn sie jetzt nach Rom zurückkehrten, die Leibwache des Consuln gefährlich zu werden. Aber zugleich hatte der Empfang, den Decimus in seiner Provinz gefunden hatte, den Beweis geliefert, daß der Zorn der Legionen gegen die Caesarmörder nicht so unüberwindlich war, wie man anfangs gemeint hatte. Da nun Antonius sich immer mehr von der Freiheitspartei abwandte und immer entschiedener den Rächer Caesars hervorkehrte, mußten auch Brutus und Cassius darauf sinnen, wie sie sich mit Heeresmacht gegen ihn schützen könnten; sie mochten sich daher die waffenlosen Provinzen Kreta und Kyrene, die ihnen der Senat zudekretiert hatte, nicht mehr gefallen lassen. So schlecht gerade ihnen dies anstand, sahen sie sich nach langem Zaudern gezwungen, ihrerseits auf die acta Caesaris zurückzugreifen. Im Herbst 44 ging Brutus nach Makedonien, Cassius nach Syrien, wie der Ermordete dies verfügt hatte. Als die Nachricht davon nach Rom gelangte, machte sich aber auch Dolabella auf den Weg, um die letztere Provinz, die ihm durch Volksbeschluß zugewiesen war, eiligst in Besitz zu nehmen. Bei seinem Marsche gelangte er zunächst nach Kleinasien, wo der Tyrannenmörder Gajus Trebonius Proconsul war. Dieser konnte ihm den Durchzug nicht verweigern, da in der friedlichen Provinz keine Truppen standen; doch befahl er, daß die festen Städte ihm die Thore schließen und seinem kleinen Heere nur außerhalb des Mauerringes Lebensmittel verkaufen sollten. Jetzt meinte Dolabella den Augenblick gekommen, um aus der republikanischen Rolle, die er vorher mit Antonius um die Wette gespielt hatte, herauszutreten und auch seinerseits zum Rächer Caesars zu werden. Durch List bemächtigte er sich Smyrnas, wo Trebonius sich damals aufhielt, und ließ ihn unter furchtbaren Martern hinrichten. Als der Senat davon Kunde erhielt, erklärte er Dolabella für einen Feind des Vaterlandes, und bald fand das Todesurteil, das ihm hiermit gesprochen war, seinen Vollstrecker. Denn in Syrien war Cassius ihm zuvorgekommen, hatte sich des dortigen Heeres bemächtigt und auch die vier Legionen, die einst von Caesar in Ägypten zurückgelassen waren und jetzt dem Dolabella Zuzug leisten wollten, durch seine Übermacht zum Anschluß gezwungen. So konnte er den zwei Legionen, die dieser heranführte, mit der sechsfachen Zahl entgegentreten. Dolabella ließ sich in Laodicea einschließen, erkannte aber bald, daß jeder Widerstand hoffnungslos war, und gab sich Anfang Juni 43 selbst den Tod.

Während so Cassius die asiatischen Gebiete und mit ihnen eine sehr starke Truppenmacht gewann, hatte Marcus Brutus in Makedonien nicht viel weniger Glück gehabt. Zwar die vier caesarischen Legionen, die für den Partherkrieg bestimmt gewesen waren, hatten schon vor seiner Ankunft die Provinz verlassen, um teils unter Antonius, teils unter Hirtius den Mutinensischen Krieg auszufechten. Aber die Besatzung, welche zu Makedonien selbst gehörte, übergab der Proconsul, der republikanisch gesinnt war, ohne Widerstand dem Brutus. Allerdings machte Gajus Antonius, der, wie wir oben gesehen haben (S. 41), von seinem Bruder, dem Consul, hierher geschickt war, noch einen Versuch, sich jenem zu widersetzen. Doch mit Übermacht angegriffen, mußte er sich bald ergeben und wurde später, als er unter den Soldaten des Brutus Aufruhr zu stiften suchte, hingerichtet. Auch die übrigen Statthalter des griechischen Ostens gehörten der Senatspartei an; und wäre dies auch nicht gewesen, so hätte ihre Macht doch nicht ausgereicht, um Brutus und Cassius den Gehorsam zu verweigern. Den Städten und Dynasten dieses weiten Gebietes wurden nun Geld, Schiffe und Truppen abgefordert, soviel sie irgend zu leisten vermochten. Denn nachdem man sich kurze Zeit der Niederlage des Antonius gefreut hatte, kamen aus dem Westen Nachrichten von ganz anderer Art, welche die stärksten Rüstungen gegen die Caesarianer nötig erscheinen ließen.



Abb. 37. Goldmünze (stark vergrößert) mit dem Kopfe des Brutus und einer Trophäe, die seine Siege über die kleinasiatischen Städte feiert (S. 61), geschlagen von Casca, der den ersten Stoß gegen Caesar geführt hatte. Den Bart ließ man damals nur wachsen, wenn man Trauer hatte; er bezeichnet den Schmerz des Brutus über die Unterdrückung der Republik durch die Triumvirn.

IV.

Die Blutrache für Caesar.

Erst nach dem Rückzuge des Antonius hatte der Senat den Mut gefunden, ihn unzweideutig für einen Feind des Staates zu erklären. Denn jetzt, meinte man, sei er nicht mehr gefährlich; man hielt den Krieg für beendet und sann nur noch auf Mittel, um den unbequemen Helfer aus der Not mit guter Art loszuwerden. So zeigte man denn Octavian deutlich genug, daß man ihn nicht mehr brauche. Als Sieger feierte man nur Decimus; für ihn wurde der Triumph und ein Dankfest von fünfzig Tagen beschlossen, eine Ehre, wie sie in dieser Ausdehnung noch keinem Feldherrn gewährt worden war. Cicero, der eine Beleidigung des mächtigen Jünglings noch immer für bedenklich hielt, stellte den Antrag, man möge ihm wenigstens den kleineren Triumph bewilligen, bei dem man nicht im vierspännigen Wagen, sondern nur zu Rosse in die Stadt einzog; doch scheint der Senat auch dies abgelehnt zu haben. So suchte man die Verdienste Octavians zu verkleinern, indem man ihnen jede offizielle Anerkennung verweigerte. Auch die Legionen des Hirtius und des Pansa wurden Decimus zudekretiert und er allein mit der Verfolgung des Antonius beauftragt. Wie früher in seinem Streite mit dem Consuln, so spielte auch jetzt Octavian die Rolle des stillduldenden Opferlammes und ließ sich jede Unbill in schweigendem Gehorsam gefallen. Doch wer konnte ihm die Schuld geben, wenn die alten Soldaten, die schon unter seinem Vater gekämpft hatten, sich entschieden weigerten, in den Dienst von dessen Mörder zu treten? Nur die Rekruten ließen sich in das Lager des Decimus hinüberführen, wo sie die Masse seines Heeres, aber nicht dessen Kraft vermehrten. Was von den Truppen der Consuln militärisch brauchbar war, blieb bei Octavian und ballte die Fäuste gegen den Senat, der ihnen so Unwürdiges zugemutet und dem Sohne Caesars so schlecht gelohnt hatte.

Zwischen den graubärtigen Kriegern und ihrem Feldherrn, der aus dem Knabenalter kaum herausgewachsen war, hatte sich ein ganz eigentümliches Verhältnis ausgebildet. Octavian war nicht, wie Antonius, eine zündende Natur, die den gemeinen Mann zu begeistern und mit der unmittelbaren Kraft der Sympathie an sich zu fesseln wußte; dazu fehlten ihm jene kleinen Schwächen, die in den Augen der Menge liebenswürdiger erscheinen als große Tugenden. Bewußtes Rechnen auf den Eindruck, den er hervorbringen wollte, und eine kühle Selbstbeherrschung, die jedes unbefangene Sichgehenlassen ausschloß, beherrschten sein Auftreten. Antonius wurde in seiner Gegenwart immer von einem drückenden Gefühl der Befangenheit beschlichen, und ähnlich wird es auch den meisten anderen ergangen



Abb. 38. Augustus im frühesten Jünglingsalter. Rom, Vatikan.

tung größer als er war; und während er sonst seine Kleidung gänzlich vernachlässigte, legte er doch Wert auf dicke Sohlen, um seine Statur zu heben. Seine Gesichtszüge sind uns aus zahlreichen Bildnissen bekannt, vor allem durch die herrliche Büste des Vatikan, die ihn in dem jugendlichen Alter darstellt, wie er bei Mutina kämpfte (Abb. 38, 39, vergl. das Titelbild u. Abb. 29, 41, 74, 77, 80—82, 85). Sie zeugt von einer herben, regelmäßigen Schönheit, die aber durch die kalte Energie des Ausdrucks mehr abstoßend, als anziehend wirkt. Von dem aber, was den Eindruck seiner Persönlichkeit in erster Linie bestimmte, vermag kein plastisches Kunstwerk einen Begriff zu geben: es waren das seine wunderbaren Augen, blau und klar, tief und ruhig, die alles zu durchdringen schienen und doch selber undurchdringlich waren. Man erzählt von ihm, wie von Friedrich dem Großen, daß er nur durch seinen zwingenden Blick einen Mörder an der Ausführung seines Anschlages gehindert habe.

Während Antonius von riesiger Kraft war, mußte Octavian seinen zarten Körper sorgsam hüten, litt fast immer unter irgend einem kleinen Unwohlsein und wurde nicht selten von schweren Krankheiten befallen. Trank jener oft bis zur Bewußtlosigkeit, so war dieser im Weingenuß äußerst mäßig und vermied auch in der Speise jedes Übermaß und jeden Prunk. Den Würfeln war auch er nicht abhold, doch suchte er bei ihnen Erholung, nicht Aufregung, und die wilde Gier nach Gewinn, die den echten Spieler kennzeichnet, war ihm fremd. Am liebsten aber erfrischte er sich beim Spiel mit kleinen Kindern, mit denen er Murmeln warf

sein. Er selbst empfand peinlich die Scheu, die sein Wesen einflößte, und suchte ihr durch Leutseligkeit entgegenzuwirken; namentlich den Veteranen seines Vaters gegenüber gefiel er sich in der Rolle des bescheidenen Jünglings, der ihre Erfahrung schätzte und gern auf ihren väterlichen Rat hörte. Trotzdem verscheuchte seine gemessene Haltung jede Vertraulichkeit. Schon seine Erscheinung fröstelte an und drückte nieder. Von kleiner Gestalt, erschien er doch durch das vollendete Ebenmaß seiner Glieder und die gerade Hal-



Abb. 39. Augustus im frühesten Jünglingsalter. Rom, Vatikan.

oder um Nüsse würfelte, und als er Enkelchen besaß, hat er es sich nicht nehmen lassen, sie selbst im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Es that ihm wohl, den steten Zwang der Selbstbeobachtung, den er sich bei allen Erwachsenen, sogar bei seiner Frau auferlegte, im Verkehr mit den unschuldigen Kleinen abstreifen zu dürfen.

In keiner Beziehung tritt sein Gegensatz zu Antonius schärfer hervor, als in ihrem Verhältnis zu den Frauen. Auch Octavian war verliebter Leidenschaft nicht unzugänglich, ja einmal wurde sie der Grund, daß er ganz gegen seine Natur selbst vor öffentlichem Anstoß nicht zurückschreckte. Als Triumvir zwang er im Jahre 38 v. Chr. den Tiberius Claudius Nero, sich von seiner Gattin Livia Drusilla zu scheiden, und vermählte sich mit ihr sogleich in hastiger Begierde, obgleich sie schon im sechsten Monat mütterlicher Hoffnung stand, was natürlich zu vielen bösen Witzen Anlaß gab. Und obgleich er bis an sein Lebensende fest an ihr hing und sie selbst auf seinen

weiten Reisen in alle Teile des Reiches selten von sich ließ, hinderte ihn das doch nicht an manchen kleinen Liebschaften, die sie sich gleichmütig gefallen ließ. Denn kein anderes Weib erlangte je eine wirkliche Gewalt über ihn, und auch die ihre wurde niemals bestimmend und beruhte mehr auf ihrem klaren Verstande, als auf seiner Leidenschaft. Denn er pflegte mit ihr seine Pläne zu besprechen und zwar mit solchem Ernste, daß er sich für diese Unterredungen meist schriftlich vorbereitete. So beriet sie ihn, weil sie ihn verstand, aber beherrschte ihn nicht (Abb. 40, 42, 43).

Auch wenn er sonst ein Gespräch zu führen hatte, auf dessen Inhalt er Wert



Abb. 40. Kupfermünze des Tiberius (vergrößert) mit dem sehr idealisierten Kopfe seiner Mutter Livia.

legte, nahm Octavian nicht selten die Schreibtafel zur Hand, um schon vorher genau festzustellen, was er sagen und nicht sagen wollte. Natürlich waren seine Reden an Senat, Volk und Heer, falls die Umstände dies nur irgend erlaubten, noch sorgfältiger einstudiert. Zu diesem Selbstmißtrauen hatte er keinen Grund; denn wenn die Not drängte, wußte er auch unvorbereitet das rechte Wort zu finden. Doch in vorsichtiger Bedachtsamkeit verließ er sich ungern auf den instinktiven Impuls des Augenblicks. In seiner Schulung für die freie Rede verfuhr er denn auch mit pedantischer Konsequenz; selbst während des Mutinensischen Krieges soll er Zeit gefunden haben, sich täglich im schriftlichen und mündlichen Ausdruck zu üben. Seinen Stil kennen wir aus seiner umfangreichen Grabschrift, die er sich selbst schon lange Jahre vor seinem Tode aufgesetzt hat. Sie ist nach dem römischen Original auch in die Wände der Tempel eingegraben worden, die man ihm später in den Provinzen errichtete, und in Ankyra, dem heutigen Angora, hat sich das fast vollständige Exemplar einer solchen Kopie erhalten (Abb. 45 u. 46). Dieses Monumentum Ancyranum, wie man es zu nennen pflegt, bildet nicht nur die wichtigste Quelle dafür, wie Augustus selbst seine Stellung zum römischen Staatswesen auffaßte, sondern bietet uns auch eine sehr interessante Probe der schriftstellerischen Thätigkeit, die er sein Lebenlang mit Eifer betrieben hat. Sein Stil ist schlicht, rein und wohlgerundet; was er sagen will, bringt er klar zum Ausdruck und weiß das Bedenkliche geschickt zu umschreiben. Aber wenn seine rhetorische Bildung, wie jenes Denkmal zeigt, auch auf der vollen Höhe seiner Zeit stand, so fehlte ihm doch die lebendige Phantasie, die ergreifende Begeisterung, welche den wirklich großen Redner machen. Aber die Schärfe der Beweisführung und der feine Witz, den er mitunter einzustreuen pflegte, verfehlten ihre Wirkung auf die Zuhörer doch nicht ganz. Seine Rede riß nicht mit sich fort, doch sie überzeugte. Und wenn sie nicht flammte und zündete, wenn sie, gleich seinem ganzen Wesen, mehr von Klarheit und Selbstzucht, als von blendender Genialität Zeugnis gab, so veranlaßte dies seine Gegner leicht, seine Bedeutung zu unterschätzen und ihn für ungefährlich zu halten, und wurde so gleichfalls zur Waffe in seiner geschickten Hand.

Daß es demjenigen, welcher die Erbschaft Caesars anzutreten wagte, nicht an persönlichem Mut fehlte, versteht sich von selbst. Aber es war der kalte Mut des Pflichtbewußtseins, der nur in entscheidenden Momenten hervortrat, nicht jene trunkene Wagefreudigkeit, mit der Caesar und Antonius die Gefahr suchten, um sie zu überwinden. Hätte Octavian seiner Natur nicht Gewalt angethan, er wäre sogar ängstlich gewesen, wie dies bei Leuten von schwächlichem Körper, die immer um ihre Gesundheit besorgt sein müssen, die Regel ist. Zitterte er doch bei jedem Gewitter und beobachtete schon alle abergläubischen Vorzeichen, um sich aus ihnen über die Folgen seiner Handlungen zu vergewissern. Ihm war es daher am



Abb. 41. Augustus in reiferen Jahren.
Kopf der Statue, die in der Villa der Livia Ad Gallinas (Primaporta bei Rom) gefunden ist (vgl. Abb. 82). Rom, Vatikan.

natürlichsten, alle Möglichkeiten klug zu prüfen und vorsichtig unter ihnen seine Auswahl zu treffen; zu kühnen, ja selbst zu verwegenen Entschlüssen hat er sich mitunter aufgerafft, doch bedurfte es dazu der strengen Selbstüberwindung, die ihm eigen war. Seine größte Stärke lag im geduldigen Abwarten, bis der Gegner sich eine Blöße gebe, um sie dann geschickt auszunutzen. Aus diesen Gründen war er auch kein Feldherr; denn



Abb. 42. Livia als Greisin mit einer Perücke (an den Augen Reste von Bemalung). Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu Seite 50.)

schneller, halb instinktiver Überblick und entschlossenes Zugreifen sind die Eigenschaften, die in der Schlacht zum Siege führen. Da sie ihm fehlten, ist er in seinen Kriegen meist nicht glücklich gewesen; aber klar erkannte er diese Unzulänglichkeit und wußte mit scharfem Blick die Leute auszufinden, die das besaßen, was er an sich selbst vermißte. Namentlich Marcus Vipsanius Agrippa, der schon in Apollonia sein Studiengenosse war und ihm dann in allen Kämpfen seiner Jünglings- und Mannesjahre treu zur Seite stand, wurde sein bevorzugter Feldherr, und ihm hat er die meisten seiner kriegerischen Erfolge zu danken gehabt. Doch wenn die Legionen in ihm nicht alles fanden, was



Abb. 43. Livia als Greisin. Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu Seite 50.)

sie von ihrem Führer in erster Linie fordern mußten, so entschuldigte dies seine große Jugend, der die grauen Veteranen halb gönnerhaft, halb bewundernd gegenüberstanden.

Denn allerdings war es der höchsten Bewunderung wert, wie er zwischen den erbitterten Parteien, von denen keine dem Sohne Caesars freundlich gesinnt war, mit ruhiger Sicherheit seinen Weg zu finden wußte. Nie hat es einen Mann gegeben, der klarer die gegebenen Verhältnisse überschaut und sich ihnen schmiegsamer angepaßt hätte, als dieser frühreife Jüngling. Er stand nicht hoch über dem politischen Aberglauben seiner Zeit, wie sein großer Vater; vielmehr entsprach es der eigentümlichen Ängstlichkeit seines Wesens, auf das Urteil

der Leute Wert zu legen und nicht leicht gegen dasjenige zu verstoßen, was die öffentliche Meinung forderte. Gerade darum aber hat er sie meisterlich für seine Zwecke auszubeuten gewußt, und weil er seiner Monarchie Formen gab, die das republikanische Empfinden nicht verletzten, hat er sie fast ein halbes Jahrhundert ungestört behaupten und auf eine lange Reihe von Nachfolgern vererben können. Mit Phrasen und Prinzipien arbeitete er sehr viel; über ihn selbst aber hatten sie nur soweit Gewalt, daß er fein ihre Wirkung auf die Zeitgenossen vorauszuempfinden wußte; und am wenigsten hat er sich um sittliche Grundsätze gekümmert. Auf Blutvergießen kam es ihm gar nicht an, wenn es bedeutende Zwecke galt. Die Proskriptionen hat er nicht gewollt, weil er sie für unpopulär und überflüssig hielt; aber nachdem sie gegen seine Absicht beschlossen waren, führte er sie noch grausamer und rücksichtsloser durch als seine Genossen im Triumvirat. Den Freunden hielt er Treue, weil er nur dadurch auch ihrer Treue sicher sein konnte; doch wenn es politisch unvermeidlich war, hat er auch sie ohne Bedenken aufgeopfert. Namentlich aber lag ihm nichts ferner als politische Prinzipienreiterei. Wenn er die Sache erreichte, so kam es ihm auf den Namen nicht an; des Fehlers, den Caesar mit seinem Streben nach dem Königstitel beging, hätte er sich niemals schuldig gemacht. Wenn die Soldaten ihn nicht in der gleichen Weise liebten, wie Caesar oder Antonius, so waren sie doch stolz auf den wunderbaren Knaben, der jeden Mann an kühler Ruhe übertraf. Mit sicherem Instinkt erkannten sie an ihm die Klarheit der Ziele, den Überblick über die Mittel, die scharfe Berechnung aller Verhältnisse und wußten, daß er nichts unternehmen werde, was nicht auszuführen war. So sahen sie in ihm den geborenen König und hielten es für ihre Pflicht, ihm die Krone, auf die er Anspruch hatte, zu erkämpfen.

Um so mehr kränkten sie die Zurücksetzungen, die er durch den Senat erfuhr und mit unerschöpflicher Geduld hinzunehmen schien, und ihr Zorn wuchs, als man auch ihnen selbst die gegebenen Versprechungen nicht in vollem Umfange hielt. Für den Fall des Sieges hatte Octavian jedem seiner Soldaten eine Belohnung von 20000 Sesterzen (= 4500 Mark) zugesagt, und in seiner damaligen Furcht hatte der Senat die Zahlung auf die Staatskasse übernommen. Diese aber war schon durch die Verschwendung des Antonius gründlich geleert, und was ihr seitdem zugeflossen war, hatte der Krieg verschlungen. Seit der Besiegung Makedoniens (168 v. Chr.) hatten die römischen Bürger keine direkten Steuern mehr gezahlt, weil die Bedürfnisse durch die Tribute der Provinzen mehr als gedeckt waren. Jetzt mußte man ihnen nicht weniger als vier Prozent, nicht des Einkommens, sondern des Vermögens abfordern, und außerdem sollten noch die Senatoren von den Häusern, die sie in Rom besaßen, für jeden Dachziegel einen Sesterzen (= 23 Pfennige) Steuer zahlen. Aber da auch Decimus Brutus Geld brauchte und seine Wünsche natürlich zuerst berücksichtigt wurden, reichten selbst diese ungeheuren Auflagen nicht hin, um den Verpflichtungen gegen Octavians Krieger gerecht zu werden. Man beschloß daher, einstweilen nur die Hälfte der versprochenen Summe als Abschlagszahlung zu leisten, und auch diese sollten nur die zwei Legionen erhalten, die von Antonius abgefallen waren. So hoffte man, in dem Heere des Jünglings Eifersucht und Unfrieden zu säen und zugleich den wichtigsten Teil desselben für den Senat zu gewinnen. Daß die halbe Erfüllung des Versprechens und das Vertrösten auf eine ungewisse Zukunft auch die bevorzugten Soldaten eher erbittern als befriedigen werde, hätte man sich freilich sagen können. Was aber der Thorheit die Krone aufsetzte, die Gesandten, welche den Beschluß des Senats ausführen sollten, wies man an, nicht mit Octavian in Verbindung zu treten, sondern sich unmittelbar an jene beiden Legionen zu wenden. Diese erkannten darin mit Recht eine neue Beleidigung ihres Feldherrn und wiesen die Herren Senatoren einfach zurück, ohne ihre Botschaft auch nur anzuhören. Und hatte man bisher Octavian als den Mohren betrachtet, der seine Arbeit gethan hatte und nun gehen konnte, so kam jetzt eine Nachricht nach Rom, die wieder seine Hilfe höchst wertvoll erscheinen ließ.

Die Unterfeldherrn des Lepidus (Abb. 44), welche die Alpenpässe bewachten, hatten, wie er behauptete, gegen seinen Willen Antonius den Durchzug ohne Schwertstreich geöffnet.

Nicht weit von Forum Julii (Fréjus) stand er dem Lepidus in nächster Nähe gegenüber, und schon am 29. Mai 43 ließ sich dieser von seinen Truppen zwingen, sein Heer mit dem des Antonius zu vereinigen. Zwar versuchte er noch immer sein doppeltes Spiel fortzusetzen und schrieb an den Senat, daß er nur widerwillig sich der Gewalt seiner caesarianischen Soldaten gefügt habe; doch vermochte er damit keinen mehr zu täuschen. Auch er wurde für einen Feind des Staates erklärt und der Kampf gegen ihn vorbereitet. Denn verzweifelt stand die Sache des Senats noch nicht. Proconsul des nördlichen Gallien war Lucius Munatius Plancus, ein persönlicher Feind des Lepidus. Während des Mutinensischen Krieges war auch er an die Alpenpässe herangerückt und vereinigte



Abb. 44. Goldmünze (stark vergrößert) mit dem Bildnis des Marcus Aemilius Lepidus. Berlin, Museum.

sich jetzt mit Decimus Brutus, der unterdessen gleichfalls das Gebirge überschritten hatte. Zwar konnten sich ihre Heere mit denen ihrer beiden Gegner nicht messen, da sie zu zwei Dritteln aus Rekruten bestanden; doch durften sie hoffen, daß ihnen im Rücken des Feindes ein Helfer erstehe. Denn der Statthalter des südlichen Spanien Gajus Asinius Polio war zwar Caesarianer, stand aber zu Lepidus nicht in freundlichem Verhältnis und hatte dem Senat bisher guten Willen gezeigt. Auf dessen Anweisung zog er jetzt über die Pyrenäen, um Decimus und Plancus zu unterstützen. Ferner ergingen Befehle nach Afrika, daß der dortige Statthalter zwei Legionen zum Schutze Roms über das Meer schicken solle, und für den äußersten Notfall glaubte man auch auf Marcus Brutus und sein makedonisches Heer rechnen zu können. Gleichwohl war unter den Feldherren Roms Octavian zur Zeit der wichtigste und gefährlichste, weil er einerseits dem Kriegsschauplatze im südlichen Gallien, andererseits der Hauptstadt am nächsten stand. Doch blieb er mit Cicero, dem Führer des Senats, in so freundschaftlicher Verbindung und hatte sich bisher so geduldig mißhandeln lassen, daß man feindselige Entschlüsse bei ihm kaum befürchtete.

Und wirklich stand Octavian noch immer so, daß er die Brücken zu einer Verständigung nicht ganz abbrechen durfte; denn daß die Tyrannenmörder siegten, war nicht unwahrscheinlich, und trat dies ein, so mußte er sich auch in der freien Republik eine Stellung schaffen, was ohne den Senat schwer möglich war. Einstweilen war er nach keiner Seite so weit kompromittiert, daß er nicht je nach den Umständen als Freiheitskämpfer oder als Caesarianer hätte auftreten können, und eben darauf beruhte die Stärke seiner Stellung. Antonius war ihm ebenso feindlich wie die beiden Brutus; aber jede Partei mußte fürchten, daß er sich auf die Seite der anderen stelle, was deren Übergewicht entschieden hätte; jede hatte daher Grund, um seine Unterstützung zu werben. Doch durfte er auch nicht so lange neutral bleiben, bis einer der streitenden Teile ohne ihn mit seinen Gegnern fertig war; denn dann konnte er mit Sicherheit erwarten, daß der Sieger, wer es auch sein mochte, sich gegen ihn wenden werde. Er hatte also abzuwarten, von welcher Seite man ihm die annehmbarsten Bedingungen stelle, mußte sich aber zugleich hüten, daß über seinem Zaudern die passende Zeit für einen Anschluß nach rechts oder links nicht vorübergehe. Diesen suchte er zunächst nach

beiden Seiten: er unterhandelte mit Cicero, ob dieser ihm durch seinen Einfluß im Senat das Consulat verschaffen und es gemeinsam mit ihm übernehmen wolle; denn die Ersatzwahlen für Hirtius und Pansa hatten noch nicht stattgefunden. Zugleich aber gab er auch dem Antonius deutlich zu verstehen, daß er nicht unversöhnlich sei, und da sein Werben bei Cicero ein sehr laues Entgegenkommen fand, neigte er sich mehr und mehr auf die Seite seines früheren Gegners. Und ein Übereinkommen mit ihm schien jetzt dadurch erleichtert, daß Antonius auf die Hilfe des Lepidus angewiesen war und dieser sich gern zum versöhnenden Mittler anbot. Doch wenn Octavian mit Antonius auf gleichem Fuße unterhandeln wollte, mußte er ihm nicht nur an militärischer Macht, sondern auch an Rang gleichstehen. Nur als Consul konnte er der Gefahr entgehen, daß die beiden Consulare, wenn sie mit ihm in Verbindung getreten waren, ihn auch bei seinen eigenen Truppen in den Hintergrund drängten. Auf welche Seite er sich auch neigte, das Consulat, ob mit ob ohne Cicero, zu erlangen, mußte jetzt sein erstes Bestreben sein. Doch trat er mit seiner Forderung noch nicht selbst hervor, sondern überließ die Initiative vollständig den Soldaten, um, wenn es die Umstände verlangten, seine Hände in Unschuld waschen zu können.

Der Senat hatte eine Gesandtschaft an das Heer geschickt, ohne nach dem Feldherrn zu fragen; was Wunder, daß jetzt das Heer sich für berechtigt hielt, seinerseits eine Gesandtschaft an den Senat zu schicken, und dabei gleichfalls den Feldherrn aus dem Spiele ließ! Vierhundert der angesehensten Centurionen und Gefreiten machten sich, ohne um Erlaubnis zu fragen, auf den Weg nach Rom und stellten dort, in den Senat eingelassen, zwei Forderungen. Erstens sollten jene 20000 Sesterzen nicht nur der Marslegion und der vierten, sondern dem ganzen siegreichen Heere ausgezahlt werden, wie das ihm früher versprochen war; damit gab man Antwort auf die Beschlüsse, die jene Gesandtschaft in das Lager überbracht hatte. Zweitens aber sollte der Senat Octavian von den gesetzlichen Hindernissen der Wählbarkeit entbinden, die in seinem jugendlichen Alter lagen, und ihm dadurch die Bewerbung um das Consulat ermöglichen. Denn daß das Volk ihn wählen werde, sobald er als Kandidat auftreten konnte, war niemand zweifelhaft. Der Augenblick war gut gewählt, da nicht sehr lange vorher der Abfall des Lepidus in Rom bekannt geworden war und dadurch das Heer Octavians doppelte Bedeutung gewonnen hatte. Doch wie es scheint, meinte der Senat, wenn er die erste Forderung, die das persönliche Interesse der Soldaten anging, bereitwillig erfüllte, die zweite ohne Gefahr abschlagen zu können. Er sollte sich täuschen. Die unverkennbare Absicht, sie durch Bestechung ihrem Feldherrn abwendig zu machen, erfüllte die alten Krieger Caesars mit Zorn. Ein Centurio zeigte den versammelten Vätern Roms sein Schwert und rief: „Wenn ihr ihn nicht zum Consuln macht, so wird dieses es thun!“ Entschlossen zum äußersten kehrten die Vierhundert zum Heere zurück, und jetzt warf auch Octavian die Maske ab. In Eilmärschen zog er gegen Rom, wo bald ein wilder Schrecken sich der Senatoren bemächtigte. Einen Augenblick faßten sie wieder Mut, als die zwei Legionen, die man aus Afrika verschrieben hatte, im Hafen von Ostia anlangten; aber auch sie hatten einst unter Caesar gedient und erklärten sich jetzt für dessen Sohn, dem diese Verstärkung seines Heeres höchst willkommen war. So faßte denn der Senat, ohne ferneren Widerstand zu wagen, schnell die nötigen Beschlüsse, wofür Octavian nicht versäumte, ihm eine schöne Dankrede zu halten. Nachdem er so von dem Erfordernis des gesetzlichen Alters dispensiert war, wurde er am 19. August 43 mit Quintus Pedius, seinem Vetter und Miterben, auf dessen Unterstützung er sich verlassen konnte, zum Consuln gewählt.

Einstweilen zeigte sich der Jüngling, wie einst sein Vater es gethan hatte, noch als milden Sieger; die Proskriptionen, die man schon jetzt gefürchtet hatte, erfolgten nicht. Auch Cicero, der sich in letzter Zeit sehr zweideutig benommen hatte, wurde nur durch einen bitteren Scherz bestraft. Doch jetzt, wo er die Macht in Händen hatte, entzog sich Octavian nicht länger der Pflicht der Blutrache, deren Erfüllung die öffentliche Meinung ihm gebieterisch auferlegte. Ein außerordentlicher Gerichtshof wurde eingesetzt, um über die Mörder Caesars den Spruch zu fällen, und da sich keiner von ihnen mehr in Rom befand, wurden sie auf

Grund der offenkundigen Thatsache abwesend zum Tode verurteilt.

Daß die Vollstreckung des Spruches einen neuen Bürgerkrieg nötig machte, war keinem verborgen. Doch auch Antonius und Lepidus galten nach den früheren Beschlüssen des Senats noch für Feinde, und als Octavian mit seinem Heere Rom wieder verließ, schien es, als wenn er sich zunächst gegen sie wenden wolle. In seiner Abwesenheit aber stellte der Consul Pedius den Antrag, die Ächtung jener beiden wieder aufzuheben, und als vorsichtige Senatoren darüber bei Octavian anfragten, erklärte auch er sich damit einverstanden. Und sobald der Beschluß, den der Senat jetzt zu Gunsten des Antonius und Lepidus faßte, in Gallien bekannt wurde, schloß sich Asinius Polio, der unterdessen die Pyrenäen überschritten hatte, an sie an, und auch Plancus sah sich bald gezwungen, seinem Beispiel zu folgen. Jeder Hilfe beraubt, suchte sich Decimus auf schwierigen Alpenstraßen zu Marcus Brutus nach Makedonien zu retten; doch im Gebirge verlief sich sein Heer, und er selbst fiel einem keltischen Häuptling in die Hände, der ihn töten ließ und sein abgeschlagenes Haupt dem Antonius überschickte. Von den Mördern Caesars war derjenige, welcher ihm einst am nächsten gestanden und dann für die festeste Stütze der neugewonnenen Freiheit gegolten hatte, den Manen des Erschlagenen zum Opfer gefallen.

Antonius war jetzt stärker als je zuvor und hätte durch seine Übermacht das Heer Octavians erdrücken können. Doch in demselben Maße, wie die Vereinigung mit Lepidus, Plancus und Polio seine Truppenmacht vergrößert hatte, war er dadurch in der Freiheit seiner Entschlüsse beschränkt. Er konnte nicht mehr seinem persönlichen Hasse gegen den Jüngling folgen, sondern mußte auf die friedlichen Ratschläge seiner Bundesgenossen hören, und das um so mehr, als auch die Heere nur widerwillig gegen den Sohn Caesars gekämpft hätten. Denn Feldherren und Soldaten waren darin einig, daß jetzt, wo der ganze Osten in der Gewalt der Tyrannenmörder war, die Caesarianer sich fest zusammenschließen müßten, um jenen mit Erfolg die Spitze bieten zu können. Und auch im Westen war kürzlich eine neue Gefahr aufgetaucht, die immer bedrohlicher anwuchs.

Als Caesar im Frühling 45 die Söhne des Pompejus in Spanien besiegt hatte, war der ältere, Gnaeus, getötet worden; doch der jüngere, Sextus, hatte sich gerettet und in den Gebirgen der Halbinsel nicht ohne Geschick den Kleinkrieg organisiert. Da Asinius Polio im Kampfe gegen ihn nicht glücklich war, hatten sich zahlreiche Freiwillige seiner kleinen Schar angeschlossen, und mit dieser verstärkten Macht war es ihm möglich gewesen, seine Herrschaft über den größten Teil des südlichen Spanien auszudehnen. Nach dem Tode Caesars hatte der Senat, der das Andenken seines Vaters noch immer hochhielt, auf Antrag des Antonius seine Verbannung aufgehoben; Lepidus hatte mit ihm einen Friedensvertrag geschlossen und war dafür in Rom durch Statuen und Ehrendekrete gefeiert worden. Da aber Antonius um dieselbe Zeit mit den republikanischen Thorheiten brach und als Rächer Caesars auftrat, hatte Sextus Pompejus die Rückkehr nicht gewagt. Während der Belagerung von Mutina war er dann mit einer Flotte, die er in den Küstenstädten Spaniens gesammelt hatte, nach Massilia (Marseille) gegangen, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein und bei passender Gelegenheit eingreifen zu können. Der Senat, der auf seine Mitwirkung im Kampfe gegen Antonius große Hoffnungen setzte, hatte ihn zum höchsten Admiral der römischen Flotten ernannt. Zwar war er thatlos im Hafen geblieben, bis der Abfall des Lepidus ihm den weiteren Aufenthalt in Gallien unmöglich machte; doch hatte sein neues Amt ihm die Gelegenheit gewährt, fast alles, was sich von römischen Kriegsschiffen im westlichen Meere befand, an sich zu ziehen und so seine Macht auf etwa 130 Segel zu vermehren. Nachdem er noch eine Zeit lang ohne Plan und Ziel umhergestreift war, landete er nicht sehr lange nach der Einnahme Roms durch Octavian an der Nordküste Siziliens und begann von dort aus die Insel zu erobern, was ihm später auch gelang. Da bisher die entscheidenden Kämpfe alle zu Lande stattgefunden hatten, war keiner der Machthaber für einen Seekrieg gerüstet. Die Flotte des Sextus beherrschte daher ohne Nebenbuhler das westliche Meer und konnte bei einem Kampfe gegen die Tyrannenmörder sehr gefährlich werden.

So mußte Antonius auf seinen Groll

verzichten; denn wohl konnte er Octavian besiegen, aber nicht die Verluste ertragen, die ein Kampf mit ihm herbeigeführt hätte. Standen doch auf beiden Seiten alte, wohlgeübte Truppen, die den Sieg sehr teuer verkauft hätten und deren Lücken sich nicht durch Rekruten ausfüllen ließen. Aber die Formen, in denen die Verhandlungen sich vollzogen, zeigten noch unverhohlen das gegenseitige Mißtrauen. Weder Antonius noch Octavian getrauten sich, ohne Heer zusammenzukommen; doch jeder hatte sich verpflichtet, nicht mehr Truppen mitzubringen als der andere. Die Halbinsel, welche der Lavino und der Reno bei ihrem Zusammenfluß unweit Bologna bilden, war für die Besprechungen ausersehen. Lepidus mußte sie untersuchen, ob nicht in ihrem Buschwerk Mörder versteckt seien, ehe Antonius von Westen, Octavian von Osten die Brücken überschritten und alle drei sich zur Beratung vereinigten. Mehr als zwei Tage dauerte sie; denn über alle Fragen, die zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben konnten, sollte volle Einigkeit herbeigeführt werden, damit kein Gegenstand des Streites übrigbleibe; z. B. wurden schon jetzt alle wichtigeren Magistrate für die nächsten fünf Jahre vorausbestimmt. Um jeden an seine Versprechungen fest zu binden, mußten nicht nur alle drei sie beschwören, sondern man setzte sie auch schriftlich auf und las sie später dem Heere vor. Es war der Geist Octavians, der in dieser ängstlichen Vorsicht zur Geltung kam; doch einem so unzuverlässigen Menschen wie Antonius gegenüber war diese Bindung vor der vollsten Öffentlichkeit allerdings höchst nötig.

Das Hauptergebnis der Beratung war folgendes: Octavian sollte, um keinerlei Vorrang in Anspruch nehmen zu können, das Consulat niederlegen und auf einen treuen Anhänger des Antonius übertragen. Dafür sollte er gemeinsam mit Antonius und Lepidus ein außerordentliches Amt übernehmen, das nicht nur über dem Consulat, sondern auch über den Gesetzen stand. Ihr Titel sollte tresviri rei publicae constituendae sein, d. h. Dreimänner zum Ordnen des Staates. Darin lag es ausgesprochen, daß ihr Amt nicht lebenslänglich sein, sondern, wie die Dictatur des Sulla, ein Ende finden solle, sobald die derzeitige Verwirrung des Staates glücklich beseitigt sei; auch bestimmte man ihnen als Maximalfrist fünf Jahre. Während dieser Zeit sollten die Triumvirn despotische Herrscher sein, alle Beamten ernennen, Gesetze ohne Volksbeschluß erlassen und jeden Bürger ohne gerichtliches Verfahren hinrichten dürfen. Ihre einzige Beschränkung lag in der Kollegialität, d. h. in der Möglichkeit gegenseitiger Intercession.

Ihre nächste Aufgabe] sollte die Blutrache für Caesar sein. Der Krieg, der für diesen Zweck gegen Brutus und Cassius zu führen war, wurde Antonius und Octavian gemeinsam übertragen, während Lepidus unterdessen die Hauptstadt verwalten sollte. Dazu wurden ihm drei Legionen zugewiesen; die übrige Heeresmacht sollte unter die beiden anderen derart verteilt werden, daß jeder von ihnen zwanzig Legionen erhielt. War man in dieser Beziehung bemüht, die früheren Gegner möglichst gleich zu stellen, so trat die Überlegenheit des Antonius in der Verteilung der Provinzen um so deutlicher hervor. Er selbst nahm Gallia cisalpina und jenes nördlichen Gallien in Anspruch, das erst durch Caesar erobert worden war, also dieselben Gebiete, die ihm schon vor dem Mutinensischen Kriege durch Volksbeschluß zuerkannt waren und für die Beherrschung Roms den größten Wert besaßen (S. 36). Lepidus erhielt ganz Spanien und die Narbonensis, Octavian Afrika und die Inseln Sizilien, Sardinien und Korsika, d. h. lauter Provinzen, die jenseit des Meeres lagen und in Ermangelung einer Flotte für ihn unerreichbar waren. Er ließ sich dies gefallen, weil er mußte; zudem kam damals auf die Soldaten viel mehr an, als auf den Landbesitz. Auch konnte keiner der drei seine Provinzen selbst verwalten, da Antonius und Octavian gegen Brutus und Cassius ziehen, Lepidus in Rom bleiben sollte; sie verfügten also nur insofern darüber, als jeder die Statthalterschaften in seinem Gebiet mit seinen persönlichen Anhängern besetzen durfte.

Für den Krieg brauchte man Geld, und der Staatsschatz war gänzlich erschöpft. Denn nach dem Antritt seines Consulats hatte Octavian alles, was er aus dem Legate Caesars dem Volke noch schuldig war, bis auf den letzten Heller ausgezahlt und den Rest benutzt, um seine Soldaten durch einen Teil der versprochenen Belohnung vorläufig

zu befriedigen. Dies gehörte zu den Gründen, warum er der Forderung des Antonius, daß jeder der drei Machthaber jetzt an seinen Feinden nach Herzenslust Rache nehmen solle, nach einigem Zaudern zustimmte; denn wer als Staatsverbrecher den Tod erlitt, dessen Vermögen pflegte man einzuziehen. So wurden denn zunächst die Reichsten zur Proskription bestimmt, wobei Antonius als eifriger Kunstsammler manchen nur deshalb auf die Liste setzte, weil er eine berühmte Gemme oder alte, schön patinierte Bronzegefäße besaß. Soweit politische Gründe die Auswahl bestimmten, war eine Einigung nicht leicht, da infolge ihrer früheren Gegnerschaft die Feinde des einen meist Freunde und Helfer des anderen gewesen waren. Namentlich Cicero wollte Octavian nicht preisgeben, weniger weil er sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte, als weil der hochgebildete Jüngling es als ewigen Makel empfunden hätte, wenn er den Tod desjenigen verschuldete, der für den ersten Stern der römischen Litteratur galt. Doch die giftigen Angriffe der Philippiken hatten Antonius so sehr erbittert, daß er auf dieses Opfer seiner Rache am wenigsten verzichten wollte. So begann denn ein widriges Tauschen mit Menschenleben. Jeder der Unterhandelnden sah in dem anderen seinen künftigen Feind und suchte dessen Anhang nach Möglichkeit zu schädigen; jeder war zugleich besorgt, daß nicht er allein als Verräter seiner Freunde erscheine. Wer jemand preisgab, der ihm besonders nahestand, forderte daher immer, daß dies mit einem ebenso wertvollen Opfer von der anderen Seite kompensiert werde. Antonius mußte seinen Oheim, Lepidus gar seinen Bruder auf die Liste setzen. Allein aus dem Senat enthielt diese anfangs 147 Namen; doch später wurden noch zahlreiche andere hinzugefügt, so daß die Gesamtzahl der Senatoren, die diesem wüsten Morden zum Opfer fielen, auf rund 300, d. h. auf ein volles Drittel des



Abb. 45. Der Augustustempel zu Angora. (Zu Seite 50.)

Senats, die der Ritter auf 2000 geschätzt wurde. Fast jeder, der den Mut gehabt hatte, ein freies Wort gegen die Machthaber zu sagen, wurde hingeschlachtet. Der feige Rest, der übrigblieb, war zu schwach und geistesarm, um den Staat zu regieren; er freute sich, wenn ein Herrscher ihm diese gefährliche Pflicht abnahm. So haben die Proskriptionen die Monarchie aufs wirksamste vorbereitet; aber als sie später nach Ratgebern und Helfern für ihre schwere Aufgabe suchte, da fand sie um sich eine schreckliche Öde.

Noch eine zweite Proskription wurde beschlossen, die kaum minder gräßlich war. Nach dem Siege durften die entlassenen Soldaten nicht nur Geld, sondern auch Grundbesitz beanspruchen; doch ihn redlich zu kaufen, fehlten die Mittel. So wurden denn achtzehn der blühendsten Städte Italiens ausgewählt, deren Einwohner man kurzweg ins Elend jagen wollte, um ihr Haus und Hof den Veteranen zu übergeben. Das waren die Hoffnungen, die sich für das unglückliche Land an die Besiegung der Tyrannenmörder und die Herstellung des Friedens knüpften!

In Rom gingen der Ankunft der neuen Verbündeten schon die ersten Mordbefehle voraus und erfüllten die Stadt mit wildem Schrecken. Dann hielten sie, jeder begleitet von seiner Leibwache und einer Legion, ihren feierlichen Einzug und ließen sogleich durch den Volkstribunen Publius Titius das Gesetz beantragen, das ihnen am 27. November 43 die unbeschränkte Gewalt bis zum 1. Januar 37 verlieh. Es folgte eine Reihe von Verfügungen zu Ehren des toten Caesar. Hatte schon vorher an der Stätte seines Leichenbegängnisses das Volk ihm geopfert und bei seinem Namen geschworen, so wurde er jetzt auch offiziell unter die Staatsgötter aufgenommen, und Octavian konnte sich fortan den Gottessohn (divi filius) nennen. Am 1. Januar 42 mußten die neuantretenden Beamten sich eidlich verpflichten, die acta Caesaris treulich zu erfüllen, und es wurde bestimmt, daß dies Gelöbnis alljährlich zu erneuern sei. Noch andere Ehrungen schlossen sich daran; indem man den Dictator verherrlichte, fand eben das Triumvirat, das zur Rache an seinen Mördern geschlossen war, seine moralische Rechtfertigung.

Unterdessen nahm das Morden lange Monate hindurch seinen ungehemmten Fortgang. Da ein Preis von nicht weniger als 100000 Sesterzen (= 23000 Mark) auf den Kopf jedes Proskribierten gesetzt war, durchzogen die Soldaten, und wer sonst auf Kosten seines guten Namens Geld zu verdienen wünschte, halb Italien, überall nach versteckten Flüchtlingen spürend. Keiner war seines Lebens sicher; denn auch wenn man anfangs nicht auf der Liste gestanden hatte, konnte man nie wissen, ob man nicht nachträglich von gestern auf heute daraufgesetzt war. Dazu war jeder, der eines der Opfer verbarg oder ihm zur Flucht verhalf, der Todesstrafe verfallen. Freilich ließ man Schuldige dieser Art, deren Zahl natürlich Legion war, in der Regel laufen; aber die grause Willkür, mit der man nach Belieben schonte oder mordete, erhöhte nur das Schreckliche der allgemeinen Unsicherheit. An der Mehrzahl seiner Feinde, namentlich an Cicero, konnte Antonius sein Mütchen kühlen; aber die Kühnsten unter den Proskribierten sammelten um sich bewaffnete Scharen, mit denen sie den Verfolgern Widerstand leisteten, und retteten sich so zu Pompejus oder Brutus, deren Macht sie nicht unbeträchtlich verstärkten. Und die Schätze, die man aus den Konfiskationen erwartet hatte, wollten auch nicht einlaufen. Denn das bare Geld, wenn man es fand, ging zum großen Teil für die Mordprämien drauf, und für die Grundstücke und das fahrende Gut ließen sich keine Käufer finden. Scheute sich doch jeder, viel Geld bei sich sehen zu lassen, weil das die Habgier der Triumvirn auch auf ihn hätte lenken können. Und wäre dies auch nicht gewesen, so verstand es sich doch von selbst, daß, wenn Antonius eine Einnahmequelle auszubeuten hatte, für ernste Zwecke nichts dabei übrigblieb. Man mußte daher für den bevorstehenden Feldzug Steuern auflegen, die sich von Konfiskationen kaum noch unterschieden und manche wohlhabende Familie an den Bettelstab brachten. Den Unterhalt der Soldaten aber legte man den Städten auf, in denen sie einquartiert waren; sie fühlten sich hier als die Herren und, da keiner ihrer Offiziere gegen sie Ernst zu zeigen wagte, verübten sie Gewaltthaten und Erpressungen von kaum weniger schlimmer Art als ihre würdigen Feldherren.

Die chronische Geldnot, die bei allem, was Antonius unternahm, selbstverständlich war, hatte eine sehr bedenkliche Folge. Man konnte keine Flotte ausrüsten, wie sie für einen Krieg, der über See geführt werden mußte, nötig war. Wenn es trotzdem gelang, den größten Teil des Heeres ungefährdet an die illyrische Küste überzusetzen, so hatte dies zwei Gründe. Pompejus war zu kurzsichtig, um zu erkennen, daß die Sache des Brutus und Cassius so weniger Hilfe leisten, als sie genau wissen konnten, daß sie, falls Antonius und Octavian siegten, schwer dafür würden büßen müssen. Sie verweigerten also den Zuzug in der nicht unbegründeten Hoffnung, daß Brutus und Cassius, von schwereren Gefahren bedrängt, nicht Zeit finden würden, ihn zu erzwingen. Und freilich wäre es für diese das Vorteilhafteste gewesen, wenn sie mit der großen Macht, die ihnen ohnehin zur Verfügung stand, möglichst schnell zum An-



Abb. 46. Der Augustustempel zu Angora. (Zu Seite 50.)

auch die seine war. Er begnügte sich damit, die Angriffe, die ein Unterfeldherr Octavians auf Sizilien machte, mit Glück abzuwehren, dachte aber nicht daran, seine starke und wohlgeübte Flotte auch im Adriatischen Meere zur Geltung zu bringen. Die Tyrannenmörder aber versäumten den günstigen Zeitpunkt, weil sie den strategischen Grundsatz, keinen Feind in ihrem Rücken zu lassen, mit pedantischer Genauigkeit zur Durchführung brachten. Unter den Städten Asiens waren nämlich viele Caesar zu Dank verpflichtet und wollten seinen Mördern um griff auf Italien vorgegangen wären, wo sie mit Pompejus zusammenwirken konnten. Statt dessen vergeudeten sie Monate mit der Belagerung von Rhodos, Xanthos und anderen Städten, deren Besitz für den Fortgang des Krieges ohne jede Bedeutung war. So konnten die Caesarianer bis Philippi in Makedonien vordringen, ohne auf den Feind zu stoßen, und gewannen damit in dem größten Teil der Balkanhalbinsel ein ausgedehntes Hinterland, aus dem sie ihre Truppen verpflegen konnten.

Dies war für den Fortgang des Krieges

entscheidend. Denn unterdessen hatten die Tyrannenmörder im Adriatischen Meer ihre Flotte soweit verstärkt, daß sie jede Verbindung des Feindes mit Italien abschnitt und alle Zufuhren von Lebensmitteln, die von dort hätten kommen können, durch ihre Kreuzer wegfing. Hierauf beruhte ihre hauptsächlichste Überlegenheit; die Zahl der Legionen war bei Philippi auf beiden Seiten gleich, und die der Caesarianer waren vollzähliger und setzten sich auch meist aus besserem Material zusammen. Daher beschlossen Brutus und Cassius, den Gegner durch Mangel zu erschöpfen, ehe sie es zu einer Hauptschlacht kommen ließen. Denn wenn ihm auch die Vorräte von Makedonien und Griechenland zur Verfügung standen, so waren dies doch menschenleere und schlecht bebaute Länder, die ein großes Heer nicht lange ernähren konnten. Dagegen empfingen sie selbst durch ihre Flotte alles, dessen sie bedurften, aus dem reichen Asien. So hatten sie denn vor der Stadt Philippi, wo die Verbindung mit dem Meere nah und bequem war, auf zwei Hügeln Lager bezogen, die durch eine Befestigungslinie miteinander verbunden waren. Hier versperrten sie in uneinnehmbarer Stellung dem Feinde den Weg und hielten ihn hin, um seine überlegene Macht so allmählich durch Hunger zu schwächen. Doch Antonius suchte sich der Straße zu bemächtigen, welche die beiden Lager mit der Flottenstation in Neapolis verband, und erzwang dadurch die Schlacht. In dieser wurde der linke Flügel der Caesarianer, den Octavian führte, durch Brutus geschlagen, doch auf dem rechten blieb Antonius Sieger. Und Cassius, der ihm gegenüberstand und den glücklichen Erfolg auf der anderen Seite des Schlachtfeldes nicht wahrnahm, hielt seine Sache für verloren und gab sich selbst den Tod.

Sein treuer Genosse sollte ihm bald folgen. Brutus nahm die frühere Taktik des Abwartens wieder auf und brachte, nachdem er sie noch zwanzig Tage fortgesetzt hatte, die Feinde wirklich in eine sehr schwierige Lage. Doch seine Soldaten, denen der halbe Sieg den Kamm geschwellt hatte, sahen in diesem Zaudern schmähliche Feigheit und verlangten drohend nach einer schnellen Entscheidung. Der Feldherr besaß nicht die Autorität, um sein Heer im Zaum zu halten; wider sein besseres Wissen mußte er gegen Ende des Jahres 42 eine zweite Schlacht bieten, bei der er gänzlich unterlag. Auch er entzog sich der Gefangennahme durch freiwilligen Tod, und damit war das Schicksal seiner Partei entschieden. Die Reste der geschlagenen Truppen ergaben sich den Siegern und leisteten ihnen den Fahneneid. Wer von den Mördern Caesars noch am Leben war, mußte sterben oder floh zu Sextus Pompejus. Die übrigen Offiziere wurden meist begnadigt und verzichteten auf den Traum der freien Republik, der sie unter die Fahnen der Tyrannenmörder geführt hatte.

So fanden jene Männer ihr Ende, die über den Idealen der Vergangenheit in großherzigem Wahne die unerbittlichen Forderungen der Gegenwart vergessen hatten. Sie hatten gemeint, durch den Tod eines einzigen ihr ganzes Volk zu befreien, aber dies Volk war nicht mehr fähig gewesen, die Freiheit zu ertragen, und hatte sich durch eigene Schuld, an der sie selbst nicht unbeteiligt waren, in neue und schlimmere Knechtschaft gestürzt. Und fürchterlich Rache heischend, ging das Gespenst des Ermordeten noch immer unter den Lebenden um und zog ungezählte Tausende nach sich in die Grube. Doch so erdrückend die Verantwortung war, die Brutus und Cassius durch ihre That auf sich geladen hatten, die Nachwelt hat ihnen nicht nur verziehen, sondern noch zwei Jahrtausende lang voll mitfühlender Bewunderung zu ihnen aufgeblickt. Denn sie opferten sich in ehrlicher Überzeugungstreue für einen großen Zweck, der nie verwirklicht werden konnte, aber die Besten ihrer Zeit, gleich ihnen, begeistert hat. Was sich in ihrem Lager gesammelt hatte, war die Blüte der römischen Jugend, weil jeder, dem die vergangene Größe Roms das Herz höher schlagen machte, es klar empfand, daß sich mit ihrem Schicksal auch das Schicksal der Republik entscheiden mußte. Bei Philippi focht man zum letztenmal für die Freiheit des Staates; das Blut der Schlachten, die jetzt noch geschlagen wurden, floß nur um die Frage, ob sein Beherrscher Caesar Augustus oder Marcus Antonius heißen solle.



Abb. 47. Denar (stark vergrößert) mit den Bildnissen des Marcus Antonius und seines Bruders Lucius.

V.

Der Perusinische Krieg.

In Rom hatte Lepidus die Geschäfte des Triumvirats führen sollen; da aber jedermann bekannt war, wie wenig sein Wort bei seinen Kollegen bedeutete, kümmerte sich kein Mensch um ihn. Die wirkliche Beherrscherin Italiens, bei welcher der servile Rest des Senats sich seine Befehle holte, war Fulvia; wußte man doch, daß Antonius keinen ihrer Wünsche abzuschlagen pflegte. Selbst als sein jüngster Bruder Lucius Antonius (Abb. 47) wegen eines Sieges, den er kürzlich über irgend ein kleines Alpenvölkchen gewonnen zu haben behauptete, auf den Triumph Anspruch machte, wurde ihm dieser verweigert, weil seine liebe Schwägerin zeitweilig mit ihm schmollte. Erst nachdem sie sich hatte erweichen lassen, gestattete ihm der Senat, am 1. Januar 41, an dem er zugleich das Consulat antrat, jene lächerliche Siegesfeier zu halten. So fing man an, sich in die absolute Monarchie hineinzuleben, indem man einstweilen ihrem schlimmsten Auswuchs, dem Schürzenregiment, seine Huldigungen darbrachte.

Auch Octavian hoffte Fulvia zur Rolle des Lepidus herabdrücken zu können. Er war auf die Forderung der Soldaten, die auch eine verwandtschaftliche Verbindung ihrer Feldherren wünschten, beim Abschluß des Triumvirats ihr Schwiegersohn geworden; doch diente dies nur dazu, ihr Verhältnis zu vergiften. Denn jene Clodia, der er hatte die Hand reichen müssen, die Tochter des Demagogen Publius Clodius (S. 35), war ihm so zuwider, daß er die Ehe mit ihr nie wirklich vollzogen hat. Um so rücksichtsloser trat die beleidigte Mutter gegen ihn auf, und, wie sie meinte, hatte sie die Macht dazu. Denn das Heer, auf das alles ankam, hatte Antonius bei Philippi ganz an sich gefesselt und ihm Octavian fast zum Gespötte gemacht. Als dieser mit seinen Legionen nach Italien zurückgekehrt war, glaubte jeder gemeine Soldat sich Frechheiten gegen ihn erlauben zu dürfen, und regte sich auch nur die Vermutung, daß einer der Schuldigen zur Strafe gezogen sei, so brach die ganze Schar in Aufruhr aus und bedrohte das Leben ihres Feldherrn.

Zum Teil lag dies an der temperamentvollen Frische des Antonius, mit der er im Lager seinen still gemessenen Nebenbuhler nur zu leicht überstrahlte; doch war die Wirkung seiner glänzenden Eigenschaften noch durch schweres Mißgeschick Octavians gesteigert. Schon vor dem Beginn des Feldzuges hatte ihn eine gefährliche Krankheit ergriffen, die im Verlaufe des ganzen Krieges nicht weichen wollte und, selbst als er wieder in Italien gelandet war, noch so ernst blieb, daß man ihn in Rom schon tot sagte. Während Antonius inmitten seiner Krieger das Schwert führte und durch seine kühnen Entschlüsse den Sieg entschied, konnte er sich nur in der Sänfte an den Schlachten beteiligen, und der Flügel, den er befehligte,

erlitt das erste Mal eine empfindliche Niederlage. Nichts ist in den Augen des rohen Kraftmenschen verächtlicher als körperliche Schwäche. Wie mußte da der abgezehrte Jüngling, der sich kaum aufrecht erhalten konnte, neben dem vollsaftigen Antonius erscheinen, der gleich seinen Soldaten die Nächte durch zechte und würfelte, um am Morgen wieder zu jedem kecken Heldenstück bereit zu sein!

Als nach dem Falle der Tyrannenmörder die Sieger die Beute teilten, trat es denn auch unzweideutig hervor, daß Antonius frei zu bestimmen hatte und, was er seinem jungen Kollegen gab, nicht viel anderes als ein Gnadengeschenk war. Mit Ausnahme von 8000 Mann, die gegen das Versprechen besonderer Vergünstigungen freiwillig bei den Fahnen blieben, wurden die Soldaten beider allesamt entlassen und aus den Trümmern des geschlagenen Heeres elf Legionen gebildet, von denen Octavian nur drei erhielt. Zwar wollte Antonius seine zurückgelassenen Feldherren anweisen, jenem in Italien noch zwei andere zu übergeben; doch wer konnte sich auf sein Wort verlassen? Und diese ungleiche Verteilung war um so weniger gerechtfertigt, als im Orient, wohin ihn seine nächsten Aufgaben führten, eine bedeutende Machtentfaltung gar nicht nötig war, während Octavian im Westen noch den Pompejus niederzukämpfen hatte. Den entlassenen Truppen waren hohe Belohnungen zugesagt, und zwar sowohl in Grundbesitz als auch in barem Gelde. Das letztere wollte Antonius beschaffen, indem er von den Städten und Dynasten des reichen Ostens für die Unterstützung, die sie den Tyrannenmördern, wenn auch keineswegs freiwillig, geleistet hatten, Strafsummen eintrieb; Octavian sollte die Ackerverteilung in Italien leiten. Jenes Geschäft versprach recht vergnüglich zu werden; man konnte erwarten, daß die Bedrohten sich alle Mühe geben würden, um den allmächtigen Sieger in gute Laune zu bringen, und im Arrangieren von Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen waren Griechen und Orientalen Meister. Auch haftete kaum ein Makel daran, wenn man die Provinzen noch etwas gründlicher plünderte, als dies die römischen Proconsuln fast alljährlich zu besorgen pflegten. Dagegen war die Aufgabe Octavians im höchsten Maße gehässig. Denn



Abb. 48. Das heutige Perugia. (Zu Seite 68.)



Abb. 49. Mauer und Thor von Perugia.
Die Loggia auf der linken Seite ist in der Renaissancezeit dem uralten Bau hinzugefügt. (Zu Seite 68.)

die achtzehn Städte, deren Einwohner er zu Gunsten der Veteranen austreiben sollte, gehörten nicht verachteten Unterthanen, sondern römischen Bürgern; auch konnte die Maßregel nicht dadurch gerechtfertigt werden, daß sie, wenn auch nur scheinbar, eine Strafe verwirkt hätten. Es war eine That ganz unverhüllter Willkür, die wohl die Triumvirn vor sich selbst mit der eisernen Notwendigkeit entschuldigen konnten, aber nicht vor den Geschädigten. So war Octavian verurteilt, indem er sich zum Werkzeug eines schamlosen Raubes hergab, den Fluch ganz Italiens auf sich zu laden, der ihn vielleicht für alle Folgezeit als Herrscher unmöglich machte.

Auch bei der Verteilung der Provinzen, die jetzt beliebt wurde, mußte Octavian die Macht seines Kollegen fühlen. Die ganze griechische Reichshälfte sollte, obgleich sie wehrlos den Siegern zu Füßen lag, noch als kriegführendes Gebiet gelten und kam daher gar nicht in Anrechnung. Als Entgelt erreichte er nur, daß auch Sizilien, Sardinien und Korsika, die Sextus Pompejus teils beherrschte, teils mit seiner Flotte von Italien abgeschnitten hatte, ebenso behandelt wurden. Aus Gallia cisalpina wollte Antonius zwar seine Besatzungen wegziehen, doch sollte es darum nicht Octavian übergeben werden. Es hörte auf, Provinz zu sein, und wurde zu einem Teil Italiens gemacht, d. h. es sollte keinem einzelnen unter den Triumvirn mehr gehören, sondern von allen gemeinsam beherrscht werden. So blieben zur Verteilung nur Spanien, Gallien und Afrika übrig. Lepidus, der jetzt, wo die Übermacht des Antonius sich entschieden hatte, als Vermittler nicht mehr nötig schien, sollte dabei ganz unberücksichtigt bleiben. Daß nach der Schlacht bei Mutina nur seine Hilfe den besiegten und geächteten Flüchtling gerettet hatte, vergaß der undankbare Geselle. Unter dem Vorwande, daß jener es mit Pompejus gehalten habe, sollte er seiner Macht beraubt werden und Spanien mit dem westlichen Teil von Afrika an Octavian, Gallien mit dem östlichen an

Antonius fallen. Nur wenn die Gründe, auf welche jene Anklage sich stützte, gar zu dürftig erscheinen sollten, wurde Octavian ermächtigt, den Lepidus für den Verlust von Spanien und der Narbonensis durch Afrika zu entschädigen. Er hat es später gethan, weil es ihm vorteilhafter schien, dies ganze Gebiet seinem übermächtigen Genossen zu entziehen, als das halbe für sich zu behalten.

So schien dieser Vertrag, den er sich in gewohnter Vorsicht wieder schriftlich geben ließ, für Octavian noch unvorteilhafter als der frühere, und doch lag darin der Keim seines künftigen Sieges. Denn Italien war ihm, wenn auch nicht formell zugeteilt, so doch thatsächlich übergeben, und dort ruhte noch immer die eigentliche Kraft des Reiches. Die Barbaren des Westens waren stark, aber von ungezügelter Wildheit; sie ließen sich nicht der Disziplin unterwerfen, die zur Ausbildung eines Heeres, wie die damalige Kriegskunst es forderte, nötig war. Die Griechen und Orientalen erfreuten sich einer hochentwickelten Kultur, waren aber verweichlicht und feige geworden und daher für den Krieg von noch zweifelhafterer Brauchbarkeit. Nur in Italien fand sich eine hohe Zivilisation noch mit ungebrochener Manneskraft vereinigt; aus seiner Bevölkerung erwuchsen daher Soldaten, denen keine anderen in der damals bekannten Welt gleichkamen. Nun hatte sich zwar Antonius hier die Mitregierung vorbehalten und damit auch das Recht, Aushebungen zu machen; doch ob er ihm dessen Ausübung gestatten wolle, stand bei Octavian, sobald er nur in Italien unbeschränkter Herrscher war.

Als er nach den Schlachten bei Philippi krank und niedergeschlagen in Rom anlangte, war er freilich noch weit davon entfernt. Fulvia besaß den entscheidenden Einfluß in Senat und Heer; Lucius Antonius war Consul und konnte daher auch neben den Triumvirn eine beherrschende Stellung in Anspruch nehmen, um so mehr als der mächtigste von ihnen sein Bruder war. Diese beiden aber erinnerten sich, welche Bedeutung die angesiedelten Veteranen für den Mutinensischen Krieg gehabt hatten, und fanden es unklug, daß Antonius die Ackerverteilung dem Octavian überlassen hatte, der dadurch zu den neuen Kolonisten in ein dauerndes Verhältnis treten mußte. Sie forderten daher, daß die Landanweisungen bis zur Rückkehr des Antonius aufgeschoben würden, und als die Soldaten nicht so lange warten wollten, daß Lucius und seine Neffen, die kleinen Söhne des Marcus und der Fulvia, die Hälfte der Ansiedelungen leiten sollten. Octavian berief sich auf seinen schriftlichen Vertrag; aber da dies nichts half und die Angriffe gegen ihn immer gehässiger wurden, gab er nach seiner Gewohnheit auch diesmal nach. Doch bald zeigte es sich, daß seine Gegner sich damit nicht begnügten, sondern absichtlich Händel suchten. Während der Consul mit den Kindern seines Bruders für die Zwecke der Kolonisation das Land bereiste, hatte Octavian eine Reiterschar abgeschickt, um die Plünderungen des Pompejus von der Küste abzuwehren. Lucius aber behauptete, daß sein Leben dadurch bedroht sei, und begann sich unter den Veteranen eine Leibgarde zu werben. Die zwei Legionen, die Octavian noch zu beanspruchen hatte, wurden ihm nicht übergeben. Als er unter Führung des Quintus Salvidienus Rufus ein Heer abschickte, um Spanien in Besitz zu nehmen, verweigerten die Feldherren, die Antonius in den beiden Gallien zurückgelassen hatte, ihm monatelang den Durchzug, was Octavian später freilich zum Heile wurde. Einstweilen konnte er nicht umhin, den Handschuh, den ihm Lucius und Fulvia hingeworfen hatten, endlich aufzunehmen, und gab dem öffentlichen Ausdruck, indem er die Scheinehe mit Clodia jetzt auch formell trennte.

Unterdessen waren die Bürger jener achtzehn Städte zu Tausenden mit Weib und Kind in Rom zusammengeströmt, um Gnade zu erflehen, und fanden bei der Bevölkerung der Hauptstadt reges Mitleid. Octavian mußte wohl fest bleiben; Lucius aber ergriff mit Begier die Gelegenheit, seinen Gegner noch unpopulärer zu machen, und behauptete plötzlich, jener Landraub sei gar nicht nötig; man könne mit dem Ertrage der Konfiskationen den nötigen Grundbesitz für die Ansiedelungen kaufen, und reiche das nicht aus, so werde sein Bruder das fehlende Geld aus dem Orient mitbringen. Daß von den Summen, die dieser eintrieb, ganz gewiß kein Heller nach Rom gelangen werde, mußte freilich jeder wissen, der Antonius kannte. Doch

das wackere Brüderpaar stimmte auch darin überein, sich nur von den Eingebungen des Augenblicks bestimmen zu lassen und wenig darum zu sorgen, ob sie ihre Versprechungen würden erfüllen können. Und Lucius ging noch weiter; er erklärte, daß das ganze Triumvirat jetzt, nachdem Caesar an seinen Mördern gerächt sei, seinen Zweck erfüllt und damit die Berechtigung seines weiteren Fortbestehens verloren habe. Antonius sei bereit, seine außerordentliche Gewalt niederzulegen und in die Reihen der Bürger zurückzutreten, nur sollten Lepidus und Octavian damit den Anfang machen. Auch diese Forderung wurde vom Volke mit Jubel begrüßt; doch die Übertreibung in seinem Haschen nach Popularität sollte dem Consul bald verhängnisvoll werden.

Freilich behauptete er, im vollkommensten Einvernehmen mit seinem Bruder zu handeln; um sein inniges Verhältnis zu diesem jedermann vor Augen zu stellen, war er geschmacklos genug, den Beinamen Pietas anzunehmen, was man ungefähr mit „Bruderliebe“ übersetzen kann (Abb. 50). Aber auch Octavian berief sich auf Antonius, und er hatte ein Schriftstück in Händen, das er auf dem Capitol, angesichts des höchsten und besten Jupiter, einer Abordnung der Veteranen vorlegen konnte. Dies hätte vielleicht noch Zweifel geduldet; aber daß Antonius auf jede außerordentliche Gewalt verzichten wolle, war doch auch für seine Freunde gar zu unwahrscheinlich. Von beiden Seiten wurden Boten an ihn geschickt, um eine ausdrückliche Willensäußerung zu erbitten; doch er begnügte sich mit dem nichtssagenden Bescheid, wenn seine Würde angegriffen werde, möge man sie, selbst mit Waffengewalt, verteidigen, was sich ebensowohl gegen Lucius wie für ihn deuten ließ. Wären die Feldherren des Antonius von den beiden Gallien aus schnell gegen Rom heranmarschiert, so hätte Octavian ihrer Übermacht erliegen müssen; doch da sie über die Absichten ihres Herrn völlig im Unklaren blieben und das tumultuarische Republikanertum des Lucius sie viel eher abschreckte als gewann, hielten sie sich ruhig und ließen den Ereignissen ihren Lauf.





Abb. 50. Goldmünze mit dem Bildnis des Marcus Antonius und der allegorischen Gestalt der Pietas, die durch zwei Störche auf ihrem Füllhorn, als Sinnbilder glücklichen Familienlebens, charakterisiert ist; dabei die Inschrift: Pietas co(n)s(ul).

Minder geduldig waren die Grundbesitzer der achtzehn Städte. Da der Consul sich auf ihre Seite gestellt hatte, hielten sie sich für berechtigt, die Veteranen, wenn sie ihnen ihre Äcker nehmen wollten, gewaltsam abzuwehren. So kam es überall zu wilden Straßenkämpfen, in denen die ungeübten Bürger und Bauern natürlich den Kürzeren zogen. Doch die alten Soldaten wurden nur zu deutlich darauf hingewiesen, daß die Politik der „Bruderliebe“ ihren Ansprüchen gefährlich war, und neigten sich mehr und mehr zu Octavian hinüber.

Um gegen diesen geschützt zu sein, hatten Lucius und Fulvia sich in Praeneste (Palestrina) niedergelassen, das auf steilem Berghange gelegen weithin die römische Campagna beherrscht. Von dort aus setzten sie ihre Werbungen fort und fanden großen Zulauf, aber meist von den Bürgern der bedrohten Städte und jugendlichen Freiheitsschwärmern. Das war Material, das nach einigen Jahren brauchbar werden konnte, einstweilen aber nur durch seine Masse imponierte. Die Veteranen hatten schon mehrmals zwischen den Parteien zu vermitteln versucht. Endlich setzten sie in Gabii, auf halbem Wege zwischen Praeneste und Rom, ein Gericht nieder, das beider Ansprüche prüfen sollte. Octavian stellte sich diesem „Senat in Kommißstiefeln“, wie man ihn spöttisch nannte, obgleich diese Unterordnung unter die Soldaten der Würde des Feldherrn wenig entsprach; Lucius blieb aus unter dem Vorwande, daß sein Leben nicht sicher sei. So sammelten sich denn die Veteranen bald wieder unter den Feldzeichen, die sie eben erst verlassen hatten, und gaben den neugebildeten Legionen Octavians ihre entschiedene Überlegenheit.

Zuerst bewegte sich der Kampf nur in Scharmützeln, die einzig den Zweck verfolgten, die Aushebungen des Gegners zu stören und die Scharen, die er gewonnen hatte, unter die eigenen Fahnen herüberzuziehen. Erst als Salvidienus mit den Legionen, die er nach Spanien hatte führen sollen (S. 66), auf halbem Wege umkehrte und im Herbst 41 wieder in Italien erschien, nahm

der Krieg eine bedeutsame Wendung. Hinter ihm her kamen zwei Feldherren des Antonius, Publius Ventidius aus der Narbonensis und Asinius Polio aus der Gallia cisalpina; doch unter sich uneins und ohne Befehle von ihrem Herrn, wagten sie keinen energischen Vorstoß. Nachdem Salvidienus in Etrurien eingerückt war, trat ihm Lucius entgegen in der Hoffnung, ihn auf die beiden nördlichen Heere zurückzuwerfen, die damit wohl zu einem kräftigeren Eingreifen gezwungen worden wären. Doch Agrippa besetzte hinter seinem Rücken die Stadt Sutrium (Sutri) und drohte, auf sie gestützt, jetzt ihn selbst zwischen zwei Feuer zu nehmen. Dieser meisterliche Schachzug zwang den Consul, seitwärts auszuweichen und hinter den Mauern von Perusia (Perugia) Schutz zu suchen. Die Stadt bekrönt einen langgestreckten Hügel, der sich mit steilen Abhängen über die etruskische Ebene erhebt und mit den Belagerungsmitteln des Altertums kaum gewaltsam zu erobern war (Abb. 48, 49). So beschloß Octavian, sie auszuhungern. Mit den drei Heeren, die er selbst, Salvidienus und Agrippa führten, legte er sich um die Stadt und umgab sie nach innen und nach außen mit starken Befestigungslinien. Denn wie Antonius vor Mutina mußte auch er sich gegen den Angriff eines Entsatzheeres schützen. Ventidius und Polio rückten, wenn auch langsam und zaudernd, auf der Flaminischen Straße heran, und Fulvia hatte zwei Legionen geworben und dem Plancus übergeben, um damit die Belagerung zu stören. Diesen drei Heeren wurden kleinere Beobachtungskorps gegenübergestellt, die sie in der gebirgigen Gegend aufzuhalten und zeitweilig selbst in dringende Gefahr zu bringen wußten. So hielt man die Stellung um Perusia mehrere Monate lang und wehrte die kühnen Ausfälle des Lucius wiederholt mit Glück ab, bis zu Anfang des Jahres 40 v. Chr., nachdem man in der Stadt schon alle Sklaven hatte verhungern lassen, auch die freie Bevölkerung und das Heer nicht mehr zu ernähren waren und die Übergabe erfolgte. Noch heute findet der Bauer, wenn er in der Umgegend von Perugia den Acker pflügt, nicht selten uralte Schleuderbleie; es sind die Zeugen jener erbitterten Kämpfe, die damals die Stadt umtobten. Mehrere tragen die Inschrift: „Du hungerst und verbirgst es mir!“, eine höhnende Kundgebung der Belagerer, daß sie die Not ihrer Feinde kannten und zum Ausharren entschlossen waren (Abb. 51).



Abb. 51. Schleuderblei von Perugia mit der Inschrift: Esureis et me celas. Aus der Ephemeris epigraphica VI 10, Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Während sich am fernen Tiber nicht nur das Schicksal seines Bruders, sondern zugleich auch sein eigenes entschied, schwelgte Antonius in den Armen einer neuen Buhle. Nach den Schlachten bei Philippi hatte er im Frühling 41 Kleinasien durchzogen, überall als Gott gefeiert und angebetet und wie ein Gott nach freier Gnadenwahl Strafe oder Gunst verteilend. Die unglücklichen Städte, die schon den Tyrannenmördern in zwei Jahren soviel hatten hergeben müssen, wie sonst einem zehnjährigen Tribut entsprach, wurden jetzt verurteilt, die gleiche Summe innerhalb eines Jahres zu zahlen, und erst als sie nachwiesen, daß dies ganz unmöglich sei, erlangten sie Aufschub und Linderung. In Kappadokien schlichtete er einen Thronstreit auf Grund der Ansprüche, welche die schöne Mutter des einen Prätendenten bei ihm erwarb, und zog dann fröhlich und guter Dinge nach Tarsos hinunter, wohin er die Königin von Ägypten beschieden hatte, um sich wegen ihres Verhaltens im letzten Kriege vor ihm zu rechtfertigen. Kleopatra (Abb. 52, 63) hatte früher mit Caesar in einem Verhältnis gestanden und rühmte sich, daß eines ihrer Kinder sein Sohn sei, wonach sie diesem auch den Namen Caesarion beigelegt hatte. In den letzten Monaten des Dictators war sie in Rom gewesen, und man erzählte sich, er habe beabsichtigt, sich durch Volksbeschluß das Recht zur Vielweiberei erteilen zu lassen, um sie neben der kinderlosen Calpurnia heimführen und durch sie einen Leibeserben gewinnen zu können. Nach seiner Ermordung war sie in ihr Heimatland zurückgekehrt und hatte dort dem Cassius nach Kräften entgegengewirkt. Doch das Wenige, was sie zu Gunsten der Triumvirn unter-

nehmen konnte, war gescheitert, und Antonius fand es jetzt für gut, sie als Schuldige zu behandeln; denn da ihr Land reich war, konnte sie zu einer sehr hohen Strafzahlung herangezogen werden. Sie kam nach Tarsos in einer herrlich geschmückten Prachtgaleere, sie selber in dem märchenhaften Aufputz der Aphrodite, während ihre Begleiter das Gefolge der Liebesgöttin darstellten. Auf den phantastischen Sinn des Antonius, der selber einst als Dionysos den Löwenwagen gelenkt hatte, war dieser wunderliche Aufzug gut berechnet, und bald lag der Gott der Göttin zu Füßen. Der Bund wurde dadurch besiegelt, daß Antonius ihre Schwester Arsinoë, die sich früher der Krone bemächtigt hatte und ihr noch immer gefährlich schien, im Asyl des Tempels zu Ephesos ermorden ließ. Als seine Pflichten ihn nach Syrien riefen, trennten sie sich mit der Verabredung, daß er den Winter an ihrem Hofe zubringen werde, und dorthin eilte er auf den Flügeln der Liebe, sobald die Geschäfte es irgend erlaubten.

Wäre Antonius im Herbst 41 nicht nach Ägypten, sondern nach Italien gereist, er hätte die Alleinherrschaft fast mühelos gewinnen können. Die Belagerung von Perusia hätte bei seiner Ankunft auf ihrer Höhe gestanden. Die Truppen, die seine Feldherren aus Unkunde seines Willens ängstlich zurückhielten, wären in seiner entschlossenen Hand dem Octavian verderblich geworden; ja wahrscheinlich hätten dessen eigene Soldaten sich geweigert, gegen den Mann zu kämpfen, der sie erst kürzlich bei Philippi zum Siege geführt hatte. Allerdings hätte er einen Wortbruch begehen müssen; doch wie sein Verfahren nach dem Tode Caesars bewiesen hatte, kostete ihn das nicht viel; und in diesem Falle hätte ihm die Entschuldigung zur Seite gestanden, daß er dem schwer bedrohten Bruder zu Hilfe kam. Freilich mußte es ihm noch lieber sein, wenn er den Nebenbuhler ohne sein Dazuthun los wurde; jedenfalls war dies der Grund, warum er sich in ein hinterhaltiges Schweigen hüllte und keinen klaren Befehl, der den Streit hätte entscheiden können, nach Italien gelangen ließ. Doch der Erfolg dieser kleinlichen Schlauheit war, wie die Thatsachen bald gezeigt haben, mehr als zweifelhaft, während sein persönliches Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze mit fast absoluter



Abb. 52. Ägyptische Kupfermünze mit dem Bildnis der Kleopatra (vgl. Abb. 63).

Sicherheit ihm den Sieg verbürgt hätte. Wenn ausnahmsweise das Gewissen soweit Macht über ihn gewann, daß er seine Verpflichtungen gegen Octavian diesmal nicht durch Thaten, sondern nur durch Schweigen verletzte, so war die letzte Ursache dafür wohl Kleopatra. Doch will ein Schwächling seinen Leidenschaften folgen, so ist es ihm stets erwünscht, zu ihren Gunsten auch vernünftig klingende Gründe anführen zu können, und in diesem Sinne wird das Treuwort, das Antonius bei Philippi gegeben hatte, ihm recht willkommen gewesen sein.

Als die lustigen Winterquartiere ihr Ende fanden, war Perusia wider Erwarten gefallen und der günstige Augenblick, der Antonius das ganze Reich hätte zu Füßen legen können, unwiederbringlich versäumt. Octavian behandelte Lucius mit Auszeichnung, damit dessen mächtiger Bruder keinen Anlaß zur Rache habe. Aber zahlreiche Senatoren und Ritter hatten sich ihm angeschlossen, weil sie die Partei der Antonianer nicht ohne Grund für die stärkere hielten, und diese mußten jetzt den Zorn des Siegers fühlen. Waren doch in einer Zeit, in der Octavian, um die Forderungen seines Heeres zu befriedigen, selbst die Tempel Italiens hatte plündern müssen, ihre konfiszierten Vermögen für ihn von hohem Wert. Auch der Stadtrat von Perusia wurde hingeschlachtet; durch dies furchtbare Beispiel geschreckt, sollte keine Stadt es ferner wagen, den Feinden Octavians Vorschub zu leisten, damit er wenigstens in Italien seiner Herrschaft sicher sein könne.

Das freigewordene Belagerungsheer wandte sich gegen die Feldherren des Antonius, die nun erst recht jeden weiteren Kampf zu vermeiden suchten. Sie zogen sich an die Ostküste zurück, um dort die Ankunft ihres Herrn zu erwarten, wobei



Abb. 53. Goldmünze des Gnaeus Domitius Ahenobarbus (stark vergrößert) mit seinem Bildnis und dem Tempel des Neptun als Anspielung auf seine Seeherrschaft.

von dem Heere des Planeus der größte Teil von den Feinden ereilt wurde und in Octavians Dienste übertrat. Dann ging dieser nach dem jenseitigen Gallien, von wo ihm die größte Gefahr drohte; denn dort standen nicht weniger als elf Legionen des Antonius. Doch fügte es ein merkwürdiger Glücksfall, daß ihr Führer plötzlich starb, worauf auch sie sich dem Sohne Caesars anschlossen. Nur Ventidius und Polio vermochten ihre Legionen zu retten und sollten ihrem Herrn noch von großem Nutzen sein. Wie sie schon vorher uneins gewesen waren, so trennten sie sich auch nach der Eroberung von Perusia und gingen nach Norden und Süden auseinander. Ventidius führte sein Heer nach Tarent, wo er, falls es not that, mit Pompejus anknüpfen konnte; Asinius zog sich in die Sümpfe des Podeltas zurück und gewann hier dem Antonius einen wichtigen Bundesgenossen, jenen Mann, der unter dem Namen Enobarbus uns durch Shakespeare lieb und vertraut geworden ist (Abb. 53).

Gnaeus Domitius Ahenobarbus war ein Neffe Catos und der Sohn eines Mannes, der bei Pharsalos im Kampfe gegen Caesar gefallen war. Mit Brutus verwandt und befreundet, hatte er sich der Verschwörung angeschlossen und war durch jenes Ausnahmegericht, das Octavian im Jahre 43 einsetzte, zum Tode verurteilt worden. Während der Kämpfe bei Philippi gehörte er zu den Flottenführern, die hinter dem Rücken der Caesarianer im Adriatischen Meere operierten, und hatte hier in einem glänzenden Seegefecht die berühmte Marslegion vernichtet, als sie zur Verstärkung Octavians aus Italien übersetzen wollte. Nach der Katastrophe der Tyrannenmörder schloß er sich nicht, wie manche seiner Genossen, dem Pompejus an, sondern kreuzte weiter im Adriatischen Meere und that hier seinen Gegnern vielen Schaden. Doch bald mußte er einsehen, daß er sich in dieser Vereinzelung auf die Dauer nicht werde halten können. Zu Pompejus hegte er kein Vertrauen; mit Octavian hielt er einen Frieden für unmöglich; doch Antonius war schwankend genug, um auch einem Mörder Caesars verzeihen zu können. So ließ sich Ahenobarbus durch Polio auf dessen Seite ziehen und entschied dadurch die Herrschaft des Antonius im östlichen Meere.



Abb. 54. Denar des Quintus Labienus Parthicus (stark vergrößert) mit seinem Bildnis und einem parthischen Rosse. (Zu Seite 71.)

Dieser war indessen aus seinen Liebesträumen sehr unsanft geweckt worden. Im Winter 41/40 hatten die Parther den Euphrat überschritten und dehnten ihre Macht in Syrien immer bedrohlicher aus. Ihr Führer war ein römischer Flüchtling Quintus Labienus, der sich bald Parthicus nannte, nicht, wie dies sonst bei derartigen Beinamen üblich war, weil er die Parther besiegt hatte, sondern weil er an ihrer Spitze seine eigenen Landsleute schlug (Abb. 54). Antonius zauderte, solange er irgend konnte, ehe er sich aus den Armen seiner Buhle riß und die Reise nach Syrien antrat, um die Verteidigung der angegriffenen Provinz zu übernehmen. Doch schon in Tyros erhielt er die Nachricht von dem Falle Perusias, und als jetzt der Zweifel an ihn herantrat, ob er sich zuerst gegen den barbarischen Feind des Reiches oder gegen seinen persönlichen Nebenbuhler wenden solle, entschied er sich ohne weiteres für das letztere. Durch die Erfahrungen belehrt, die er im Kriege gegen die Tyrannenmörder hatte machen müssen, hatte er in den Häfen Asiens etwa 200 Kriegsschiffe bauen lassen. Nachdem er sie an sich gezogen hatte, setzte er nach Athen über und traf dort mit Fulvia zusammen, die in Begleitung des Plancus über das Adriatische Meer geflohen war. Diesen schickte er eiligst nach Kleinasien, das auch schon von den Parthern bedroht wurde. Denn die Städte Syriens waren froh gewesen, als ihnen eine Hoffnung winkte, den unerschwinglichen Zahlungen, die Antonius ihnen abverlangte, wenn auch mit Hilfe des Landesfeindes, zu entgehen. Sie hatten dem Labienus gern ihre Thore geöffnet; selbst Antiochia und Apamea hatte er gewonnen und den Statthalter der Provinz so in die

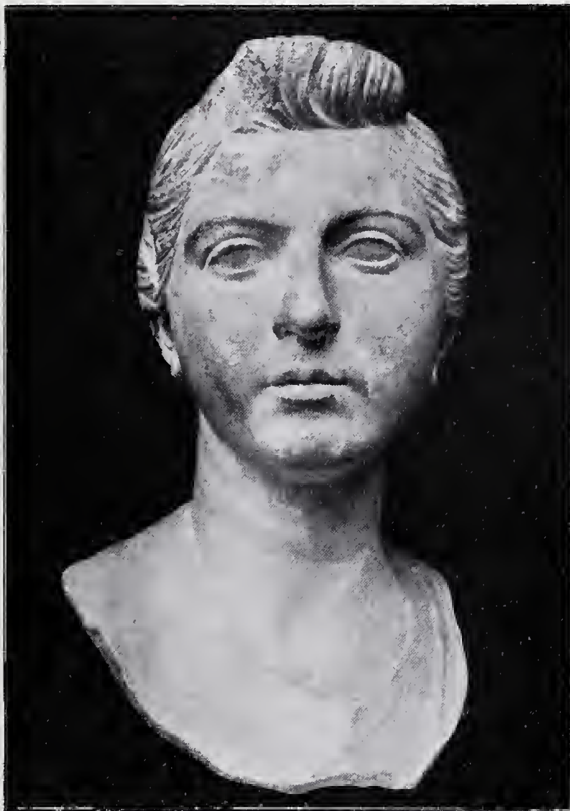


Abb. 55. Weibliches Bildnis, vielleicht der Octavia.
Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu Seite 72.)

Enge getrieben, daß er, an seiner Rettung verzweifelnd, sich selbst den Tod gab. Dann fielen die Parther in die kleinasiatische Halbinsel ein und zwangen bald auch Plancus, sich auf eine der Inseln zu retten. Aber Antonius hatte jetzt keine Zeit, sich um den Verlust römischer Provinzen zu kümmern.

In Athen traf ihn auch eine Gesandtschaft des Pompejus, die ihm ein Bündnis gegen Octavian antrug. Er ging darauf ein und verabredete mit ihr einen kombinierten Angriff, den sie beide gleichzeitig auf Süditalien machen wollten. Während gegen Ende des Sommers 40 Pompejus auf der kalabrischen Halbinsel landete und ein paar kleine Städte zu belagern begann, bewirkte er selbst seine Vereinigung mit Ahenobarbus, und beider Flotten erschienen vor dem Hafen von Brundisium (Brindisi). Als die Stadt, durch das Schicksal Perusias gewarnt, ihnen die Aufnahme verweigerte, blockierte Antonius sie vom Meere aus und ließ zu Lande durch das Heer des Ventidius, das er aus dem nahen Tarent heranzog, gleichzeitig einen doppelten Belagerungswall errichten.

Nachdem Octavian kaum aus Gallien zurückgekehrt war, mußte er schon wieder zum Entsatze von Brundisium ins Feld ziehen. Während Agrippa mit Glück gegen Pompejus kämpfte, standen sich dort die beiden Triumvirn drohend gegenüber; doch keiner von ihnen wünschte den Streit um die Alleinherrschaft, der über kurz oder lang freilich nicht zu vermeiden war, schon jetzt auszufechten. Antonius beherrschte mit seinen Bundesgenossen das Meer, aber zu Lande, wo die Entscheidung fallen mußte, stand er wohl einer zehnfachen Truppenmacht gegenüber, und Verstärkungen aus dem Osten heranzuziehen, war ihm unmöglich, weil dort seine Legionen teils schon von den Parthern vernichtet waren, teils durch den Kampf gegen sie festgehalten wurden. Aber Octavian, so stark er schien, konnte sich auf sein Heer nicht verlassen; denn die meisten und besten seiner Leute waren Veteranen von Philippi, die während des Perusinischen Krieges unter seine Fahnen zurückgekehrt waren, und hätten gegen ihren früheren Feldherrn nur widerwillig das Schwert gezogen. So waren beide nicht schwer zu einem Übereinkommen zu bestimmen. Ein passender Vermittler bot sich ihnen in Lucius Coccejus Nerva. Er war von Octavian während seiner Streitigkeiten mit Lucius und Fulvia als Gesandter nach Alexandria geschickt worden und dann als gern gesehener Gast bei Antonius geblieben. Dadurch stand er beiden Gegnern nah und konnte so am besten die Verhandlungen leiten, wobei ihn Asinius Polio von seiten des Antonius, der berühmte Gajus Maecenas von seiten Octavians unterstützten. Auf diese Weise kam im Herbst des Jahres 40 v. Chr. ein Vertrag zu stande, den man wieder durch Familienbande zu bekräftigen suchte. Einige Monate vorher war Gajus Marcellus, der Gemahl der Schwester Octavians, gestorben, und Antonius war kürzlich durch den Tod der Fulvia Witwer geworden. So vermählte er sich denn mit Octavia, und beide Parteien lebten der freudigen Hoffnung, daß die schöne Frau, wie seine frühere Gattin, Gewalt über ihn erlangen und ihn bei dem Bündnis mit ihrem Bruder festhalten werde (Abb. 55—57).

Dieser mußte seinen Feldherrn Salvidienus dem Hasse des Antonius zum Opfer bringen und sich überzeugen lassen,





Abb. 56. Goldmünze (stark vergrößert) mit den Bildnissen des Antonius und der Octavia. Berlin, Museum.

daß Ahenobarbus am Tode Caesars ganz unschuldig gewesen sei; auch erklärte er sich bereit, von den Consulaten der nächsten Jahre einen angemessenen Teil mit Freunden seines Gegners zu besetzen. Nachdem er aber in diesen persönlichen Fragen nachgegeben hatte, zeigte es sich in den sachlichen Bestimmungen des Vertrages, daß er jetzt die leitende Persönlichkeit im Triumvirat geworden war. Antonius gab sein kaum geschlossenes Bündnis mit Pompejus preis und willigte darein, daß Lepidus Afrika behielt, dessen Verwaltung er schon einige Zeit vorher übernommen hatte. Das übrige Reich wurde derart zwischen ihm und Octavian geteilt, daß die illyrische Stadt Skodra (Scutari) die Grenze bezeichnete. So fiel die ganze lateinische Hälfte diesem zu, die griechische jenem; doch den reichsten Teil derselben mußte Antonius sich erst von den Parthern zurückerobern. Auch Italien wurde nicht mehr als gemeinsamer Besitz betrachtet; nur sollten die Mannschaften, die Octavian dort künftig aushob, zwischen ihm und seinem Genossen gleich geteilt werden, eine Bestimmung, die zu erfüllen lediglich von seinem guten Willen abhing. Natürlich ist sie nicht zur Ausführung gekommen, womit seine Übermacht in jedem folgenden Kriege gewährleistet war.



Abb. 57. Weibliches Bildnis, vielleicht der Octavia. Kopenhagen, Sammlung Jacobsen.

Einstweilen hatte freilich auch er noch einen Feind im Rücken, der seine Herrschaft zwar kaum im Ernste gefährdete, ihm aber doch in hohem Grade lästig war. Den Frieden mit Antonius hieß er vor allem deshalb willkommen, weil er ihm endlich gestattete, seine ganze Macht gegen Pompejus zu wenden.

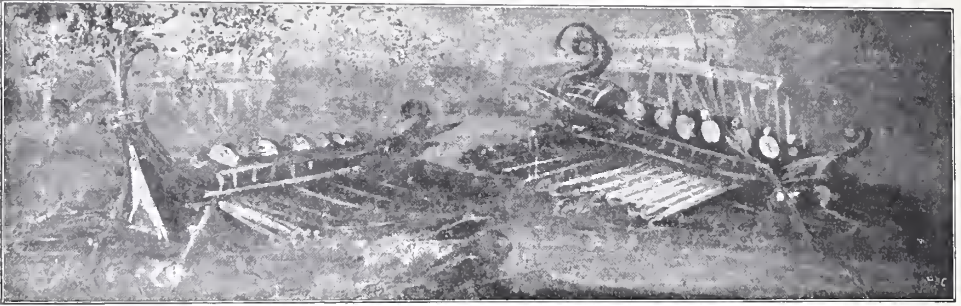


Abb. 58. Kampf zweier Galeeren. Pompejanisches Wandgemälde. Neapel, Museum.

VI.

Der Untergang des Sextus Pompejus.

Bisher hatte jeder Bürgerkrieg die Macht des Pompejus fast ohne sein eigenes Zuthun beträchtlich erhöht. Die Kämpfe um Mutina hatten ihn zum Admiral des Senats erhoben und dadurch die Flotte des westlichen Meeres in seiner Hand konzentriert; als den Tyrannenmördern der Krieg erklärt war, strömten ihm die Proskribierten mit ihrem Anhange zu, und nach den Schlachten von Philippi sammelten sich in Sizilien auch die Schiffe des Ostens und vermehrten seine Seemacht fast auf das Doppelte; im Perusinischen Kriege waren die Ausgetriebenen der achtzehn Städte, soweit sie sich nicht dem Lucius anschlossen, in seinen Dienst getreten, und während bei Brundisium Antonius und Octavian sich bekämpften, gewann er die Insel Sardinien. Außerdem benutzten in Italien Tausende von Sklaven die allgemeine Verwirrung, um ihren Herren zu entlaufen und sich über die Meerenge zu retten, wo Pompejus sie gerne aufnahm und sie in seine Rudermannschaft einstellte. Für ein Land, in dem Ackerbau und Industrie vorzugsweise auf unfreier Arbeit beruhten, war dies ein furchtbarer Verlust. Und während die Felder Italiens teils aus Mangel an Knechten brach lagen, teils durch den Krieg verwüstet waren, schnitten die Kreuzer des Pompejus auch die auswärtige Kornzufuhr ab, so daß in Rom fast ununterbrochen Hungersnot herrschte. Aber obgleich er sein eigenes Heimatland schonungslos an den Rand des Unterganges brachte, wurde er doch in eben diesem Lande der allerpopulärste Mann.

Auf den Triumvirn ruhte ein grimmiger Haß, der sich im Laufe der letzten Jahre immer mehr gesteigert hatte. Daß Octavian seinen Vater rächte, machte nach den Anschauungen jener Zeit seinem Herzen alle Ehre; doch es war ein privater Zweck, für den die Kräfte des Reiches erschöpft wurden. Und als er erreicht war, hörte das Morden doch nicht auf, und was die Kämpfe bei Perusia und Brundisium hervorgerufen hatte, war nicht mehr kindliche Pietät, sondern persönliche Gehässigkeiten, die der Masse des Volkes grundlos scheinen mußten und es teilweise auch wirklich waren. Wer von den Machthabern die Hauptschuld trug, danach fragte man nicht viel; alle drei teilten die Gewalt und folglich auch die Verantwortung. Je mehr aber die öffentliche Meinung den Triumvirn feindlich wurde, desto höher erhob sie denjenigen, welcher von Anfang an ihr Gegner gewesen war. Hatte sein großer Vater (Abb. 59, 61, 62) einst die Freiheit Roms gegen Caesar selbst verteidigt, so konnten, meinte man, dessen unwürdige Nachfolger dem Sohne nicht gewachsen sein. Freilich hatte dieser nichts gethan, um das Vertrauen, das man ihm in ganz Italien entgegenbrachte, zu rechtfertigen oder auch nur geschickt auszunutzen. Weder hatte er Brutus und Cassius unterstützt, noch in den



Abb. 59. Goldmünze des Sextus Pompejus (stark vergrößert). Auf der Rückseite die Bildnisse seines Vaters Gnaeus Pompejus Magnus und seines gleichnamigen Bruders, die beide im Kampfe für die Republik ihr Leben gelassen hatten. Sextus trägt den Bart in demselben Sinne wie Brutus (Abb. 37).

Perusinischen Krieg eingegriffen, obgleich ihm beides leicht genug war und unübersehbare Folgen hätte haben können. Er hatte genommen, was ihm von selbst in den Schoß fiel, sich seiner Haut gewehrt, wenn man ihn angriff, aber sich nie zu zielbewußtem Streben aufgerafft. Den Proskribierten hatte er ein Asyl geöffnet; aber drohte ihr Ansehen in seinem Heere zu groß zu werden, so ließ er selbst sie ermorden. Denn da seine militärischen Fähigkeiten höchst bescheidene waren, konnte er keine Unterfeldherrn brauchen, die ihn hätten verdunkeln können. Die seine Flotten führten und seine Schlachten schlugen, waren daher fast ausnahmslos seine Freigelassenen, d. h. Männer, die sich vorher als Sklaven an Unterwürfigkeit gewöhnt hatten und wegen ihrer niedrigen Geburt niemals über die Stellung brauchbarer Werkzeuge hinausstreben konnten. Und politisch war er ebenso untüchtig wie kriegerisch; hat er doch nicht einmal begriffen, daß für ihn der gegebene Platz auf seiten der Republik war, sondern sich zeitweilig sogar um eine Stelle im Triumvirat beworben. Als Beherrscher der See prahlte er, daß Neptun sein wirklicher Vater sei, ließ dessen Bild auf seine Münzen setzen (Abb. 60) und trug einen meergrünen Mantel statt des purpurnen, der sonst das Abzeichen des römischen Feldherrn war. Doch er freute sich thatlos des Glückes, das ihm die Gnade des Gottes bescherte, ohne jemals davon verständigen Gebrauch zu machen.

Trotz seiner Unfähigkeit hatte er nach dem Perusinischen Kriege, als dem Sieger ein neuer Kampf gegen Marcus Antonius drohte, eine Macht gewonnen, die ihn jeder der beiden Parteien als wertvollen Bundesgenossen erscheinen ließ. Ehe Octavian nach Brundisium zog, versuchte auch er mit Pompejus anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke vermählte er sich mit der ältlichen Scribonia, der Schwester des Lucius Scribonius Libo, der seinerseits Schwiegervater des Sextus war. So trat er auch mit diesem in Verwandtschaft, und aus den persönlichen Beziehungen hätten sich politische entwickeln lassen. Pompejus hätte seine Freundschaft dem Octavian viel teurer verkaufen können als dessen Gegner; denn jenem brachte er mit seiner Flotte gerade das zu, was ihm fehlte, während dieser schon eine hinreichende Seemacht besaß. Doch einmal gewöhnt, den Beherrscher Italiens als seinen Feind zu betrachten, zog er das Bündnis des Antonius vor und wurde, wie wir gesehen haben, damit im Stiche gelassen. Der einzige Gewinn des Krieges war für ihn Sardinien, das der tüchtigste seiner Flottenführer, der Freigelassene Menodorus, meist abgekürzt Menas genannt, dem Statthalter Octavians entrissen hatte. Doch dafür mußte er erwarten, daß im kommenden Frühjahr die Flotte des Antonius, die der seinigen weit überlegen war, vereint mit dem gewaltigen Landheer des Octavian sich gegen Sizilien wenden werde. Schon wurden für den bevorstehenden Krieg neue schwere Steuern aufgelegt und erbitterten das Volk, das nach dem Vertrage von Brundisium end-



Abb. 60. Denar des Sextus Pompejus mit dem Kopfe seines angeblichen Vaters Neptun und einer Seetrophäe.



Abb. 61. Gnaeus Pompejus Magnus. Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu Seite 74.)

lich Frieden erhofft hatte, noch mehr gegen die Triumvirn.

Auch Antonius wäre dieser Kampf nicht erwünscht gewesen, nicht so sehr weil ihn sein Wortbruch reute, als weil er, selbst im Rausche der Flitterwochen, seinem neuen Schwager mißtraute und diesem zur Seite gern eine Macht erhalten hätte, welche die seinige etwas niederhielt. In Rom, wo die beiden Triumvirn im Oktober 40 ihren Einzug hielten, war es bald stadtbekannt, daß Antonius einen Frieden mit Pompejus befürworte, und dies gab dem Pöbel Mut, seine Sympathien zu zeigen. Die Wagenrennen pflegte man damit einzuleiten, daß die Bilder der Götter in feierlichem Zuge durch den Cirkus gefahren wurden. Bei dieser Gelegenheit klatschte man dem Neptun, den Sextus zu seinem Vater gestempelt hatte, demonstrativen Beifall, und als bei den mehrtägigen Wiederholungen der Spiele der Wagen dieses Gottes nicht mehr erschien, brach ein Aufstand aus, der Octavian fast das Leben kostete und erst nach blutigen Kämpfen niedergeschlagen wurde. Antonius hatte seinen Nebenbuhler gerettet, indem er ihn mit seinen Soldaten aus der wütenden Menge befreite. Dies schuf für den Augenblick ein vertrauteres Verhältnis zwischen ihnen und machte Octavian geneigter, den Wünschen seines Schwagers Gehör zu geben, um so mehr als eine Hungersnot, die schlimmer war als alle vorhergehenden, sie unterstützte. Denn seit Menas sich Sardiniens bemächtigt hatte, blieb auch von dort die Zufuhr aus, die vorher noch einen dürftigen Ersatz für die Kornsteuern Siziliens geboten hatte. So trat man denn durch Vermittelung des Scribonius Libo mit Pompejus in Unterhandlungen und verabredete eine Zusammenkunft, in der die Streitpunkte besprochen und ausgeglichen werden sollten.

Im Sommer 39 fand sie am Vorgebirge Misenum, das den Golf von Neapel nach Norden abschließt, unter mißtrauischen Vorsichtsmaßregeln von beiden Seiten statt. Zuerst beanspruchte Pompejus, daß Lepidus aus dem Triumvirat ausscheiden und er an seine Stelle treten solle; doch ließ er sich mit der Zusicherung des Consulats und der priesterlichen Würde eines Augurn abfinden. Auch sollte zu Sizilien, Sardinien und Korsika noch Achaia hinzugefügt werden und diese Provinzen ihm bleiben, solange Antonius und Octavian ihre außerordentliche Gewalt behielten. Für das Vermögen seines Vaters, das Caesar konfisziert hatte, wurde ihm Entschädigung aus dem Staatsschatze zugesagt; die Verbannten in seinem Lager sollten mit Ausnahme der Mörder Caesars nach Rom zurückkehren dürfen und einen Teil ihres Besitzes wiedererhalten, die entlaufenen Sklaven frei sein und seine Soldaten, gleich denen der Triumvirn, öffentliche Belohnungen empfangen. Dafür verpflichtete sich Pompejus, die Korntribute, welche Sizilien von alters her zahlte, alljährlich nach Rom zu schicken, den Handel des Mittelmeeres nicht mehr durch seine Kreuzer zu stören, keine flüchtigen Sklaven mehr bei sich aufzunehmen und die Plätze zu räumen, die er an der italischen Küste noch besetzt hielt. Es folgten die üblichen Gastereien und die nicht minder üblichen Verlobungen zwischen den kleinen Kindern der Machthaber; doch waren sie diesmal nicht weniger folgenlos, als sie auch sonst zu sein pflegten.

Mit Jubel wurde in Rom der Friede begrüßt, und soweit es auf die Wünsche des Antonius ankam, hätte er Dauer haben können. Niemals hat er den Ehrgeiz besessen, wie er den Mann, der zum Herrschen geboren ist, zu beseelen pflegt. Nach dem Tode Caesars war er bereit gewesen, in dem befreiten Senat als einer unter seinesgleichen zu verschwinden, und nur die Gefahren, in die seine tolle Verschwendung ihn stürzte,

hatten ihn zum Bürgerkriege getrieben. Seine Erfolge mögen ihm den Gedanken der Alleinherrschaft anfangs nahe gelegt haben; doch unterdessen war der junge Mann, auf den er zuerst so hochmütig herabgeblickt hatte, mächtig über ihn hinausgewachsen. Durch den Frieden von Brundisium, der ihn in die zweite Stelle hinunterdrückte und das, wie er sich nicht verheimlichen konnte, nur durch seine eigene Schuld, war er innerlich gedemütigt; äußerlich aber verlieh er ihm eine Stellung, wie sie vornehmer kaum denkbar war. Was wunder, daß er sich mit ihr begnügen wollte! Auch die Vermählung mit Octavia hatte die Folgen, die seine Freunde erwarteten; er unterwarf sich ihr um so freudiger, als sie ihre Macht nur mit taktvoller Sanftmut, nicht in der herrischen Weise der Fulvia geltend machte. So war er bereit, an der Seite seiner schönen Frau als braver Hausvater Kinder zu wiegen und sich um die böse Welt nur so weit zu kümmern, als er Geld von ihr brauchte. Auch die Parther konnten ihn in seinem stillen Behagen nicht stören. Er hatte den Publius Ventidius gegen sie geschickt, und diesem gelang es im Laufe des Jahres 39, sie aus dem römischen Gebiet herauszuschlagen, wobei Labienus seinen Tod fand. Unterdessen wartete Antonius in Rom die Niederkunft seines Frauchens ab, das ihm im Herbst 39 eine Tochter schenkte. Dann brach er in Begleitung der Octavia nach dem Osten auf, wahrscheinlich mit der Absicht, sich endlich in eigener Person auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Aber als er bis Athen gelangt war, gefiel es ihm in der Stadt voll herrlicher Kunstwerke und großer Erinnerungen so wohl, daß er sich einstweilen noch nicht von ihr trennen konnte. Er legte die Feldherrnkleidung ab, verkehrte in griechischer Tracht mit den geistreichen Griechlein, hörte Philosophen und Rhetoren zu und ließ sich von den schmeichelnden Athenern als Gott Dionysos feiern. Als sie ihn aber aufforderten, sich in dieser Eigenschaft mit ihrer Athene zu vermählen, da nahm er dies dankend an und ließ sich von der Stadt, weil sie den Brautvater spielen wollte, vier Millionen Sesterzen als Mitgift auszahlen. Auch als im Jahre 38 der Partherkrieg wieder ausbrach, zauderte er so lange, bis Ventidius zum zweiten Male die Entscheidung herbeigeführt hatte. Um seinen Namen noch mit dem Siege verbinden zu können, rückte er endlich ins Feld und belagerte einen syrischen Dynasten, der dem Feinde beigestanden hatte, in seiner Hauptstadt Samosata. Doch der Erfolg war nichts weniger als glänzend; zu einem unrühmlichen Vertrage gezwungen, kehrte er entmutigt nach Athen zurück, um sich von Octavia trösten zu lassen. So hätte er dem römischen Reiche noch sehr viel Geld gekostet, wäre aber sonst recht ungefährlich gewesen, wenn Octavian für seine schwache, aber leicht entzündliche Natur das richtige Verständnis besessen und ihn demgemäß behandelt hätte.

Den ersten Anlaß zu neuen Mißhelligkeiten bot Sextus Pompejus. Octavian war von Anfang an entschlossen gewesen, sich sobald als möglich von ihm zu befreien; Antonius wünschte den Frieden, und doch war er es, der ihn zuerst aus ganz persönlichen Gründen brach. Nach dem Vertrage von Misenum sollte er die Provinz Achaia an Sextus übergeben, in der er eben damals so behaglich Haus hielt. Um dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, berief er sich darauf, daß ihm die Städte dieses Gebietes die hohen Kontributionen, die er ihnen nach dem Siege bei Philippi aufgelegt hatte, noch zum Teil schuldig geblieben waren, und verlangte, es bis zum Einlaufen derselben behalten zu dürfen. Da Pompejus nicht zu seinem Rechte gelangen konnte, nahm

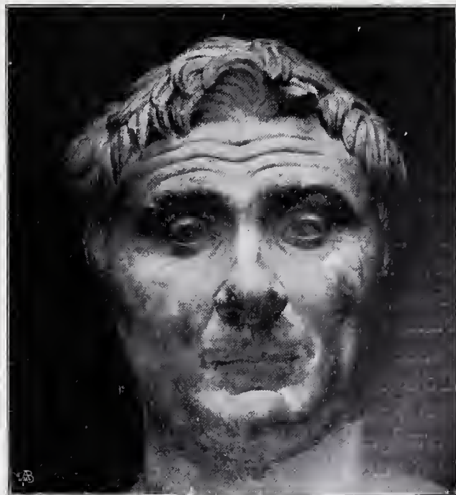


Abb. 62. Gnaeus Pompejus Magnus.
Kopenhagen, Sammlung Jacobsen. (Zu Seite 74.)

er Rache, indem seine Kreuzer wieder italische Schiffe zu kapern begannen. So gewann Octavian, der trotz des Friedensschlusses seine Flottenrüstungen nicht unterbrochen hatte, einen neuen Kriegsgrund, und noch im Winter 39/38 bot sich ihm die Gelegenheit, dem Feinde empfindlichen Schaden zu thun. Die Freigelassenen, die Pompejus als Feldherren dienten, standen unter sich in einem steten Kampfe der Eifersucht und suchten einer den anderen durch Intriguen und Verleumdungen aus der Gunst ihres Herren zu verdrängen. So hatten auch die Nebenbuhler des Menas dessen Abwesenheit in Sardinien benutzt, um Pompejus gegen ihn mißtrauisch zu machen. Jener glaubte sein Leben bedroht und übergab sich selbst und die Insel, die er erobert hatte, dem Octavian. Als ihre Rückgabe gefordert wurde, konnte dieser erklären, Sextus habe schon vorher durch seine Kaperschiffe den Frieden gebrochen; er vernichtete feierlich die Vertragsurkunde, die im Tempel der Vesta niedergelegt war, und verkündete damit schon Anfang 38 die Erneuerung des Krieges.

Antonius war wütend, schmähte öffentlich auf Menas und gab seiner Unzufriedenheit mit Octavian unverhüllten Ausdruck. Denn wer auch Sieger blieb, das Gleichgewicht zwischen Italien und den Inseln, auf das er so viel Wert legte, war gestört, und daß er an dem Kriege Mitschuld trug und folglich Grund hatte, auch mit sich selber unzufrieden zu sein, konnte seinen Zorn nur erhöhen. Doch als Octavian seine Hilfe in Anspruch nahm und ihn aufforderte, zu einer Besprechung darüber nach Brundisium zu kommen, mochte er das nicht abschlagen. Da aber jener, durch andere Geschäfte in Etrurien aufgehalten, nicht rechtzeitig am Orte des Rendez-vous erschien, machte Antonius seinem Ärger Luft, indem er kurzweg nach Griechenland zurückkehrte und von dort nach Syrien aufbrach, um sich vor Samosata jene zweifelhaften Lorbeeren zu holen, von denen wir oben (S. 77) gesprochen haben. Hier war er weit genug entfernt, um Octavian im Stiche lassen zu können, ohne ihm seine Unterstützung doch ausdrücklich zu verweigern. Daß Pompejus Italien nicht werde erobern können, war ziemlich sicher; und wenn auch sein Gegner Sizilien nicht eroberte, sondern der Kampf unentschieden blieb, so konnte dies Antonius nur um so lieber sein.

Der Erfolg sollte zunächst diesen Erwartungen entsprechen. Als im Sommer 38 der Krieg begann, waren die Neulinge Octavians den geübten Seeleuten des Pompejus nicht gewachsen. Sie holten sich bei Cumae und bei Rhegium (Reggio) zwei empfindliche Schlappen; und ein Sturm vollendete ihre Niederlage, indem er von der kaum erbauten Flotte mehr als die Hälfte zerstörte. Im ersten Schrecken bat Octavian Antonius und Lepidus flehentlich um Hilfe und erhielt sie zugesagt. Doch wie gewöhnlich, verfolgte Pompejus den gewonnenen Vorteil nicht, und sein Gegner behielt Zeit, nicht nur den Rest seiner Flotte auszubessern, sondern auch unter Leitung Agrippas umfassende Neubauten in Angriff zu nehmen. So faßte Octavian wieder Mut, und der Zorn über die Hinterhaltigkeit des Antonius, dessen starke und seegewandte Flotte dem Kriege eine ganz andere Wendung hätte geben können, gewann bei ihm die Oberhand. Auch hatte er erfahren, daß jener einen Freigelassenen nach Afrika geschickt hatte, um die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Lepidus, die schon vor sechs Jahren als Kinder verlobt worden waren (S. 41), jetzt zu beschleunigen. Der mißtrauische Octavian fürchtete, daß dies ein Bündnis gegen ihn einleiten solle, und beschloß, Antonius zu demütigen und von ferneren Intriguen abzuschrecken. Und eben damals bedurfte dieser seiner Hilfe; denn nach dem Mißerfolge von Samosata hielt er es für nötig, durch einen Feldzug gegen die Parther sein militärisches Ansehen wieder herzustellen, und wünschte dazu eine Verstärkung seines Heeres durch italische Soldaten. Nun hatte er nach ihrem Vertrage allerdings das Recht, in Italien Aushebungen vorzunehmen, doch ohne Octavians Einwilligung konnte er keinen Gebrauch davon machen. Er forderte daher seinen Kollegen zu einer Zusammenkunft auf und erschien zu diesem Zwecke im Frühling 37 mit seiner Flotte vor Brundisium; aber der Hafen blieb ihm verschlossen. Um die apulische Landspitze herum fuhr er jetzt nach Tarent, landete dort und schickte Gesandte an Octavian. Dieser aber wies die Aufforderung, italische Legionen gegen eine angemessene Zahl bemannter Schlachtschiffe zu vertauschen, kurz zurück; man habe ihn im vergangenen Jahre allein gelassen, und jetzt

nach seinen neuen Rüstungen könne er auch ohne fremde Hilfe mit Pompejus fertig werden. Da auch eine zweite Gesandtschaft erfolglos blieb, machte sich endlich Octavia, die ihren Gatten begleitet hatte, selbst auf den Weg, und ihr gelang es, den Bruder zu erweichen. Nachdem jetzt Antonius genug gewartet hatte, kam Octavian im Herbst 37 nach Tarent, und beide Teile suchten durch Höflichkeiten und Beweise gegenseitigen Vertrauens das Geschehene gut zu machen. Von der Flotte, die er bei sich führte, lieferte Antonius sogleich 130 Schiffe ab und erhielt dafür die Zusage, daß ihm 20000 Legionare geschickt werden sollten.

Die fünf Jahre des Triumvirats waren am 1. Januar 37 abgelaufen, aber da keiner ihre Gewalt anzufechten wagte, hatten die Dreimänner es stillschweigend weitergeführt. Für Octavian, der Rom und damit auch die Volksversammlung beherrschte, wäre es ein Leichtes gewesen, das Amt auch formell erneuern zu lassen; doch hätte dies als Zeichen guten Einvernehmens mit seinen zwei Kollegen gegolten, und ein solches wünschte er Ende 38 dem Antonius nicht zu geben. Erst nachdem man sich bei Tarent versöhnt hatte, wurde eine Ausdehnung der außerordentlichen Gewalt auf weitere fünf Jahre beschlossen und später wurden in Rom die nötigen Formalitäten abgemacht. Da Octavia den Partherkrieg nicht wohl mitmachen konnte, blieb sie mit den Kindern des Antonius in Italien zurück, während er sogleich nach Syrien schiffte, um im nächsten Frühjahr bei guter Zeit den Feldzug antreten zu können.

Als Antonius im Jahre 38 nach Brundisium gekommen war, hatte er auf Octavian nicht warten wollen; dieser hatte dadurch seine Rache genommen, daß er ihn später in Tarent um so länger warten ließ. Das schien billig und gerecht; doch empfand Antonius die Demütigung um so tiefer, als sie so öffentlich wie nur möglich gewesen war. Während der Zusammenkunft hatte die sanfte Vermittelung der Octavia den Groll auf beiden Seiten niedergehalten; aber jetzt hörte ihre Einwirkung auf den Gatten auf. Hatte Octavian gehofft, ihn durch die wohlverdiente Strafe fügsamer zu machen, so erreichte er das Gegenteil. Antonius sann darauf, wie er sich dem Kollegen gegenüber eine Stellung schaffen könne, die ihn vor einer Wiederholung solcher Beleidigungen schütze, und wieder fiel ihm das Beispiel Caesars ein (S. 36). Dieser hatte Rom als Dictator, den Orient, wo er den Partherkrieg führen mußte, als König beherrschen wollen (S. 16). Dieser Doppelstellung sollte, wie man sich erzählte, auch eine doppelte Residenz entsprechen, und zwar meinte man, daß Alexandria zur Nebenbuhlerin Roms ausersehen sei. Und wie orientalische Könige nicht selten pflegten, so hatte angeblich auch Caesar zwei legitime Gattinnen zugleich besitzen wollen, die Römerin Calpurnia in Rom und die Königin von Ägypten in Alexandria (S. 68). Was Caesar in sich vereinigen wollte, das meinte jetzt Antonius unter seine beiden Nachfolger gleich verteilen zu können. Octavian beherrschte Rom, zwar nicht mit dem Titel eines Dictators, aber doch mit einer Gewalt, die der Dictatur gleichwertig war. Als König wollte ihm Antonius gegenübertreten und sich eine Residenz in Alexandria schaffen, das an großstädtischer Bedeutung hinter Rom kaum zurückstand. Ägypten war der einzige Staat, der, rings umgeben vom römischen Reiche, sich noch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt hatte. Beherrschte er dieses Land, so wurde er damit zum selbständigen Bundesgenossen Roms und verfügte zugleich über Einkünfte, wie sie kein anderer König besaß. Daneben wollte er freilich auch das Triumvirat und mit ihm die höchste Gewalt in den östlichen Provinzen behalten. So wäre auch ihm eine Doppelstellung zu teil geworden, wie sie Caesar geplant hatte, nur daß sie sich auf die eine Reichshälfte beschränkte. Allerdings beruhte das Übergewicht Octavians, das er bei Tarent mißbraucht hatte, nicht auf irgend einem Titel, sondern auf der thatsächlichen Macht, welche ihm die Beherrschung Italiens verlieh, und diese wäre dadurch nicht vermindert worden, daß Antonius sich zum König von Ägypten machte. Denn die reichen Mittel dieses Landes hätten auch dem römischen Feldherrn zu Gebote gestanden, weil er kraft seiner Übermacht von der Königin jede Unterstützung fordern durfte, die ihm wünschenswert schien. Die Unterordnung des Antonius hörte also nicht auf, wenn seine Pläne zur Ausführung kamen. Doch

erhob er sich wenigstens äußerlich über seinen Kollegen und kränkte ihn zugleich aufs empfindlichste; war doch die erste Voraussetzung für das, was er beabsichtigte, seine Vermählung mit Kleopatra. Zwar wollte er nicht Octavia den Scheidebrief schicken; sie blieb ihm noch immer wert und konnte auch ferner die Vermittelung zwischen ihm und ihrem Bruder übernehmen; doch als orientalischer Despot, wie er es jetzt werden wollte, konnte auch er sich das Recht zu einer Doppelehe beilegen. Daß Octavian sich tief beleidigt fühlen mußte, wenn seine Schwester zur Stellung einer Nebenfrau herabgedrückt wurde, konnte ihm früheren Gattinnen. Denn nicht selten ist es später vorgekommen, daß er ihren dringenden und andauernden Bitten gegenüber seinen eigenen Willen zu behaupten vermochte. Zudem konnte er sein altes Verhältnis zu ihr wieder anknüpfen, sobald ihn danach gelüstete, ohne daß es einer förmlichem Vermählung dazu bedurft hätte. Denn die Ägypterin hätte keinen Augenblick gezaudert, zum zweitenmal die Buhle des mächtigen Römers zu werden, wenn die Liebe ihn in ihre Arme zurücktrieb. Doch was ihn leitete, waren politische Zwecke, freilich von jener unklaren Art, wie sie dem Antonius eigentümlich war. Die Halbheit





Abb. 63. Ägyptische Silbermünze (stark vergrößert) mit den Bildnissen des Antonius und der Kleopatra als Ehegatten (vgl. Abb. 52).

freilich nicht verborgen sein; doch eben dies wünschte er, um sich für Tarent zu rächen.

Während seiner Reise in den Orient schickte er einen Gesandten an Kleopatra, der ihr seine Werbung überbrachte und sie aufforderte, nach Syrien zu kommen, wo die Hochzeit im Winter 37/36 begangen wurde (Abb. 63). Als Morgengabe brachte er ihr weite Gebiete des römischen Reiches dar, die zwar ihre Herrschermacht nicht beträchtlich vermehrten — denn sie lagen in kleinen Parzellen zerstreut von Kreta bis nach Arabien hinüber —, wohl aber ihre Einkünfte um viele Millionen steigerten. Für diese Vermählung war Liebe nicht der entscheidende Grund; war er doch vier Jahre von Kleopatra getrennt gewesen, ohne nach ihr zu verlangen, und auch in der nächsten Zeit ist ihr persönlicher Einfluß auf ihn vielleicht schwächer gewesen, als der seiner seines Vorgehens prägt sich namentlich in folgendem aus: in Ägypten, wo man nach Regierungsjahren der Könige zu datieren pflegte, begann mit jener Vermählungsfeier eine neue Ära, worin es ausgesprochen lag, daß man sie als Thronbesteigung des Antonius betrachtete; gleichwohl legte er sich nicht den Königstitel bei, weil der Anstoß, den er damit in Rom gegeben hätte, ihn denn doch schreckte. So kam die Erhöhung seiner Würde, die er mit der ägyptischen Heirat beabsichtigt hatte, gar nicht zum klaren Ausdruck, und eine Erhöhung seiner Macht war, wie schon gesagt, kaum damit verbunden. Das Ärgernis aber, das er vermeiden wollte, wurde durch seine Doppelehe und die Geschenke, die er auf Kosten Roms seiner Gattin darbrachte, dennoch herbeigeführt. Freilich schloß Octavian einstweilen noch die Augen dazu, aber

nur um es desto wirksamer auszunutzen, sobald die rechte Zeit für ihn gekommen schien.

Zunächst hatte der Schwabenstreich des Antonius die Folge, daß die 20000 Mann Verstärkungen, die ihm für den Partherkrieg versprochen waren, nicht eintrafen; umsonst hatte er Octavian fast die Hälfte seiner Flotte geschenkt; außer der Erneuerung des Triumvirntitels, auf die er ohne Schaden hätte verzichten können, hatte ihm die Demütigung von Tarent nichts eingetragen. So war von den 16 Legionen, die er gegen die Parther führte, keine vollzählig, weil die Abgänge, die sie seit Philippi erfahren hatten, nicht ersetzt werden konnten. Trotzdem zählte das Heer noch immer beinahe 90000 Mann, davon zwei Drittel Legionare. Die Aufgabe, Crassus zu rächen und die Ehre Roms herzustellen, deren Lösung der große Caesar vorbereitet, aber seine Erben bisher vernachlässigt hatten, konnte also mit einer Macht in Angriff genommen werden, die des Zweckes würdig war.

Ehe Crassus seinen unglücklichen Feldzug antrat, war der König Artavasdes von Armenien in sein Hauptquartier gekommen und hatte ihn aufgefordert, den Weg durch sein Gebiet zu nehmen. Dort könne seine bundesgenössische Hilfe die Verpflegung des Heeres sicher stellen, und zugleich werde die überlegene Reiterei der Parther sich in dem gebirgigen Lande nicht wirksam entfalten können. Hochmütig hatte Crassus den Ratgeber zurückgewiesen und war durch die Steppen Mesopotamiens gezogen, um hier den Pfeilen der flüchtigen Reiter, die ihn immerfort umschwärmten, ohne doch dem Schwerte des Legionars erreichbar zu sein, fast mit seinem ganzen Heere zu erliegen. Dadurch belehrt, hatte Caesar den Plan des Artavasdes aufgenommen und ihn wahrscheinlich auf Grund der Nachrichten, die er für den beabsichtigten Krieg über die Natur des Landes gesammelt hatte, weiter ausgearbeitet. Und wieder folgte Antonius den Ideen seines Meisters, den er schon so oft nachgeahmt hatte. Um die Parther über die Richtung seines Angriffes zu täuschen, zog er im Frühling 36 zuerst an den mittleren Euphrat heran und machte Miene, ihn zu überschreiten. Wirklich hatte dies zur Folge, daß der Aufmarsch des Feindes sich gegen Mesopotamien richtete und Media Atropatene, das in seiner nördlichen Flanke lag und das wirkliche Ziel des Angriffs bildete, zunächst unbeschützt blieb. Unterdessen war Antonius nach Norden ausgebogen und durchzog auf hohen Gebirgsstraßen das innere Armenien, wo Artavasdes ihm seine ganze Macht zuführte. Dies war namentlich deshalb von hoher Bedeutung, weil der König über 16000 Reiter verfügte, die nach parthischer Art bewaffnet und exerziert waren und daher in dem bevorstehenden Kampfe von besonderem Werte sein konnten.

Nachdem er so alle verfügbaren Streitkräfte vereinigt hatte, wollte Antonius die Täuschung des Feindes ausnutzen, indem er vor dessen Anmarsch mit möglichster Schnelligkeit tief in sein Gebiet eindrang. Er wählte daher für die Masse seiner Fußtruppen einen Gebirgspfad, der schwer gangbar, aber wesentlich kürzer war, als die große, gebahnte Straße. Auf dieser zog in weitem Umwege die Reiterei und der ausgedehnte Wagenpark, der unter anderem auch die Belagerungsmaschinen unter Deckung von zwei Legionen mit sich führte. Diesem Trosse weit vorauseilend, gelangte Antonius, ohne Widerstand zu finden, bis unter die Mauern von Phraaspa, der Hauptstadt von Medien. Hier hatte der König des Landes, der mit den Parthern verbündet war — er hieß gleichfalls Artavasdes —, seine Familie geborgen, und wenn man sich ihrer bemächtigte, gewann man wertvolle Geiseln. Das römische Heer begann daher die Belagerung der Stadt, obgleich davon vor der Ankunft der Maschinen kaum Erfolg zu erwarten war. Unterdessen aber waren die Parther herangezogen; hinter dem Rücken des Antonius überfielen sie seinen Troß, vernichteten die beiden Legionen, die diesen begleiteten, und verbrannten den ganzen Wagenpark. Und was vielleicht noch schlimmer war, der armenische Artavasdes wurde dadurch so in Schrecken gesetzt, daß er mit seiner Reiterei heimzog und die Römer sich selbst überließ. Noch versuchte Antonius die Belagerung fortzusetzen und baute zu diesem Zwecke neue Maschinen. Einen Entsatzversuch der Parther schlug er in siegreicher Schlacht zurück; aber da ihm durch die Feigheit des Artavasdes die Möglichkeit fehlte, ihre schnellen Reiter zu verfolgen, war der Verlust des Feindes nicht

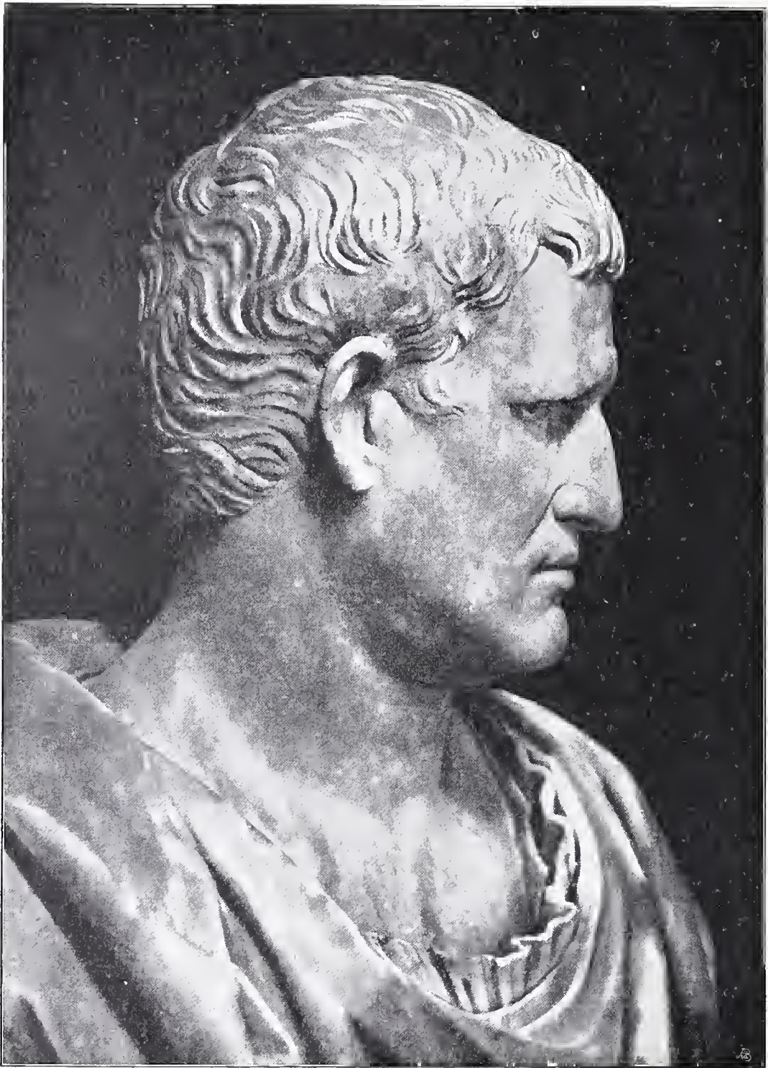


Abb. 64. Marcus Vipsanius Agrippa. Florenz, Uffizien.

der Rede wert. So umschwärmte dieser das römische Heer von allen Seiten, und am Fouragieren gehindert, litt es bald mehr vom Hunger als die Belagerten. Mit Thränen des Zornes überzeugte sich Antonius, daß der Rückzug unvermeidlich war; und er mußte unter steten Angriffen der Parther stattfinden, die das Heer aufhielten und ihm zahllose Opfer kosteten. Erst im Innern Armeniens wurde man diese Plage los, aber nur um einer neuen zu verfallen. Denn der Winter war jetzt hereingebrochen und auf den hohen Gebirgspässen, welche die Römer zu durchziehen hatten, erlagen Tausende dem Frost. Niemals haben sich die Fähigkeiten des Antonius glänzender gezeigt, als während dieses schrecklichen Rückzuges. Er kämpfte und marschierte, fror und hungerte mit seinen Soldaten, ohne von den Vorteilen des Feldherrn Gebrauch zu machen, und wußte sie durch Beispiel, Teilnahme und frische Aufmunterung zu Anstrengungen zu begeistern, denen sie sonst kaum Stand gehalten hätten. Doch konnte dies nicht verhindern, daß von der großen Armee, als sie endlich krank und ausgehungert in Syrien anlangte, mehr als ein Drittel untergegangen war.



Abb. 65. Marcus Vipsanius Agrippa. Florenz, Uffizien.

Zu derselben Zeit, wo Antonius an der ihm gestellten Aufgabe so kläglich scheiterte, wurde auch Octavian von schwerem Unglück verfolgt, erreichte aber zum Schlusse dennoch seinen Zweck. Seit der Niederlage des Jahres 38 hatte er mit Aufbietung aller Kräfte für einen neuen Seekrieg gerüstet. Unter Leitung des Agrippa (Abb. 64—66) wurde der Lucrinersee, der an der Nordseite des Meerbusens von Neapel nahe beim Vorgebirge Misenum liegt, in einen brauchbaren Kriegshafen verwandelt und eine Flotte von nahe an 400 Segeln erbaut. So eifrig die Übungen der Mannschaft betrieben wurden, war es doch ausgeschlossen, daß man in der kurzen Zeit, die darauf verwendet werden konnte, die Seegewandtheit der Pompejaner erreichte. Was den Schiffen Octavians an Beweglichkeit abging, suchte er daher durch Stärke und Größe zu ersetzen. Ihre Flanken wurden so dick gebaut, daß der Stoß antiker Schiffsschnäbel ihnen nicht viel anhaben konnte. Von dem hohen Bord herab konnte man die kleineren Fahrzeuge der Feinde von oben bestreichen, und wollten diese ein Schiff nehmen, so mußten sie es, wie eine Festungsmauer, mit Leitern bestürmen. Als diese Vorbereitungen

sich dem Abschluß näherten, wurde für den Sommer 36 ein kombinierter Angriff von drei Seiten her auf Sizilien beschlossen. Von Afrika aus sollte Lepidus an der Westspitze der Insel landen, von Tarent Titus Statilius Taurus mit den 130 Schiffen des Antonius an der Ostküste, während Octavian und Agrippa die Hauptmacht von Norden heranführten. Am ersten des Monats, der den heiligen Namen des Divus Julius führte, stachen der guten Vorbedeutung wegen alle drei Geschwader gleichzeitig in See. Aber während man auf der Fahrt war, brach ein heftiger Sturm aus Süden los. Taurus fand noch Zeit, unbeschädigt in den Hafen von Tarent zurückzukehren; Lepidus, dem die Windrichtung günstig war, erlitt zwar einige Verluste, gelangte aber doch mit seiner Hauptmacht glücklich ans Ziel; Octavians Flotte dagegen wurde so hart mitgenommen, daß etwa 70 Schiffe ganz verloren gingen und der Rest beinahe einen Monat brauchte, um wieder seetüchtig zu werden. Die Frist, die ihnen so geschenkt wurde, benutzte weder Pompejus, um den Lepidus in seiner Vereinzelung anzugreifen, noch Lepidus, um sich allein der wichtigen Insel zu bemächtigen, was er mit seinem starken Landheer bei einiger Kühnheit wohl vermocht hätte. Er verbiß sich in die Belagerung von Lilybaeum (Marsala), auf dessen Besitz sehr wenig ankam, während Pompejus in Messana ruhig der Dinge wartete, die da kommen sollten.

Im August wurden die Operationen wieder aufgenommen und zwar auf Grund folgenden Kriegsplanes. Alles kam darauf an, daß man eine genügende Zahl von Legionen nach Sizilien hinüberwarf; denn die Landtruppen Octavians waren den Pompejanern an Tüchtigkeit weit überlegen. Sie wurden daher an der Meerenge konzentriert, während Agrippa sich mit dem Gros der Flotte der Liparischen Inseln bemächtigte und von dort aus einen Angriff auf die Nordküste Siziliens richten sollte. Wenn er auf diese Art die feindliche Seemacht auf sich gezogen hätte, sollte unter dem Schutze der 130 Schiffe, die Taurus führte, Octavian den Übergang der Legionen bewerkstelligen. Der Verabredung gemäß wandte sich Agrippa gegen die kleine Flottenabteilung, welche bei Mylae (Milazzo) lag, und wie er erwartet hatte, kamen ihr bald von Messana aus bedeutende Verstärkungen zu Hilfe. In der Meinung, jetzt die ganze feindliche Flotte sich gegenüber zu haben, schickte er eilige Botschaft an Octavian, daß die Meerenge frei sei, und dieser beschloß für die nächste Nacht die Überfahrt. Als ihm aber bald darauf ein glänzender Sieg gemeldet wurde, verschob er sie bis zum folgenden Morgen, und dies sollte ihm zum Unheil werden. Denn von der Flotte des Pompejus hatte nur die Hälfte bei Mylae gekämpft; der andere Teil beobachtete, im Hafen von Messana versteckt, noch immer die Meerenge, und als er am Nachmittage von den Schiffen, die sich aus der Seeschlacht gerettet hatten, Verstärkung erhielt, lief er aus, um den Übergang der Legionen zu stören. Drei von ihnen waren unterdessen schon übergesetzt und in der Nähe von Tauromenium (Taormina) gelandet. Als aber Octavian mit den Transportschiffen umkehrte, um den Rest zu holen, sah er plötzlich den Feind in Schlachtordnung heranrudern. Die Flotte des Taurus war noch nicht nach dem neuen System des Agrippa gebaut; sie konnte sich daher mit den Pompejanern nicht messen, und die Überraschung vollendete ihre Niederlage. Es fehlte nicht viel, so wäre Octavian selbst in die Hände des Feindes gefallen.

Doch diese Schlappe konnte die Entscheidung des Krieges nur aufhalten, nicht bestimmen. Die überlegene Flotte des Agrippa bemächtigte sich der Stadt Tyndaris (S. Maria di Tindaro) an der Nordküste Siziliens und setzte dort einen Teil der Legionen ans Land. Nachdem man aber auf der Insel festen Fuß gefaßt hatte, machte es kaum noch Schwierigkeiten, von der Flotte gedeckt, auch den Rest des Heeres überzusetzen. Pompejus hielt die festen Plätze, lieferte hier und da kleine Scharmützel, wagte aber nicht, es zu Lande auf eine Hauptschlacht ankommen zu lassen. Als auch die Truppen des Lepidus herangezogen waren, konnte man zur Belagerung von Messana schreiten. Da machte der Feind das seltsame Anerbieten, man möge mit der gleichen Zahl von Schiffen auf beiden Seiten an einem vorherbestimmten Tag und Ort die Entscheidung herbeiführen. Damit der Kampf sich nicht bis in den

Winter hinschleppe, wurde dieser Vorschlag, der fast an die Gottesgerichte des Mittelalters erinnert, von Octavian angenommen. Bei Naulochos, etwa 25 Kilometer von Messana entfernt, traten sich Agrippa und die Freigelassenen des Pompejus, jede Partei mit 300 Schiffen, gegenüber, während die Legionen beider vom Ufer aus zuschauten. Unterstützt durch eine neue Art von Enterbrücken, die, erst kurz vorher von Agrippa erfunden, mit der vollen Kraft des Unerwarteten wirkten, gewann die Flotte Octavians den vollständigsten Sieg. Pompejus vermochte nicht mehr als 17 Schiffe zu retten, mit denen er selbst, ohne verfolgt zu werden, in den Reichsteil des Antonius entfloh.

Noch im Herbst 36 landete er in Asien. Da nicht nur diese Provinz, sondern auch alle angrenzenden in Folge des Partherkrieges von Truppen entblößt waren, gelang es ihm noch einmal, ein Heer zu sammeln und die Statthalter des Ostens schwer zu bedrängen. Doch im Sommer 35 rückte endlich aus Syrien ein Teil der Legionen heran, die Antonius auf seinem Rückzuge hierhergeführt hatte. Jetzt mußte sich Pompejus ergeben und wurde auf Befehl des Marcus Titius, der die syrischen Truppen gegen ihn geführt hatte, hingerichtet. Das römische Volk aber hielt noch immer sein Andenken so hoch, daß sowohl Octavian als auch Antonius die Schuld an seinem Tode von sich abzuwälzen suchten und Titius, als er später in Rom Spiele gab, durch den Unwillen des Publikums aus dem Theater vertrieben wurde. Solche Macht besaß der Name Pompejus, nur weil er republikanische Erinnerungen weckte, mochte sein Träger auch noch so unwürdig sein! Wenn Octavian, nachdem er die Alleinherrschaft errungen hatte, sich den Anschein gab, als wenn er die Republik wieder herstelle, so haben die Erfahrungen, die er im Kampfe gegen Sextus gesammelt hatte, an diesem Entschlusse gewiß entscheidenden Anteil gehabt.





Abb. 66. Kupfermünze (vergrößert) mit dem Kopfe des Agrippa, der als Sieger zur See einen Kranz aus Schiffsschnäbeln trägt; auf der Rückseite Neptun. (Zu Seite 83.)

VII.

Die Herstellung der Alleinherrschaft.

Nach dem Gesetze des Publius Titius regierten drei Männer mit gleicher Gewalt das römische Reich; thatsächlich aber waren immer nur zwei davon politisch in Betracht gekommen. Der sizilische Krieg sollte die Folge haben, daß der dritte auch formell auf seine Stellung verzichtete und ins Privatleben zurücktrat, womit zwar nicht das außerordentliche Amt der beiden anderen, wohl aber das Triumvirat als solches sein Ende fand. Nach der Entscheidungsschlacht blieb Octavian bei Naulochos, um dort

über die eroberten Schiffe und die Soldaten des Pompejus, die sich ihm ergeben hatten, seine Anordnungen zu treffen. Agrippa wurde nach Messana geschickt, wo er Lepidus bei der Belagerung der Stadt unterstützen sollte. Aber da ihr Feldherr geflohen war, war die Besatzung nicht mehr geneigt, den nutzlosen Kampf fortzuführen, und bot ihre Unterwerfung an. Als die Gesandten gegen Abend ins Lager kamen, wollte Agrippa die Antwort auf den nächsten Morgen verschieben, weil dann auch Octavian anwesend sein und die Bedingungen stellen könne. Lepidus aber, der jetzt den Selbständigen spielen zu können meinte, nahm die Übergabe an und gestattete nicht nur seinen Legionen, sondern auch den besiegten des Pompejus, in der Nacht gemeinsam die Stadt zu plündern. Da die letzteren mit der Örtlichkeit vertraut waren, fiel ihnen natürlich der Löwenanteil der Beute zu, wodurch das Heer des Lepidus in sehr üble Stimmung versetzt wurde. Doch dieser besaß, nachdem er die belagerte Armee mit der seinen vereinigt hatte, nicht weniger als 22 Legionen und glaubte gegen Octavian, dessen Truppenmacht auf der Insel viel geringer war, jetzt als Gebieter auftreten zu können. Er verlangte, daß ihm zu seinem früheren Landbesitz Sizilien hinzugefügt werde, damit er endlich eine ebenbürtige Stellung neben seinen beiden Kollegen erlange. Die Verhandlungen, in denen Octavian persönlich ihn umzustimmen suchte, blieben ohne Ergebnis. Wieder standen die Heere sich kampfbereit gegenüber, und man mußte die Flotte vom Ufer entfernen, damit Lepidus sie nicht in Brand stecken lasse. Doch ehe es zum Schlagen kam, schickte Octavian heimliche Boten ins Lager des Gegners, um die Stimmung der Truppen zu erforschen und, soweit es möglich war, zu beeinflussen. Wie er erfuhr, waren die Legionen, die aus Afrika herübergekommen waren, höchst erbittert darüber, daß die Besiegten ihnen die Beute von Messana zum größeren Teil weggeschnappt hatten, und die Pompejaner wagten der Begnadigung, die ihnen bei der Übergabe zugesagt war, nicht zu trauen, solange nicht auch Octavian sie bestätigt hatte. Da entschloß er sich zu dem kühnen Wagestück, selbst ins feindliche Lager zu reiten und die Truppen zum Anschluß aufzufordern. Durch seine Verwegenheit verblüfft und sie zugleich bewundernd, standen jene ihm zweifelnd und nicht abgeneigt gegenüber, bis Lepidus selbst erschien. Auf seinen Befehl wurde die kleine Schar, die den mutigen Jüngling begleitete, angegriffen, einer seiner Leibwächter fiel, und er selbst konnte sich nur durch eilige Flucht retten. Doch in den nächsten Tagen strömten die Überläufer in immer größeren Scharen ins Lager Octavians, und endlich sah Lepidus, fast ganz allein gelassen, keine andere Rettung, als sich seinem Gegner zu Füßen zu werfen und dessen Gnade anzuflehen (3. September 36). Sie wurde ihm großmütig gewährt, und noch vierundzwanzig Jahre lang hat er sich in Rom ungestörter Muße freuen dürfen. Natürlich mußte er die außerordentliche Gewalt des Triumvirn niederlegen und sein bisheriges Gebiet in Afrika an Octavian abtreten; aber selbst seine Stellung als höchster Priester Roms (pontifex maximus) wurde, da sie nach der Verfassung lebenslänglich war, nicht angetastet. Nach dem Tode Caesars, der sie vor ihm innegehabt hatte, war sie ihm durch Antonius als Preis für seine Unterstützung in ganz ungesetzlicher Form verliehen worden, und mehrmals hat später das Volk mit lauten Rufen Octavian aufgefordert, sie ihm wieder zu nehmen und auch dies Erbteil seines Vaters auf sich zu übertragen. Doch er wartete geduldig den Tod des Lepidus ab und wurde so erst im Jahre 12 v. Chr. auch auf dem Gebiete des Religionswesens der Vornehmste im Staate.

Eines Mannes zu schonen, der ihm verräterisch mit Waffengewalt entgegengetreten war, das war eine Milde, wie sie selbst der große Caesar nicht geübt hatte; sie stand im auffälligsten Gegensatze zu den Proskriptionen und den grausamen Bluturteilen von Perusia, und sollte es thun. Octavian wollte damit der Welt verkünden, daß nur die grimme Not ihn hart gemacht habe und daß jetzt, wo Italien wieder sicher sei, ein neues Zeitalter der Gnade und Gesetzlichkeit beginne. Und wirklich bezeichnet der Sieg über Pompejus zwar nicht, wie Octavian voreilig verkündigte, das Ende der Bürgerkriege, aber doch den entscheidenden Abschnitt in seiner Politik. Bisher hatte er in schroffer Rücksichtslosigkeit einfach gethan, was am sichersten zum Ziele führte,

ohne danach zu fragen, ob er die Menschlichkeit verletzte oder das Recht mit Füßen trat; die Ausbrüche des allgemeinen Hasses, die sich von Zeit zu Zeit immer wieder erneuerten, hatte er wie ein unvermeidliches Übel gleichmütig hingenommen oder mit den Schwertern der Soldaten niedergekämpft. Seit dieser Zeit aber ringt er mit ängstlicher Beflissenheit um die Gunst der öffentlichen Meinung. Als er am 13. November 36 Rüstung viel früher vollendet war, sondern er verlor lange Monate, nur um dem römischen Volke zu beweisen, daß sein Gegner der Friedensstörer und er selbst an dem neuen Bürgerkriege unschuldig sei. Für die Entscheidung des Kampfes war dies gleichgültig; denn wer der Legionen sicher war, dem brachte die öffentliche Meinung keinen Zuwachs seiner Macht. Aber die Art, wie die Alleinherrschaft errungen wurde,



Abb. 67. Das Pantheon des Agrippa; auf dem Sims die Inschrift: M(arcus) Agrippa L(ucii) f(ilius) co(n)s(ul) tertium fecit, d. h. Marcus Agrippa der Sohn des Lucius hat dies in seinem dritten Consulat erbaut. Rom. (Zu Seite 137.)

triumphierend in Rom eingezogen war, versammelte er gleich am nächsten Tage zuerst den Senat, dann das Volk, um ihnen die Politik, die er seit dem Tode Caesars befolgt hatte, in vollem Umfange darzulegen und, soweit es thunlich war, sie zu entschuldigen. Diese Reden ließ er dann auch als Broschüre verbreiten, damit seine Rechtfertigung allen Gebildeten des Reiches bekannt werde. Und als später der letzte Kampf gegen Antonius drohte, da beschleunigte er ihn nicht, obgleich seine mußte auch über ihren ferneren Charakter entscheiden, und Augustus wollte kein gefürchteter Tyrann werden, sondern ein konstitutioneller Monarch, an dem sein Volk mit bewundernder Liebe hing. Den Makel auszulöschen, der ihm aus den früheren Jahren des Triumvirats anklebte, ist daher seit dem sizilischen Kriege das vornehmste Ziel seiner Politik gewesen, und wirklich hat er es erreicht, daß er, der als der grausame Mörder vieler tausend Unschuldigen seine Herrschaft begonnen hatte, verehrt

und beklagt von allen seinen Unterthanen zu Grabe ging.

Wie er sich jeden Erfolg schwer hat erkämpfen müssen, so wurde ihm auch diese Wandelung nicht leicht gemacht. Das große Heer, das nach dem Sturze des Lepidus in Sizilien um ihn versammelt war, meinte eben solche Ansprüche machen zu können, wie nach den Schlachten bei Philippi. Drohend verlangte es seine Entlassung und zugleich Belohnungen an Geld und Ackerland von solchem Umfange, daß sie nur durch neue Konfiskationen und Enteignungen hätten gewährt werden können. Aber jetzt wollte Octavian den Beweis führen, daß die Herrschaft des Säbels zu Ende und Recht und Ordnung wiedergekehrt seien; der Soldat sollte nicht mehr zu befehlen haben, sondern sich als dienendes Werkzeug der bürgerlichen Ordnung einfügen. Erst suchte er die Truppen auf die Rückkehr des Antonius zu vertrösten und einstweilen diejenigen, welche sich ausgezeichnet hatten, durch Kränze, Würden und Ehrenzeichen abzufinden. Doch ein Offizier rief ihm höhnisch zu, das sei Spielzeug für Kinder, der Soldat verlange Land und Geld, und die Masse begrüßte dies mit brüllendem Beifall. Diesmal aber war Octavian in anderer Lage als vor dem Perusinischen Kriege, wo er sich jede Frechheit der Soldateska gefallen lassen mußte. Denn es ward ihm zum Heil, daß sein Heer sich aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammensetzte. Je nachdem sie aus dem Lager des Pompejus, des Lepidus oder seinem eigenen herstammten, hatten die Soldaten höchst verschiedene Sympathien und Forderungen. Die Besiegten waren zufrieden, wenn man sie begnadigte und im Dienste behielt; sie fanden die Ansprüche der Sieger übertrieben und konnten, wenn es not that, gegen sie benutzt werden, weil die Erinnerung der früheren Feindschaft beide Teile noch immer trennte. So durfte Octavian wagen, jenen Offizier verschwinden zu lassen, und dies hatte die Folge, daß sich später keiner mehr als Rädelsführer hervorwagte. Dann wurde denjenigen, die schon bei Mutina und Philippi gekämpft hatten, der Abschied gewährt und Belohnungen versprochen; doch über die Höhe derselben schwieg Octavian sich aus. Weil jene Veteranen nach ihren früheren Erfahrungen dessen nur zu sehr gewohnt waren, daß ihre Feldherren ihnen gehorsamer waren, als sie den Feldherren, wurden sie als das gefährlichste Element sogleich aus Sizilien entfernt und damit das übrige Heer ihrem Einfluß entzogen. Später erhielten sie Äcker angewiesen, die aber nicht gewaltsam ihren Besitzern geraubt, sondern ehrlich bezahlt wurden. Die übrigen Soldaten empfingen, soweit sie dem siegreichen Heere angehörten, die mäßige Summe von 2000 Sesterzen auf den Kopf (= 460 Mark), für welchen Zweck den Städten Siziliens eine hohe Kontribution aufgelegt wurde. Doch da die Provinz sich im Aufstande befunden hatte, konnte dies als gerechte Strafe gelten.

Noch ein herbes Unrecht mußte geschehn, aber auch dieses sollte nur den bestehenden Rechtszustand schützen. Dem Heere des Pompejus war Gnade zugesagt; doch in ihm dienten zahllose entlaufene Knechte, und in einem Staate, dessen ganze wirtschaftliche Existenz auf Sklavenarbeit beruhte, durfte deren Flucht nicht ungestraft bleiben, wenn ihr Beispiel nicht gefährlich weiterwirken sollte. Auch hätte es das berechtigte Selbstbewußtsein der römischen Krieger herabgedrückt, wenn Unfreie, die sonst streng vom Dienste ausgeschlossen waren, neben ihnen in Reih und Glied gestanden hätten. Octavian schickte daher Briefe an die Befehlshaber aller Legionen, deren Siegel an dem gleichen Tage überall eröffnet werden sollten. Sie verfügten, daß man unter den Soldaten die ehemaligen Sklaven aufgreifen und nach Rom befördern solle. Von hier aus wurden 30 000 ihren Herren zu beliebiger Bestrafung übergeben, 6000, deren Eigentümer nicht zu ermitteln waren, ans Kreuz geschlagen. Dies war nicht nur eine furchtbare Grausamkeit, sondern zugleich ein Wortbruch; doch wie die Zeiten damals waren, billigte ihn die öffentliche Meinung, und darauf allein kam es dem Herrscher an.

Doch vor *politischen* Morden sollte Rom künftig bewahrt bleiben. Um dies zum Ausdruck zu bringen, wurden die Briefschaften des Pompejus und, was sonst als Belastungsmaterial dienen konnte, verbrannt. Auch war es seit dem Tode Caesars zum erstenmal wieder möglich, eine Steuererleichterung eintreten zu lassen, und die Rückstände, die man bisher nicht hatte eintreiben können, wurden den Schuldnern des Staates geschenkt. So wurde es den Massen

am deutlichsten fühlbar, daß der so lang ersehnte Friede wiederkam. War aber die Ordnung im Reiche hergestellt, so fiel auch der Grund weg, auf dem das Triumvirat beruhte; denn nach seinem Einführungsgesetz sollte es ja keine dauernde Gewalt sein, sondern nur, wie sein Titel besagte, „zum Ordnen des Staates“ dienen. Octavian gab daher den regelmäßigen Jahresbeamten einen Teil der Befugnisse wieder, die er ihnen bisher vorenthalten hatte, und verhieß, daß er sein außerordentliches Amt bald niederlegen wolle. Nur müsse er abwarten, bis Antonius den Partherkrieg beendet habe und nach Rom zurückkehre, damit sie beide gemeinsam abdanken könnten. So bereitete er jene „Herstellung der Republik“ vor, hinter der er später die endgültige Begründung der Monarchie versteckt hat.

Den Herrscher des Reiches erwartete eine Aufgabe von gewaltigem Umfange, welche die Republik nie zu lösen vermocht hatte. Sie verhieß kriegerischen Ruhm, wie eine neugegründete Dynastie ihn brauchte, und doch war, was sie erheischte, das Werk eines echten Friedensfürsten. So weit das römische Gebiet reichte, wurde es immer wieder von Raubzügen heimgesucht. Teils handelte es sich dabei um Verbrecherbanden, die aus Gesindel und Flüchtlingen aller Art gebildet, Dörfer und Höfe unsicher machten, teils um wilde Volksstämme, die meist in schwer zugänglichen Gebirgen hausten und von dort in die zivilisierten Gegenden der Nachbarschaft Plünderungszüge unternahmen. Zu diesen zwei Arten der Plage, die, wie gesagt, über das ganze Reich verbreitet waren, kam für die Grenzländer noch die größere Gefahr von den unbezwungenen Nachbarvölkern. Und diese unternahmen nicht nur, wie es noch kürzlich die Parther gethan hatten, große Eroberungskriege, welche die Provinzen bis tief ins Innere des Reiches verwüsteten, aber doch relativ selten waren, sondern auch in den friedlichen Zwischenzeiten überschritten oft kleine Heerhaufen die Grenze, um sengend und mordend Beute zu gewinnen. Das gemeine Räuberunwesen, von den wir an erster Stelle geredet haben, war im Jahre 36 schlimmer als je zuvor. Denn von dem Anhang der Proskribierten und denjenigen, welche die Not der Bürgerkriege zu Bettlern gemacht hatte, waren Tausende in die Berge gegangen, um sich an dem Staate zu rächen, der ihren Ruin verschuldet hatte. Doch wenigstens in Italien bedurfte es nur der Ordnung und des festen Willens der Regierung, um das Gesindel auszurotten. Ein zuverlässiger und geschickter Offizier, Sabinus, dem Octavian diese Aufgabe übertrug, löste sich innerhalb eines Jahres. Die wilden Gebirgsvölker zu zwingen, daß sie Frieden hielten, oder, wenn dies nicht möglich war, sie zu vernichten, erforderte mehr Zeit und Mühe. Lange Jahre seiner späteren Regierung hat Augustus diesem Zwecke gewidmet, und schon 35 machte er den Anfang, indem er einige Alpenstämme, die Oberitalien bedrohten, durch seine Feldherren bekämpfen ließ. Am schwierigsten war der Schutz der Grenzen, aber zugleich auch am rühmlichsten.

Jenseit des Rheines, der, seit Caesar Gallien erobert hatte, eine der Reichsgrenzen bildete, hausten, in zahlreiche Völkerschaften gegliedert, die wilden Germanen, mit denen ein Verhältnis dauernden Friedens ganz unmöglich war. Zwar fand man sie leicht genug zu Verträgen bereit, doch hielten sie diese nicht länger, als ihnen selbst paßte, und auch wenn ein Stamm zeitweilig mit den Römern in Freundschaft blieb, fanden die einzelnen Häuptlinge desselben kein Hindernis darin, mit ihren Genossen Raubfahrten zu unternehmen. Immerhin bot hier der breite und reißende Strom, der mit den Hilfsmitteln von Wilden nicht leicht zu überschreiten war, einen gewissen, wenn auch keineswegs genügenden Schutz. Viel gefährdeter war die Nordgrenze von Italien selbst, schon weil es hier eine feste Grenzlinie überhaupt nicht gab, sondern die zahlreichen kleinen Völkerschaften, welche die Alpen und die illyrischen Gebirge bewohnten, jede für sich bald Roms Hoheit anerkannte und Geiseln stellte, bald wieder im Aufstande war und die Ebenen von Venetien und Istrien brandschatzte. Die dalmatischen Küstenlande galten für römischen Besitz; doch während des Krieges zwischen Caesar und Pompejus hatten sie sich erhoben, dann zeitweilig unterworfen, aber nur um nach dem Tode des Dictators, dessen Macht sie scheuten, wieder abzufallen. Und dieses Gebiet war namentlich deshalb gefährlich, weil seine Bewohner nicht nur zu Lande raubten, sondern auch von ihren Inseln und Buchten aus durch Piratenflotten das Meer unsicher

machten. In den Kämpfen, die Aulus Gabinius hier im Jahre 48 auszufechten gehabt hatte, waren ganze römische Heeresteile vernichtet worden, und ihre Feldzeichen wurden als Trophäen in den dalmatischen Städten aufbewahrt. Auch hier war also eine Ehrenschuld einzulösen ganz ähnlich der parthischen; wie Antonius die verlorenen Feldzeichen des Crassus zurückbringen sollte, so hielt sich Octavian für verpflichtet, die des Gabinius wiederzuerobern.

Aber diese Aufgabe wurde von ihm in großem Sinne erweitert. Wie sein Vater den Rhein, so wollte er hier die Donau zur Reichsgrenze machen und von der Save her in den Rücken des dalmatischen Landes vordringen, während er es gleichzeitig von der See durch seine Flotte bedrängte. Schon im Jahre 35 begann er mit der Ausführung dieses Planes. Unter harten Kämpfen, bei denen er kühn sein eigenes Leben in die Schanze schlug und ehrenvolle Wunden empfing, gelangte er bis nach Siscia (Sisseg) an der mittleren Save, gewann die Stadt und legte eine Besatzung hinein, um sie zum Stützpunkt seiner weiteren Eroberungen zu machen. Doch schon im nächsten Jahre verzichtet er auf die Durchführung dieses Unternehmens, so erfolgreich es begonnen war, und beschränkt sich auf das Notwendigste und am schnellsten Erreichbare. Er wendet sich nur gegen die dalmatischen Städte, die bei der Niederlage des Gabinius zunächst beteiligt waren, belagert sie eine nach der andern bis tief in den Winter hinein, und als er sie Anfang 33 gebrochen und die römischen Feldzeichen zurückerlangt hat, erklärt er seine Aufgabe für erfüllt, um sie erst Jahrzehnte später in dem weiteren Umfange, wie er sie sich anfangs gestellt hatte, wieder aufzunehmen. Was seinen Erfolg störte und ihn zwang, seine großen Entwürfe einstweilen ruhen zu lassen, waren die Drohungen des Antonius, die einen neuen Bürgerkrieg unvermeidlich erscheinen ließen.

Octavian wünschte nicht, die Entscheidung zu beschleunigen. Hätte er es gethan, so

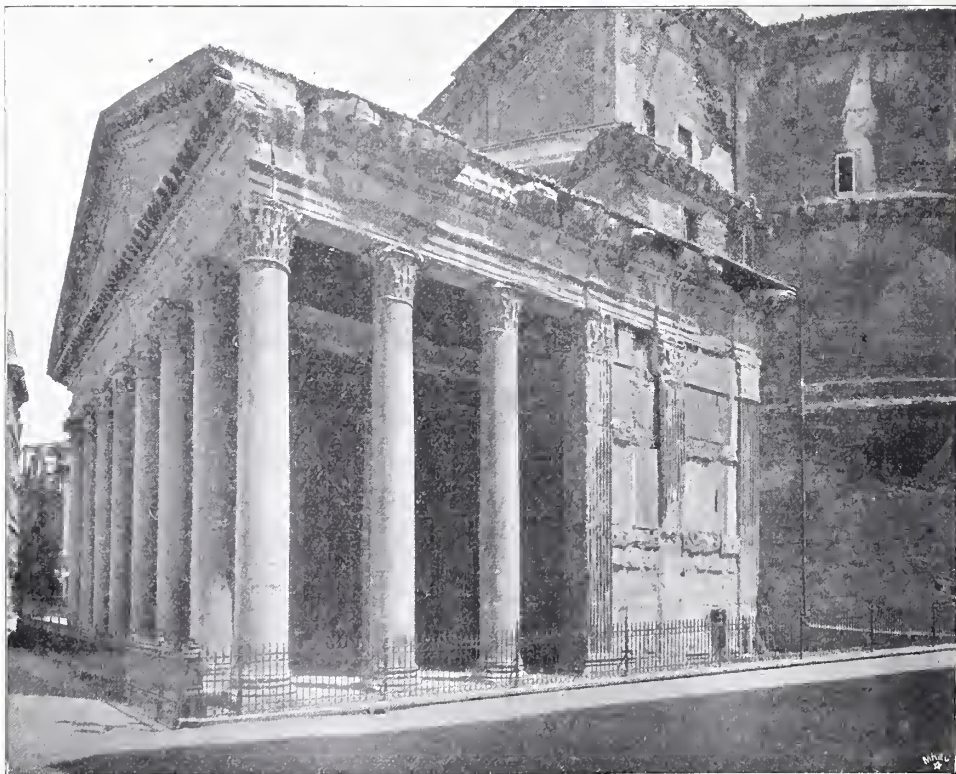


Abb. 68. Das Pantheon des Agrippa. Rom. (Zu Seite 137.)

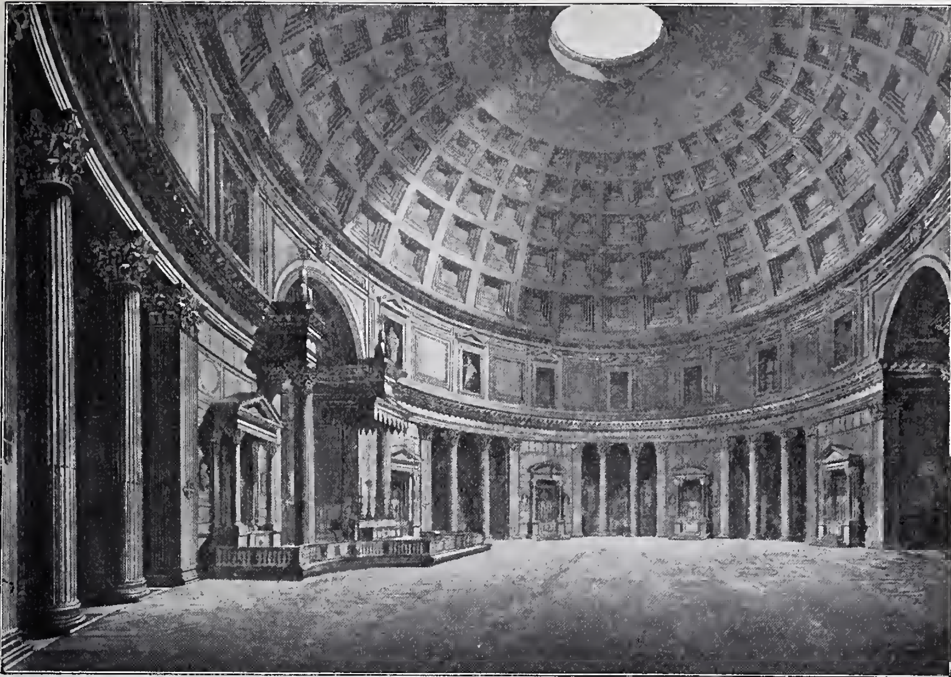


Abb. 69. Das Pantheon des Agrippa. Rom. (Zu Seite 137.)

wäre der Zeitpunkt unmittelbar nach dem sizilischen Kriege für ihn ohne Zweifel der günstigste gewesen. Denn damals verfügte er zu Lande wie zur See über eine ganz erdrückende Truppenmacht, während das Heer des Antonius durch die Leiden des armenischen Winters geschwächt und zerrüttet war. Doch um so weniger brauchte er in jenem noch einen gefährlichen Gegner zu sehen und konnte dem erschöpften Reiche die Ruhe gönnen, deren es so dringend bedurfte. Und vielleicht hoffte er gar, die Alleinherrschaft auch ohne Bürgerkrieg erringen zu können. Denn kehrte Antonius aus dem Orient zurück und legte mit ihm zugleich, wie Octavian es verkündet hatte, das Triumvirat nieder, so hatten Senat und Heer sich längst gewöhnt, in dem Sohne Caesars ihren Gebieter zu erkennen; jener dagegen wäre nach langer und wenig rühmlicher Abwesenheit als Fremder in ihre Mitte getreten, und um sich die verlorene Stellung wiederzuerwerben, fehlte ihm das politische Geschick. Und möglicherweise bemühte er sich nicht einmal darum, sondern fühlte sich in der Würde des kaiserlichen Schwagers ganz wohl, wenn nur für seine Geldbedürfnisse ausreichend Sorge getragen wurde. So nahm denn Octavian die Beleidigung seiner Schwester ruhig hin und that, um ein gutes Verhältnis mit Antonius zu bewahren, alles, was er konnte, soweit es nur die militärische Macht desselben nicht erhöhte. Italische Soldaten schickte er ihm nicht, wohl aber ließ er den Senat für ihn jede Ehre beschließen, die seiner Eitelkeit schmeicheln konnte. Vor allem aber wünschte er, Octavia wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen; denn entschloß sich dieser, verwandtschaftlich mit ihm zusammenzuwirken, so war Octavian zwar vielleicht gezwungen, mitunter in persönlichen Fragen nachzugeben; doch daß er bei allen Entscheidungen von politischer Bedeutung den Ausschlag geben werde, konnte ihm nach dem Charakter des Antonius nicht zweifelhaft sein.

Der medische Artavasdes hatte sich mit dem Partherkönig gleich nach ihrem gemeinsamen Siege über die Teilung der Beute entzweit und bot schon im Frühling 35 dem Antonius ein Bündnis an. Dies ließ einen Rachekrieg, auch wenn er mit einem minder zahlreichen Heer unternommen wurde, höchst aussichtsreich erscheinen. Denn das Gebiet,

an dem der frühere Angriff gescheitert war, hätten die Römer jetzt als Freundesland betreten; sie konnten den Feldzug gleich mit einem Vorstoß in das Herz des Partherreiches beginnen, und war die medische Reiterei mit der armenischen vereinigt, so konnte sie der feindlichen wohl die Spitze bieten. Antonius begrüßte daher den Antrag mit Freuden und verließ Alexandria, wo er den Rest des Winters zugebracht hatte, um in Syrien den Krieg vorzubereiten. Da wurde ihm gemeldet, daß Octavia, die in Rom jede Art von Kriegsbedürfnissen zusammengekauft und von ihrem Bruder 2000 auserlesene Krieger erhalten hatte, auf der Reise sei, um ihm diese Gaben persönlich zu überbringen. „Das bedeutete auch ohne Worte: dem Gemahle der Kleopatra gegenüber kein Entgegenkommen, keinen Soldaten; dem Gemahle der Octavia — man kann sagen — als erste Anzahlung, die fortgesetztem Wohlverhalten weiteres in Aussicht stellte, 2000 Mann.“ Antonius stand vor der schweren Wahl, ob er als Schwager und untergeordneter Gehilfe Octavians ein ruhiges Alter genießen oder die wunderliche Doppelstellung des ägyptischen Königs und des römischen Feldherrn beibehalten und in einem neuen Bürgerkriege, der alsdann geboten war, um sein Leben fechten wolle. Eine Zeitlang scheint er geschwankt zu haben; doch seine Umgebung bestand vorzugsweise aus Freunden der Königin, und ihr Einfluß beherrschte auch diesmal den schwachen Mann. Man stellte ihm vor, mit wie hingebender Liebe Kleopatra an ihm hänge, daß seine Untreue ihr den Tod geben werde, und den Thränen eines geliebten Weibes konnte er nicht widerstehen, auch wenn sie nur seine lebhafte Phantasie ihm zeigte. Zwar hatte sie seine Vermählung mit ihr nur einer thörichten Politik der Rache zu danken. Doch in ihrem jahrelangen Zusammenleben war auch sie zur Herrin seines Herzens und seines Willens geworden, wie dies allen seinen Frauen und Liebchen bei einiger Dauer des Verhältnisses gelungen war. Gleichwohl hätte ein geschickter Vermittler vielleicht ihre Abwesenheit zu benutzen vermocht, um eine Begegnung mit Octavia herbeizuführen, und daß diese unübersehbare Folgen haben konnte, wußte sein Gegner sehr wohl, als er die Schwester ihrem untreuen Gatten zuschickte. Wäre Antonius ein Herrschergeist gewesen, der keinen andern über sich duldete, so hätte er den Weg, den er jetzt einschlug, mit innerer Notwendigkeit wählen *müssen*; aber wie er einmal war, wurde der Bürgerkrieg nur durch den Zufall heraufbeschworen, daß zeitweilig in seinem Gefolge die Freunde Kleopatras mehr über ihn vermochten, als die Friedensfreunde.

Der Octavia schickte er die Botschaft, er könne sie nicht empfangen, weil ihre Anwesenheit ihm beim Partherkriege nur hinderlich sein könne. Und doch zog er gar nicht in den Partherkrieg, sondern ließ zunächst seinen neuen Freund Artavasdes sich allein helfen, so gut er konnte. Denn das Bild der sehnenden Geliebten, das seine Freunde ihm so lebendig vorgeführt hatten, ergriff mächtig seine Phantasie und trieb ihn wieder nach Alexandria. Die verschmähte Gattin übersandte ihm ihre Gaben durch einen gemeinsamen Freund und kehrte nach Rom zurück. Ihr Bruder suchte sie scheinbar zu veranlassen, daß sie die Scheidung jetzt auch gesetzlich vollziehe, wie sie thatsächlich schon lange eingetreten war, aber sie blieb im Hause ihres untreuen Gemahls und erzog dessen Kinder, auch diejenigen, welche der Fulvia entstammten, als liebende Mutter. Und Octavian duldete dies gern; denn noch immer schien ihm der Bürgerkrieg nicht unvermeidlich. Zog Antonius gegen die Parther, wie er angekündigt hatte, so war es höchst ungewiß, ob er lebend zurückkehrte. Aber auch wenn er Sieger blieb, mußte sein Heer doch soweit geschwächt sein, daß es ohne frischen Nachschub aus Italien dem Octavian nicht widerstehen konnte. Auf dessen freundwillige Hilfe blieb so Antonius angewiesen und mußte sich dann seinen Bedingungen fügen. Noch nach der Zurückweisung seiner Schwester unternahm daher Octavian jenen weitaussehenden Krieg gegen die illyrischen Völkerschaften. Aber während er an der Save kämpfte, traten Ereignisse ein, die ihn belehrten, daß er auf seiner Hut sein müsse.

Antonius bat nicht um italische Rekruten, sondern stellte in seinem eigenen Reichsteil große Aushebungen an; namentlich hielt er sich dabei an die gallischen Stämme, die, vor zwei Jahrhunderten in Kleinasien eingewandert, unter den weichlichen Griechen und Orientalen noch immer das kräftigste Element bildeten, obgleich sie den Italikern nicht gleichkamen. So machte er seine Le-

gionen nicht nur wieder vollzählig, sondern fügte ihnen auch noch einige neue hinzu und vermehrte dadurch sein Heer auf mehr als das Doppelte. Bei diesen starken Rüstungen hätte man zweifelhaft sein können, ob sie sich nicht gegen die Parther richteten, wenn nicht Antonius gleichzeitig einen großen Flottenbau begonnen hätte. Da man gegen einen Feind, der nur vom Binnenlande her angreifbar war, der Schiffe nicht bedurfte, konnte Octavian sich über die Absicht nicht mehr täuschen, und wie wir gesehen haben, machte er sich schon seit dem Jahre 34 auf einen neuen Bürgerkrieg gefaßt. Jetzt kam es ihm nur noch darauf an, ihn so einzuleiten, daß nach dem Urteil seines Volkes das Recht auf seiner Seite war, und dazu sollte ihm Antonius selbst am wirksamsten helfen.

Den weitaussehenden Plan der Donaugrenze hatte Octavian schnell entschlossen beiseite gelegt; er beschränkte sich jetzt auf die Bestrafung der Dalmater, die ihm erlaubte, sein Heer dem Reichsteil des Antonius so nahe zu lassen, daß er innerhalb weniger Wochen in denselben einfallen konnte. Da hieß es, der Partherkrieg solle nun doch stattfinden, und wirklich rückte Antonius bis nach Artaxata, der Hauptstadt von Armenien vor. Aber wie sich bald zeigte, gehörte auch dies nur zu den Vorbereitungen des Bürgerkrieges. Obgleich die Reiterei des Artavasdes ihn bei seinem früheren Feldzuge im Stiche gelassen hatte (S. 81), war er dem Könige doch bisher noch immer als Freund und Bundesgenosse entgegengetreten. Doch ging das Gerücht, Octavian habe mit jenem Verbindungen angeknüpft, und Antonius durfte, wenn er gegen Westen zog, keinen Feind in seinem Rücken lassen. Er fand daher für gut, jene Flucht der armenischen Reiter nachträglich zum Verrat zu stempeln und sie durch einen schlimmeren Verrat seinerseits zu rächen. Hinterlistig lud er Artavasdes zu einer Besprechung in sein Lager und machte ihn, als er kam, zum Gefangenen. Auch das Land des Königs nahm er in Besitz und zwang dessen Sohn, als er sein



Abb. 70. Porticus der Octavia. Rom. (Zu Seite 137.)

väterliches Erbe zu behaupten versuchte, nach kurzem Kampfe zu den Parthern zu fliehen.

Wenn dieser unrühmliche Erfolg in Rom nicht durch Siegesfeste gefeiert wurde, so war dies von seiten Octavians das erste öffentliche Zeichen, daß die Eintracht zwischen den Triumvirn nicht mehr ungetrübt und er mit seinem Genossen unzufrieden war. Dieser aber benutzte seine Eroberung, um Alexandria unverhüllt als zweite Reichshauptstadt zu proklamieren; denn hier beging er einen Triumph, wie römische Feldherren ihn sonst nur in Rom zu halten pflegten. Und gleich darauf veranstaltete er eine große Haupt- und Staatsaktion, bei der er seinen einen Sohn von der Kleopatra zum König von Armenien, den andern zum König von Syrien ernannte und diesem die römische Provinz schenkte. Und bei dieser Freigiebigkeit auf Kosten des Reiches blieb es nicht. Wie er früher aus dem geplünderten Staatsschatze Millionen unter seine Zechgenossen verstreut hatte, so bedachte er jetzt nicht nur Kleopatra, sondern auch eine ganze Anzahl kleiner orientalischer Fürsten, die seine Gunst gewonnen hatten, mit weiten Gebieten römischen Landes.

Innerhalb der römischen Machtsphäre gab es zahlreiche abhängige Dynasten, und auch Caesar und Augustus haben mitunter den Besitz derselben durch Schenkungen von Reichsgebiet vermehrt. Da jene, sobald der Befehl an sie erging, ihre Truppen den Proconsuln der angrenzenden Provinzen zu Gebote stellen mußten, erlitt dadurch die Kriegsmacht Roms keine Einbuße, wohl aber seine Finanzen. Denn die Provinzen zahlten Tribute, die Dynasten in der Regel nicht. Trotzdem konnte es, um jener militärischen Hilfe willen, manchmal vorteilhaft sein, ihre Macht zu vergrößern; auch mochte man hin und wieder das Bedürfnis fühlen, die Provinzialverwaltung, deren Amtskreis fast immer ein sehr ausgedehnter war, etwas zu entlasten, indem man ihr einzelne Gebiete entzog und sie Königen unterstellte. Aber was Antonius that, ging über administrative Maßregeln dieser Art weit hinaus; es war eine rohe Vergeudung von Staatsgut, die bald auch ihn selbst drücken sollte. Denn während sonst in der römischen Münze das Edelmetall nur ganz rein zur Ausprägung kam, hat er den Silberstücken, mit denen er seine Legionen besoldete und die daher mit dem Bilde ihrer Feldzeichen geschmückt sind (Abb. 71), eine beträchtliche Menge Kupfer beisetzen müssen, ein deutliches Zeichen, daß er trotz der ägyptischen Schätze auch damals in Geldverlegenheit war.



Abb. 71. Legionsdenar des Antonius. Auf einer Seite ein Kriegsschiff, auf der anderen ein Legionsadler zwischen den Feldzeichen der Cohorten, dabei der Name der zweiten Legion.

Und bei derselben Festlichkeit, mit der Antonius die Ernennung seiner Söhne zu Königen von Armenien und Syrien feierte, empfing Caesarion, den der große Caesar mit Kleopatra erzeugt haben sollte, noch höhere Ehren. Er wurde mit dem Titel „König der Könige“ begrüßt, zum Mitregenten seiner Mutter gemacht und offiziell als legitimer Sohn des Dictators anerkannt. Octavian, dessen Ansprüche sich auf seine Adoption gründeten, war damit ein anderer Erbe gegenübergestellt, der sich der besseren Rechte seines Blutes rühmte. Im Namen desselben konnte Antonius die Erbschaft Caesars zurückfordern, um sie dann für seinen Stiefsohn zu verwalten.

Daß er einen Rechtstitel dieser Art für nötig hielt, war freilich nur ein weiteres Zeichen seiner politischen Unfähigkeit. Unmittelbar nach dem Tode Caesars hatte der Name seines Sohnes eine starke Macht bedeutet, weil er die treuen Veteranen des Ermordeten fesselte und ihnen Rache verhieß. Aber die wilden zehn Jahre, die seitdem verflossen waren, hatten die meisten von ihnen hingerafft und den Triumvirn eine Stellung gegeben, die nicht mehr auf der Erinnerung an den Toten, sondern auf ihren eigenen Leistungen beruhte. Im Senat wie im Heer hatte jeder von ihnen seinen persönlichen Anhang, und wer die Meinung der Unparteiischen gewinnen wollte, konnte es nur noch unter der Fahne der Republik. Auch Antonius hat sie aufzurollen versucht, indem er in den späteren Verhandlungen mit Octavian von seinem Gegner die Niederlegung des Triumvirates forderte und sie auch seinerseits versprach; da er aber zu-

gleich die verjährten Ansprüche der Erbmonarchie mit der Krönung des Caesarion aufwärmte, setzte er sich wieder einmal zwischen zwei Stühle, wie das seine Gewohnheit war.

Freilich lag darin die Kriegserklärung gegen Octavian; und jetzt, wo dieser nicht nur persönlich bedroht, sondern auch Rom selbst durch den Alexandrinischen Triumph tief beleidigt war und ein orientalisches Königtum sich dem ganzen Reiche ankündigte, nahm er entschlossen den Handschuh auf. Sobald er von den Vorgängen in Ägypten die Nachricht erhielt, unterbrach er seinen Aufenthalt in Dalmatien und eilte nach Rom, um am 1. Januar 33 dort sein zweites Consulat anzutreten. Die Programmrede, mit der er dasselbe eröffnete, benutzte er dazu, um das Treiben seines Kollegen zu brandmarken. Noch folgten Unterhandlungen, die sich ein ganzes Jahr hinschleppten; doch jedermann wußte, daß sie nicht ernstlich gemeint und nur dazu bestimmt waren, den Gegner ins Unrecht zu setzen und die öffentliche Meinung zu gewinnen. Octavian benutzte die Zeit, um den dalmatischen Krieg zu beendigen und dann seinen erschöpften Truppen einige Erholung zu gönnen; Antonius konzentrierte unterdessen sein Heer, das noch zum Teil in Armenien stand, in den Häfen Kleinasiens und hob acht neue Legionen aus. Sein Feind konnte ihm dies gönnen, weil jene Rekruten, selbst wenn sie Italiker gewesen wären, in dem bevorstehenden Kriege doch noch nicht brauchbar waren.



Abb. 72. Kandelaberornament. Rom, Lateran. (Zu Seite 136.)

Am 31. Dezember 33 waren die fünf Jahre des Triumvirats zum zweitenmal abgelaufen. Am folgenden Tage traten zwei entschiedene Antonianer, jener Ahenobarbus, von dem wir oben (S. 70) geredet haben, und Gajus Sosius das Consulat an. Octavian wußte, daß sie das Ultimatum stellen sollten, und hielt sich nach seiner vorsichtigen Weise absichtlich von Rom fern, um nicht ohne genügende Vorbereitung die Antwort geben zu müssen. Und wirklich hielt gleich am 1. Januar 32 Sosius im Senat eine Rede, in der er Octavian nicht ganz mit Unrecht des Vertragsbruches beschuldigte, weil er das frühere Gebiet des Lepidus nicht mit Antonius geteilt und diesem keine italischen Rekruten zugeschickt habe. Daran anschließend stellte er, wie es scheint, den Antrag, der Senat möge, was Antonius im Orient verfügt habe, bestätigen und Octavian veranlassen, daß er seine außerordentliche Gewalt niederlege, in welchem Falle Antonius das Gleiche thun wolle. Hierin steckte eine böse Hinterlist. Denn nach der römischen Verfassung behielt ein Feldherr, der außerhalb Roms kommandierte, so lange seine volle Gewalt, bis er wieder in den Mauerring eintrat, auch wenn die Zeit derselben schon abgelaufen war. Die Abdankung des Antonius konnte also nur in Rom erfolgen, d. h. falls er sich sehr beeilte, was kaum wahrscheinlich war, erst nach einigen Monaten, während Octavian, der zur Stelle war, gleich seine Amtsgewalt verloren hätte. Und wer schützte ihn dann, daß Antonius nicht die Machtmittel des Triumvirats, die ihm einstweilen noch ungeschmälert blieben, gegen ihn ausnutzte? Dennoch war die Lockung, die Republik wieder hergestellt zu sehen, so groß, daß der Senat jenem Antrag beinahe zugestimmt hätte; konnte er sich doch darauf berufen, daß Octavian nach dem Siege über Pompejus selbst seinen Rücktritt verheißen hatte. Nur dem Einspruch eines Volks-

tribunen gelang es, einen Beschluß zu verhindern. Einige Tage darauf erschien Octavian im Senat, umgeben mit einer Leibwache von Soldaten und persönlichen Freunden, die ihre Schwerter freilich unter dem Gewande versteckt trugen; doch konnte man trotzdem, wenn man wollte, dies Geleit nicht nur als Schutz für den Triumvirn, sondern auch als Bedrohung gegen den Senat auffassen. Und so thaten es die Consuln, weil dies im Interesse ihrer Sache lag. Auf die Anklagerede gegen Antonius, mit der Octavian den Angriff des Sosius beantwortete, erwiderten sie nichts und flohen dann heimlich aus Rom, als wenn ihr Leben hier nicht mehr sicher sei. Um dies zu widerlegen, gestattete Octavian allen, die sich Antonius anzuschließen wünschten, ungehinderte Reise, und wirklich scheinen nahe an 400 Senatoren diese Erlaubnis benutzt zu haben. Denn viele glaubten noch an den Stern des Antonius, der sich in so vielen Schlachten bewährt hatte, und da man von ihm, wenn er Sieger blieb, Proskriptionen, von seinem Gegner großherzige Milde erwarten durfte, schien es auch der Feigheit sicherer, den Fahnen des schlimmeren Herren zu folgen. Wie einst für Caesar die Flucht der Tribunen den ostensiblen Kriegsgrund gebildet hatte, so wünschte ihn sein schlechter Nachahmer durch die Flucht der Consuln zu gewinnen. Aber damals war die heilige Gewalt wirklich angetastet und das Leben ihrer Inhaber schwer bedroht gewesen, während in diesem Falle jeder das Gaukelspiel durchschaute.

Freilich erregten die schweren Steuern, welche die Rüstungen nötig machten, in Italien wieder allgemeine Unzufriedenheit, die Antonius zu Gute kam. Doch er selbst sorgte dafür, jedermann klar zu machen, daß der Krieg gegen ihn nicht wegen seiner privaten Zwistigkeiten mit Octavian, sondern um die Weltstellung Roms geführt werde. Während er zuerst in Ephesos, dann in Samos und Athen den Ausmarsch seiner Truppen leitete, befand sich Kleopatra stets in seiner Umgebung, und glänzende Feste begleiteten die kriegerischen Vorbereitungen. Seine Freunde versuchten die Königin zu entfernen, weil ihre Anwesenheit in Rom Anstoß erregte und während des Krieges nur hinderlich sein konnte; doch Antonius wollte sie nicht von sich lassen, und immer deutlicher trat es hervor, daß jetzt auch sie, wie früher seine anderen Frauen, die unbeschränkte Herrschaft über ihn gewonnen hatte. Diese schien für immer besiegelt, als er von Athen aus der Octavia den Scheidebrief schickte; blieb er Sieger, so wurde ein ägyptisches Weib zur Gebieterin des Weltreiches. Dies empörte die stolzen Senatoren in seiner Umgebung, und manche von ihnen entflohen heimlich zu Octavian. Unter diesen waren auch Plancus und Marcus Titius, die als nahe Freunde des Antonius ihm bei der Abfassung seines Testamentes als Zeugen gedient hatten, daher den Inhalt desselben kannten und wußten, daß es im Vestatempel zu Rom niedergelegt war. Auf ihren Rath ließ Octavian es erbrechen, und neben verschwenderischen Gaben an Kleopatra und ihre Kinder fand man darin die Bestimmung, daß Antonius, auch wenn er in Rom sterbe, doch in Alexandria begraben sein wolle. Damit bekannte er selbst, daß er sich nicht mehr als Bürger Roms betrachte, und der Schluß lag nahe, daß er den Sitz der Weltherrschaft an den Nil zu verlegen gedenke, wie dies schon sein Triumph über Armenien angekündigt hatte. Den Römern schien dies ein wahnwitziges Unterfangen; allgemein glaubte man, daß Kleopatra ihm durch Liebestränke den Sinn verwirrt habe, und Octavian erklärte in der feierlichsten Form nicht seinem unzurechnungsfähigen Genossen, sondern der Königin von Ägypten den Krieg. So hielt er sein Wort, daß die Bürgerkriege mit dem Siege über Pompejus abgeschlossen seien; denn was jetzt bevorstand, war der Kampf gegen ein fremdes Land, dessen Herrscherin frech nach den uralten Rechten Italiens griff. Die Entrüstung war allgemein; in Rom und in allen Städten des Westens leistete jeder, Mann für Mann, den Eid, Octavian in diesem Streite treu und dienstbereit zu sein, wie sonst nur die Soldaten schwuren, und als Vollstrecker des Urteils, das die öffentliche Meinung einstimmig gefällt hatte, konnte er den Krieg beginnen.

Schon seit dem Anfang des Jahres 32 war Antonius beschäftigt, ein ungeheures Heer, dessen Güte freilich nicht seiner Zahl entsprach, nach Griechenland überzusetzen und es hier über die Westküste des Landes zu verteilen, damit es im nächsten Frühjahr zum Einfall in Italien bereit sei. Der

Aufmarsch erstreckte sich von der Südspitze des Peloponnes bis nach Kerkyra (Korfu) hinüber. Sein Hauptquartier nahm Antonius in Patrae, das ungefähr das Centrum dieser weiten Linie bildete. Der größte Teil der Flotte überwinterte in dem wohlgeschützten Busen von Ambrakia, der mit der offenen See nur durch eine schmale Meerenge verbunden ist. An ihrem Ausgange lag das Apolloheiligtum von Actium, nach dem später die Entscheidungsschlacht ihren Namen erhalten sollte. Kleinere Flottenstationen waren über die ganze ausgedehnte Front zerstreut. Antonius hatte sich die Erfahrungen des sizilischen Krieges zu Nutzen machen wollen, in dem die kleinen Schiffe des Pompejus den größeren und schwereren Octavians unterlegen waren. Doch um diese zu überbieten, mußte er Kolosse bauen, deren ungeschickte Langsamkeit ihm viel mehr Nachteil brachte, als durch ihre überlegene Masse aufgewogen wurde. So gestaltete sich dasselbe Kampfprinzip, das Agrippa in kluger Beschränkung mit so viel Glück angewendet hatte, durch seine Übertreibung für Antonius zum Unheil.



Abb. 73. Rankenornament mit Vögeln. Florenz, Uffizien.
(Zu Seite 136.)

Octavian hatte den Aufmarsch nicht gestört. Der vorsichtige Mann mochte sich nicht zu weit von seiner Operationsbasis entfernen, die ihm reichliche Zufuhren sicherte; und wenn sein Feind in Griechenland, dessen dürftige Hilfsquellen er nach den Erfahrungen von Philippi kannte, den Kampf aufnehmen mußte, so konnte ihm dies nur willkommen sein. Und wirklich sollte der Hunger in diesem Feldzuge eine noch größere Rolle spielen, als da Brutus und Cassius die Triumvirn mit dieser Waffe bekämpften.

Denn eine Landung in Italien zu dulden, war Octavian nicht gesonnen. Im ersten Frühjahr 31 lief Agrippa mit seiner schnellen Flotte von Tarent aus, nahm Methone im Süden des Peloponnes und fuhr dann unter mehreren glücklichen Gefechten an der ganzen Linie des Feindes entlang. Die Eroberung jener kleinen Festung lenkte die Aufmerksamkeit des Antonius nach dem linken Flügel seiner Stellung ab, während der Hauptzweck jenes Zuges doch war, seine Schiffe auf dem äußersten rechten aus Kerkyra zu vertreiben. Nachdem dies gelungen war, konnte von Brundisium aus Octavian mit der Hauptmacht nördlich der Insel unbemerkt landen und marschierte nun an der Küste entlang, zur Seite von seiner Flotte begleitet, auf den Meerbusen von Ambrakia zu, um den Schiffen des Feindes die Ausfahrt abzuschneiden. Die Überraschung gelang vollkommen. Auf einem beherrschenden Hügel, nicht weit von dem nördlichen Ufer der Meerenge entfernt, schlug er ein befestigtes Lager; daneben ankerten seine Schiffe, von denen eine Abteilung Tag und Nacht vor der Mündung der Enge kreuzte, um den Feind, sobald er sich ins freie Meer wage, aufzuhalten, bis das Gros der Flotte herankomme und ihn mit Übermacht erdrücke. Antonius, der in Patrae wieder einen recht lustigen Winter mit Kleopatra verbracht hatte, war über diese Nachricht sehr erschrocken. Er konzentrierte sein Heer bei Actium an der Südseite der Meerenge, um zu Lande den Abzug Octavians zu erzwingen und so seine Flotte zu befreien. Doch während seine Truppen sich hier noch sammelten, eroberte Agrippa die Insel Leukas, die ganz nah an der Küste etwas südlich von Actium liegt. Von dort aus konnte er dem Feinde jede Zufuhr zur See abschneiden und brachte ihn bald in die dringendste Not. Dazu kam, daß der Landvorsprung, auf dem Antonius lagerte, niedrig und sumpfig war, so daß im Laufe des Sommers auch die Malaria furchtbar unter seinen Truppen wütete. Einmal versuchte die Flotte unter Führung des Sosius den Durchbruch, wurde aber nach empfindlichen Verlusten wieder in die Enge zurückgetrieben. Und solange sie festlag, konnte auch das Landheer nicht fort; denn auf ihr beruhte ja für den weiteren Fortgang des Kampfes die Möglichkeit seiner Landung in Italien, seiner Verpflegung, seiner Verbindung mit der fernen Operationsbasis in Asien. Und Octavian verweigerte die Schlacht, wie einst Brutus und Cassius gethan hatten, nur mit noch besserem Erfolge. Der ganze Sommer verging unter den nutzlosen Versuchen des Antonius, jenen aus seiner fürchterlichen Ruhe herauszuschrecken. Von den asiatischen Dynasten, die ihm ihre Hilfstruppen zugeführt hatten, ging einer nach dem anderen zu Octavian über und verstärkte das Heer des Feindes; auch von seinen römischen Freunden, denen sein Verhältnis zur Königin von Ägypten längst anstößig gewesen war, wurden viele ihm untreu, darunter selbst Ahenobarbus. Auf diese Weise sah er seine Macht langsam zusammenschwinden und faßte endlich den verzweifelten Entschluß, um jeden Preis zu retten, was noch zu retten war. So kam es am 2. September 31 zu jener berühmten Schlacht bei Actium, die weiter nichts war, als ein entschlossener Fluchtversuch.

Antonius wählte aus seinen Legionen 20 000 der besten Leute aus, um sie als Kämpfer auf der Flotte zu verwenden. Wahrscheinlich war es der Rest von Italikern, der ihm aus früherer Zeit noch geblieben war. Die übrige Masse wurde angewiesen, nach dem Durchbruch der Flotte den Weg nach Makedonien zu nehmen; daß er sie werde retten können, hoffte Antonius selbst wohl kaum. Dann bemannte er mit seiner zusammengeschmolzenen Rudermannschaft so viele von den Schiffen, als sich damit bemannen ließen, und verbrannte die leergebliebenen. Nach diesen Vorbereitungen, die Octavian natürlich nicht verborgen blieben, versuchte er, die Schiffe der Kleopatra mit der Kriegskasse und ihren sonstigen Schätzen hinter der Front, die Reihen der Feinde zu durchbrechen. Aber nur einem kleinen Teil seiner einst so stolzen Flotte, darunter

auch den Schiffen der Königin, gelang die Flucht nach Ägypten. Die große Masse wurde teils vernichtet, teils fiel sie in die Hände Octavians, dem sich wenige Tage später auch das Landheer ergeben mußte.

In Rom blickte man noch immer der Zukunft sorgenvoll entgegen. Denn Ägypten, durch Meer und Wüste von allen Seiten gedeckt, war leicht zu verteidigen, und Antonius hatte dort noch eine starke Reserve zurückgelassen, die freilich wohl meist aus orientalischen Rekruten bestand. Doch während Octavian, die Verhältnisse der Städte und Dynasten ordnend, langsam Kleinasien und Syrien durchzog, regte sich im Lager seines Feindes überall der Abfall. Antonius verbrachte unterdessen seine Zeit bald in theatralischem zur Schau stellen seines Schmerzes, bald in tollen Gelagen. Er baute sich ein „Timoneion“ weit ins Meer hinaus, um fern der Welt den Menschenhasser Timon nachzuahmen; dann gründete er wieder einen Klub der Todeskandidaten, mit dem er den Rest seines Lebens noch schwelgend genießen wollte. In solchem phantastischen Treiben verging ihm fast noch ein Jahr, ehe er sich bei der Annäherung Octavians nach einigen zwecklosen Gefechten selbst den Tod gab. Am 1. August 30 zog der Sieger in Alexandria ein und nahm damit das Königreich der Kleopatra in Besitz. Als diese sah, daß sie bestimmt war, den Triumph ihres Feindes in Rom zu schmücken, nahm auch sie zum Selbstmord ihre Zuflucht, wie man vermutete, durch den Biß einer Schlange, die sie sich unter Blumen versteckt hatte bringen lassen. Octavian erbeutete ihre Schätze und konnte damit nicht nur seine Soldaten belohnen, sondern auch den römischen Bürgern noch reiche Geschenke spenden, als er nach längerem Aufenthalt im Orient vom 13.—15. August des Jahres 29 in Rom jenen glänzenden Triumph hielt, der zugleich seine Siege über Dalmatien und Ägypten feierte. Die Schließung des Janustempels verkündete der Welt, daß wieder die Zeit des Friedens und der Ordnung begonnen habe (Abb. 75 und 76).

Was in den Kämpfen dieser Jahre zum Austrag kam, war im wesentlichen eine Personenfrage; denn daß die Republik nicht mehr lebensfähig war, hatte sich schon lange vorher entschieden. Aber daß nicht Antonius es war, der der unvermeidlichen Monarchie ihre Formen schaffen sollte, ist doch dem Reiche zum hohen Segen geworden. Er hätte auch diesmal im Sinne Caesars gehandelt und die Fehler, die seinem großen Vorbilde nicht erspart geblieben waren, in gesteigertem Maße wiederholt. So hätte er, indem er schon jetzt die orientalische Despotie ungescheut proklamierte, eine Entwickelung überhastig vorweggenommen, die erst drei Jahrhunderte später durch Diocletian und Constantin zum Abschluß kommen sollte. Auch Octavian hat sich zum absoluten Herrscher gemacht; aber er wußte den Staat mit milder Hand in die neuen Zustände hinüberzuleiten und seinem Volke die Knechtschaft erträglicher zu machen, indem er sie unter dem Gewande der alten Freiheit schonend verhüllte.



Abb. 74. Denar des Augustus mit einem Krokodil als Vertreter Ägyptens; dabei AEGVPTO CAPTA, d. h. nach Eroberung Ägyptens.

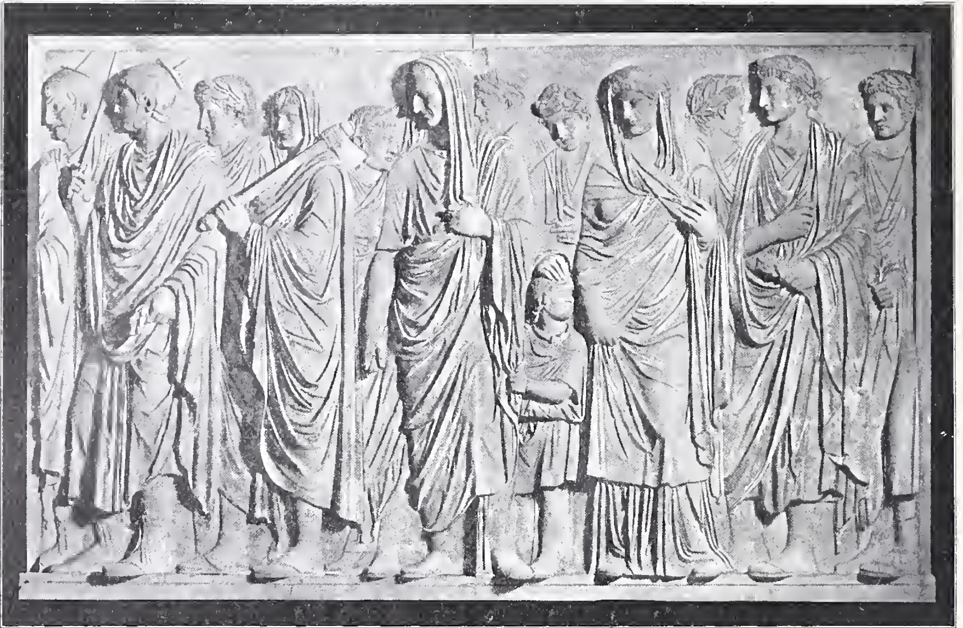


Abb. 75. Opferzug von dem Altar des „Kaiserlichen Friedens“ (Ara Pacis Augustae), den der Senat zu Ehren des Augustus auf dem Marsfelde errichten ließ. Florenz, Uffizien. (Zu Seite 99, 138.)

VIII.

Respublica restituta.

Als Pompejus aus Sizilien geflohen und Lepidus in das Privatleben zurückgetreten war (36 v. Chr.), hatte Octavian das öffentliche Versprechen gegeben, auch er werde das Triumvirat niederlegen, sobald Antonius nach siegreicher Beendigung des Partherkrieges aus dem Orient zurückgekehrt sei. Doch diese Bedingung erfüllte sich nie, und nachdem mit dem Ende des Jahres 33 die gesetzlichen fünf Jahre des Amtes zum zweitenmal abgelaufen waren, sah er sich weniger als je zuvor in der Lage, auf seine außerordentliche Gewalt zu verzichten. So hatte er sie zwar nicht formell erneuert, wohl aber stillschweigend beibehalten, wie er selbst in seiner Grabschrift sagt, „durch Übereinstimmung aller“. Dies bedeutet nichts anderes, als daß er seit dem 1. Januar 32 ein klares Recht, von Bürgern und Soldaten Gehorsam zu fordern, überhaupt nicht besaß, ihn aber trotzdem bei allen fand, weil keiner an seiner Befugnis Zweifel zu äußern wagte. Denn ohne Titel und Amt, rechtlich nichts als ein Privatmann, hatte er den Krieg gegen die Königin von Ägypten einleiten und schwere Steuern ausschreiben können, ja alle freien Männer Italiens und der Westprovinzen, den Senat an der Spitze, hatten ihm eidlich Treue angelobt. So hatte er die Probe machen können, daß man, um dem Reiche unbeschränkt zu gebieten, weder König noch Dictator zu sein brauche, daß gar kein formulierter Rechtstitel dazu nötig sei, sondern nur die Anerkennung als beherrschende Persönlichkeit auf der einen, die Gewohnheit zu gehorchen auf der anderen Seite. Zu vorsichtig, um alle Konsequenzen aus dieser Erfahrung zu ziehen, hat Octavian später nicht auf jede rechtliche Stütze seiner Macht verzichtet. Doch im allgemeinen war er bestrebt, die Thatsache, daß die Vollgewalt des Staates in seiner Hand lag, mehr zu verbergen, als in unzweideutigen Rechtsformen zum Ausdruck zu bringen. Als einmal das Volk stürmisch in ihn drang, sich zum Dictator ernennen zu lassen, wies

er dies mit den augenfälligsten Zeichen der Entrüstung zurück, und selbst die Anrede domine, die zu jener Zeit schon im gewöhnlichen Leben weit verbreitet war, duldete er nicht einmal von seinen Kindern und Enkeln. Keiner sollte eben daran erinnert werden, daß er der „Herr“ sei; nur in dem Worte princeps, das ganz republikanisch klang, wollte er die passende Bezeichnung seiner Stellung erblicken.

In jeder menschlichen Gemeinschaft, mag es auch nur eine Schar spielender Kinder sein, pflegt einer die Leitung zu übernehmen, wobei ihm die Zustimmung der übrigen, wenn auch oft unausgesprochen, zur Seite steht. Nicht leicht entfaltet ein Verein eine gedeihliche Wirksamkeit, ohne daß in ihm eine Persönlichkeit alles bedenkt und entscheidet. Findet sie Nebenbuhler, welche die gleichen Rechte in Anspruch nehmen, so setzt es Zank und Streit, und die Kraft der Gesamtheit bleibt gelähmt, bis die Alleinherrschaft wiederhergestellt ist. So war es auch in den Republiken des Altertums, nur daß hier die Kämpfe des Ehrgeizes häufiger und erbitterter waren und die Macht jenes einen beherrschenden Geistes daher oft ein frühes Ende fand. Athen hatte den großen Perserkrieg unter Leitung des Themistokles ausgefochten, und die Erinnerung an seine höchste Blüte war mit dem Namen des Perikles untrennbar verknüpft. Beide waren schlichte Bürger gewesen, deren Macht einzig und allein darauf beruhte, daß das Volk sich ihrem überlegenen Geiste freiwillig unterwarf. Solche Männer, die nicht kraft eines formulierten Rechtes, sondern nur durch ihren bestimmenden Einfluß die Politik ihres Freistaates leiteten, nannte man in Rom principes civitatis, d. h. die Ersten des Staates. Freilich brauchte es ihrer Herrschaft nicht ganz an einem Rechtstitel zu fehlen; Perikles hatte lange Jahre hindurch das höchste Amt seiner Stadt, die Strategie, bekleidet. Doch neben ihm gab es noch neun andere Strategen, die formell genau dieselben Kompetenzen besaßen. Seine Macht beruhte also nicht auf der Strategie, obgleich er sie ohne dieselbe kaum hätte ausüben können, sondern auf seiner alle überragenden Persönlichkeit. Wenn Octavian sich am liebsten princeps nennen hörte, so bedeutete dies, daß er seine Stellung nach Analogie der perikleischen aufgefaßt sehen wollte, die eine durchaus republikanische gewesen war. Aber was sie dazu gemacht hatte, war ihre Anfechtbarkeit; gewannen andere Bürger Athens größeren Einfluß, so



Abb. 76. Opferzug vom Friedensaltar. Florenz, Uffizien. (Zu Seite 99, 138.)

konnte die Macht des Perikles dahinsinken, wie dies ja thatsächlich geschehen ist. Octavian dagegen hatte jeden ausgetilgt, der ihm ein gefährlicher Nebenbuhler hätte sein können; und wenn er später auch den Milden und Leutseligen spielte, so wußte man doch, daß er vor Proskriptionen nicht zurückschreckte, und dies genügte, um allen Widerspruch niederzuhalten. Er blieb daher unbeschränkter Alleinherrscher, welchen Titel er auch führen mochte.

Als er seinen letzten Bürgerkrieg eröffnete, hätte er sich am passendsten Dictator nennen können, wie Caesar dies in seinem Kampfe gegen Pompejus gethan hatte. Aber eben daß dies Amt an seinen Adoptivvater und dessen Streben nach der Königskrone erinnerte, machte es für Octavian unannehmbar. Die Consuln des Jahres 32 waren gleich nach ihrem Antritt zum Feinde geflohen; er konnte sie absetzen und sich an ihre Stelle wählen lassen. Doch um jeden Schein zu vermeiden, als wenn er zu seinen eigenen Gunsten in fremde Rechte eingreife, ließ er sowohl Ahenobarbus und Sosius, als auch diejenigen, welche sie nach früherer Verabredung mit Antonius am 1. Juli und am 1. November ablösen sollten, unbehelligt in ihrem Amte. So führte er denn den Krieg anfangs ohne jeden staatsrechtlich anerkannten Titel, weil jeder, den er hätte wählen können, ihm für die öffentliche Meinung verletzend schien. Doch auch wenn er als Privatmann dauernd an der Spitze eines Heeres blieb, wäre zwar öffentlich keiner dagegen aufgetreten, aber heimliches Gerede hätte es als Usurpation gebrandmarkt. So ließ er sich denn für das Jahr 31 zum Consuln wählen und wiederholte das noch achtmal hintereinander. Auch dies war nichts anderes, als was Perikles gethan hatte, indem er Jahr für Jahr die Strategie bekleidete. Octavian erwarb damit das Recht und die Pflicht, nach bestem Wissen und Gewissen für die Rettung des Staates zu sorgen, auch wenn er sich dabei über das geschriebene Gesetz hinwegsetzen mußte (S. 6), und die Grundpfeiler der republikanischen Verfassung, Kollegialität und Befristung, waren formell hergestellt (S. 13). Denn er besaß ja Kollegen im Consulat, wenn auch ganz untergeordnete, und empfing sein Amt immer nur auf ein Jahr, freilich um es nach Ablauf desselben stets wieder von neuem anzutreten. Die weitere Ausbildung, welche Augustus dem Kaisertum noch später angedeihen ließ, bewegte sich dann durchaus in der Richtung, daß seine staatsrechtlichen Formen immer unscheinbarer und republikanischer wurden, ohne daß von seiner thatsächlichen Macht viel verloren ging. Doch auch diese sollte nach dem Willen des Herrschers keine absolute sein; denn nach besten Kräften hat er den Senat zu heben und zu stärken gesucht, um, wenn nicht sich selbst, so doch seinen Nachfolgern in ihm ein konstitutionelles Gegengewicht zu schaffen.

Schon während der Bürgerkriege hatte er ihm von Zeit zu Zeit seine Reverenz gemacht. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, als Antonius beim Frieden von Brundisium den Tod des Salvidienus Rufus forderte (S. 72), dessen angeblicher Verrat durch den Senat abgeurteilt worden. Es sollte eben dafür gesorgt werden, daß die regierende Stellung, die dieser hohen Körperschaft im Reiche gebührte, niemals ganz in Vergessenheit kam. Sein eigenes Consulat drückte er dann von Jahr zu Jahr herab, indem er das seiner Kollegen immer mehr zu formeller Gleichberechtigung erhob. In den Jahren 31 und 30 v. Chr. mußte noch jeder von ihnen nach wenigen Monaten einem Nachfolger Platz machen, während er allein dauernd im Amte blieb. Seit 29 wird auch der zweite Consul jährig; doch behauptet Octavian noch immer einen gewissen Vorrang, der auch äußerlich in den Abzeichen der Würde, namentlich in der Art, wie die Lictoren ihren Herrn begleiteten, zum Ausdruck kam. Auch dieser Unterschied wird 28 aufgegeben, und beide Consuln stellen sich seitdem dem Volke als gleichberechtigt dar. Bis dahin hatte Octavian die Statthalter der Provinzen ein- und abgesetzt, über Heere und Geldmittel des Staates frei verfügt; der Bürgerkrieg rechtfertigte dies und nach demselben die Neuordnung aller Verhältnisse, die den Frieden gewährleisten sollte. Doch gegen Ende des Jahres 28 wurden alle Ausnahmebestimmungen, die dem Volke hart und widerrechtlich erschienen, mit einem Schlage aufgehoben, und am 13. Januar 27 erklärte er, die Provinzen mit ihren Heeren und Tributen zurückzugeben, damit sie wieder durch Los und Senatsbeschluß verteilt würden. Er selbst wolle, wie es die Con-



Abb. 77. Augustus mit dem Eichenkranz, den ihm der Senat zugleich mit dem Augustustitel dekretierte. Dieser Schmuck pflegte ob cives servatos, d. h. für die Rettung von Bürgern, verliehen zu werden. München, Glyptothek. (Zu Seite 104.)

suln in friedlichen Zeiten zu thun pflegten, nur noch in Rom und Italien gemeinsam mit seinem jedesmaligen Kollegen das Regiment führen. Wie er behauptete und die Liebedienerei der Zeitgenossen bereitwillig anerkannte, war dies die Herstellung der Republik, die er früher versprochen hatte. Neben anderen überschwenglichen Ehren (Abb. 77) beschloß der dankbare Senat, ihm einen Beinamen zu geben, wie noch kein anderer Bürger Roms ihn geführt hatte. Einige schlugen vor, ihn als neuen Gründer der Stadt Romulus zu nennen; aber da dies zu sehr an das verpönte Königtum erinnerte, entschied man sich auf Vorschlag des Plancus, der wahrscheinlich dem Herrscher selbst als Sprachrohr diente, für „Augustus“. Es war dies ein Beiwort, das man bisher nur auf die Götter und dasjenige, was von ihnen herkam, angewendet hatte. Kein neues Recht wurde Octavian damit beigelegt, sondern nur zum Ausdruck gebracht, daß nichts Menschliches sich mit der hehren Größe des Kaisers vergleichen lasse. „Seit dieser Zeit,“ so sagt er selbst in seiner Grabschrift, „überragte ich alle an Würde; an rechtlicher Macht aber besaß ich um nichts mehr, als die mir im Amte Kollegen waren.“ Dies ist nur eine Umschreibung dessen, was das Wort princeps ausdrückt; der Principat galt also seinem Schöpfer als begründet, seit dessen stolzer Name Imperator Caesar Augustus, den die späteren Kaiser mit wenigen Ausnahmen als Titel geführt haben, vollständig geworden war. Denn weil seine Macht nicht so sehr auf bestimmten Ämtern als darauf beruhte, daß alles sich seinem persönlichen Übergewicht beugte, kam sie auch am passendsten in dem Abzeichen der Person als solcher, dem Eigennamen, zum Ausdruck. Jenen 13. Januar, den man damals als den ersten Tag der neubegründeten Republik feierte, hat daher die Nachwelt als den Geburtstag des Kaisertums betrachtet.

Denn daß die Macht des übermenschlichen Consuln nicht auf die italische Halbinsel beschränkt blieb, dafür sorgte die Kriecherei des Senats. Er bestürmte jenen mit Bitten, die ohne Zweifel bestellt waren, er möge auch die wichtigsten Aufgaben der auswärtigen Politik in seine starke Hand nehmen, und wie hätte der neue Augustus sich dem Rufe des Vaterlandes entziehen können? Neben der Rache an den Parthern hatte das Reich noch eine zweite Ehrenschuld einzulösen: Britannien war von Caesar unterworfen, doch sehr bald blieben die Tribute der Insel aus, was einem Hohne auf die Eroberung des großen Toten gleichzuachten war. Der Kaiser übernahm daher als Proconsul die Verwaltung von Syrien und Gallien, weil diese Länder als Operationsbasis für die erwarteten Kriege gegen Parther und Britanner dienen mußten. Ihnen fügte man noch Ägypten hinzu, das, kürzlich erobert, noch der Eingewöhnung in die römische Herrschaft bedurfte, und Spanien, wo trotz zweihundertjähriger Kämpfe die wilden Bergstämme noch immer unbezwungen waren und die zivilisierten Landschaften stets aufs neue mit Brand und Plünderung heimsuchten. So unterzog sich Augustus der vornehmen Pflicht, das Schwierigste, was zur Zeit im Reiche zu leisten war, auf seine Schultern zu nehmen. Aber daraus ergab sich mit Notwendigkeit, daß auch die stärksten Heere in seine Gewalt kamen, wodurch er gegen jeden Angriff gesichert war. Freilich waren auch diese Statthalterschaften nicht unbefristet; er übernahm sie nur auf zehn Jahre und hat später einzelne seiner Provinzen, wenn sie ganz befriedet waren, auch wirklich dem Senat zurückgegeben. Doch dann fanden sich immer andere, die der besonderen Fürsorge des Kaisers zu bedürfen schienen, so daß jener Verzicht regelmäßig zu einem Tausche wurde, bei dem Augustus nur gewann. Und nach Ablauf des Jahrzehnts wurden ihm seine Provinzen noch auf fünf Jahre überwiesen, und dann wieder auf fünf und dann wieder auf zehn Jahre; seine Statthalterschaft blieb daher lebenslänglich, obgleich sie sich staatsrechtlich immer nur als Provisorium gab. Welcher Gegensatz zum Dictator Caesar, der, sobald seine Macht fest begründet war, ihre ewige Dauer auch in seinem Titel zum Ausdruck brachte und dadurch das Empfinden aller Römer so schwer verletzte!

Das Consulat war eine ganz republikanische Würde, und seiner steten Erneuerung stand kein gesetzliches Hindernis im Wege; war doch auch der demokratische Held Marius siebenmal Consul gewesen. Aber das höchste Amt, das es seit der Aufhebung der Dictatur im römischen Reiche gab, niemals nieder-

zulegen, mußte denn doch als unrepublikanisch gelten. Augustus wollte auch in dieser Beziehung den bösen Schein vermeiden. In seinem elften Consulat (23 v. Chr.) entsagte er seiner bisherigen Stellung und ließ sich dafür die Rechte eines Volkstribunen verleihen, dessen Amt nicht minder mächtig (S. 7), aber viel minder vornehm war, schon weil es nur zwei Consuln, aber zehn Tribunen gab. Dieser Wechsel ist staatsrechtlich nicht ohne ein gewisses Interesse, aber historisch ganz unwesentlich. Wir gehen daher auf die tribunicische Gewalt, die seitdem das unterscheidende Merkmal des Kaisertums gebildet hat, hier nicht näher ein und wenden uns von den Formen der Alleinherrschaft ihrem Wesen zu.

Die Pflichten seines Proconsulats konnte der Herrscher nicht überall persönlich erfüllen, schon weil es sich über mehrere, weit voneinander entlegene Provinzen erstreckte. Er erschien vorübergehend bald in der einen, bald in der andern, je nachdem er sein unmittelbares Eingreifen für nötig hielt; in der Regel aber weilte er in Rom und leitete die Verwaltung jener entfernten Gebiete nur durch Stellvertreter. Der Hauptunterschied zwischen den Provinzen des Kaisers und des Senats bestand also darin, daß in jenen die Statthalter durch Augustus ernannt, in diesen meist durch das Los bestimmt, mitunter auch durch den Senat gewählt wurden. Den Befehlen des Kaisers hatten diese wie jene zu gehorchen, nur daß sie ihnen wohl in etwas verschiedener Form erteilt wurden. Im wesentlichen bedeutete also das kaiserliche Proconsulat nicht viel anderes als das Recht der Beamtenernennung für die wichtigsten Provinzen. Hätte Augustus es ohne einen solchen Titel ausgeübt, so wäre das ein Eingriff in die uralten Rechte von Volk und Senat gewesen; so aber versteckte sich dieser hinter der Form der Stellvertretung.

Für die städtischen Ämter wurde dem Kaiser die Befugnis erteilt, die früher der Senat ausgeübt hatte, jeden Kandidaten, der ihm genehm war, für wählbar zu erklären, auch wenn ihm gesetzliche Hindernisse entgegenstanden. Das Recht der Bürger, ihre Wahlstimmen nach freiem Ermessen abzugeben, blieb unbeschränkt, wurde aber auf die folgende Art illusorisch gemacht. Von alters her ging den Wahlen immer eine rege Agitation voraus, bei der jeder angesehene Mann seinen Einfluß benutzte, um für seinen Kandidaten zu werben. So machte es auch Augustus. Demütig ging er von Tribus zu Tribus und bettelte um Stimmen, wie Shakespeare dies im Coriolan geschildert und verhöhnt hat; aber wen der Kaiser bat, der wagte nicht nein zu sagen, wodurch jedem, den er empfahl, das Amt gewiß war. Zeitweilig, namentlich in seinem höheren Alter, begnügte er sich auch mit schriftlichen Empfehlungen, die nicht minder wirksam waren, und durch die Gewohnheit, jedesmal zu stimmen, wie Augustus wollte, wurde unter seinen Nachfolgern die Empfehlung allmählich zur kaiserlichen Ernennung, neben der die Volkswahl nur noch als leere Formalität bestehen blieb.

Man sieht hieran, wie eine Thätigkeit, die jeder beliebige Bürger ausübte, in den Händen des Augustus eine ganz neue Bedeutung gewinnen und endlich zur Auflösung eines der wichtigsten Volksrechte führen konnte. Ganz ähnlich ging es auch mit einem zweiten, dem Rechte der Gesetzgebung. Jeder Magistrat konnte durch Edikt, d. h. durch öffentlichen Anschlag, kund und zu wissen thun, nach welchen Grundsätzen er sein Amt zu führen gedenke. Bei den Consuln und Praetoren pflegten solche Kundgebungen den Antritt zu begleiten, und auch im Verlaufe ihres Jahres erschienen neue Edikte, so oft sie irgend etwas bekannt zu geben hatten. Diese konnten auch Rechtsbestimmungen enthalten, die den vom Volke gegebenen Gesetzen zwar nicht widersprechen, wohl aber sie auslegen und ergänzen durften; so bestanden die Edikte der Praetoren und der curulischen Aedilen ganz vorzugsweise aus prozessualischen und zivilrechtlichen Verordnungen. Was die Beamten so aus eigener Machtvollkommenheit verfügten, verlor seine Gültigkeit, sobald ihr Amtsjahr zu Ende war. Doch hatte es sich praktisch erwiesen, so pflegte auch ihr Nachfolger es zu wiederholen, wodurch es für ein zweites Jahr in Geltung trat. So hatten sich durch stete Erneuerung der gleichen Rechtssätze feste Kerne für die Edikte aller Ämter gebildet, welche die Inhaber derselben stets von ihren Vorgängern übernahmen und ihrerseits weitergaben. Doch wenn auf diese Weise auch die Verordnungen jedes Beamten rechtsbildende Kraft gewinnen konnten, so

hing ihr Fortbestehen doch immer von dem Urteil seiner Nachfolger ab, die sie ohne weiteres verändern oder aufheben konnten. Auch der Kaiser erließ Edikte, wie jeder andere Magistrat; doch erloschen sie bei ihm nicht innerhalb eines Jahres, weil ja seine Amtsdauer lebenslänglich war. Und waren sie erst Jahrzehnte in Kraft gewesen, so hatten sie damit den Charakter bleibender Gesetze erlangt, an denen auch die Nachfolger nicht gerne rührten. Zwar hat Augustus Verfügungen, bei denen er Wert darauf legte, sie durch eine gewisse Feierlichkeit dem Publikum einzuprägen, noch meist durch die Volksversammlung genehmigen lassen. Doch jedermann wußte, daß sie zu allen Anträgen des Kaisers ja sagte, und seine Nachfolger haben sich daher jene Komödie erspart. So wurden die Edikte des Herrschers zur wichtigsten Rechtsquelle, und nicht nur die Edikte, sondern jede beliebige Willensäußerung von allgemeinerer Bedeutung. Sind doch sogar seine Briefe, wenn irgend eine Rechtsfrage in ihnen erläutert wurde, in späterer Zeit unter dem Namen rescripta den Gesetzen gleichgeachtet worden.

Die entscheidenden Volksrechte, die Wahl der Beamten und die Gesetzgebung, gingen so unvermerkt auf den Kaiser über, ohne daß dieser die Verfassung geändert oder gar gebrochen hätte. Und die Finanzhoheit brachte er an sich, indem er als großmütiger Wohlthäter, nicht als Räuber am Staat erschien. Fast jeder Beamte pflegte aus seinem Privatvermögen zum Nutzen oder Vergnügen des Volkes bedeutende Opfer zu bringen; Augustus aber erwies sich auch darin als den „Ersten“ in Rom, daß seine Aufwendungen die aller anderen weit überstiegen. Der Besitz, den er teils ererbt, teils in den Wirren der Bürgerkriege sich angeeignet hatte, brachte ihm ein jährliches Einkommen von vielen Millionen, das zum größten Teil dem Reiche zu gute kam. Seine Bauten, seine Spiele, seine Geschenke an das Volk, und zwar nicht nur an das der Hauptstadt, übertrafen alles, was man bisher gesehen hatte. Vor allem aber kosteten die Provinzen, die ihm übertragen waren, mit einziger Ausnahme Ägyptens, viel mehr, als sie einbrachten. Über ihre Tribute Rechenschaft zu verlangen, hätte man nur als böswillige Chikane betrachten können, weil jeder wußte, daß Augustus alljährlich ungeheure Summen für sie zuschoß.



Abb. 78. Das römische Forum.

Indem er seine Privatkasse in großartigster Freigiebigkeit den Zwecken des Staates dienstbar machte, bewirkte er, daß sie zur wichtigsten Staatskasse wurde, der man, um ihrer Erschöpfung vorzubeugen, einen immer größeren Teil der Reichseinnahmen überweisen mußte. In der Folgezeit ist dann das aerarium populi Romani, über das der Senat die Verfügung behielt, ganz zur städtischen Kasse von Rom zusammengeschrumpft, während der fiscus, wie man den kaiserlichen Schatz nannte, mehr und mehr die Einkünfte des Reiches an sich riß. Natürlich erfuhr dies unter den folgenden Herrschern, auch wenn sie arm auf den Thron gekommen waren, keine Veränderung; hatte die Großmut des Augustus sein Privatvermögen zum Staatsgut gemacht, so durften sie dafür das Staatsgut als Privatvermögen betrachten.

Um in Rom durch reiche Spenden glänzen zu können, mußte der Kaiser seine Ausgaben für das Militär einschränken und that es nicht ungern, weil er für das Kriegswesen nach seiner ganzen Art kein Herz hatte. Doch schon um seiner Sicherheit willen durfte er gegen den einzelnen Mann nicht zu knauserig sein; die nötigen Ersparnisse ließen sich daher nur durch eine starke Verminderung des Heeres erzielen. Damit aber diese nicht gefahrdrohend werde, mußte man darauf bedacht sein, neben den Soldaten, die Geschenke und Altersversorgung beanspruchten, auch andere zu finden, welche die Zahl verstärkten und doch geringere Kosten machten. Augustus schuf daher innerhalb der Armee Unterschiede der Berechtigung, um so die bevorzugten Teile fester an seine Person zu ketten und in ihnen gegen die Unzufriedenheit der schlechter gestellten einen Rückhalt zu besitzen.

Daß der Mann der Proskriptionen und Bürgerkriege von Blutrache stets bedroht war, konnte keinem verborgen sein. Zwar hat er es durch seine weise Schonung der republikanischen Formen erreicht, daß sich gegen ihn niemals, wie gegen seinen Vater, eine Verschwörung großen Stils zusammenfand; aber Mordanschläge Einzelner sind mehr als einmal vorgekommen. Auf einen militärischen Schutz seiner Person konnte also Augustus nicht verzichten, und der Senat erkannte dies willig an. Unter den Ehrendekreten, mit denen er für die „Herstellung der Republik“ seinen Dank abstattete, befand sich auch eines, das die Bezüge der Leibwächter auf das Doppelte des gewöhnlichen Soldatensoldes erhöhte. Zudem pflegte jeder Proconsul, der über eine kriegerische Provinz gebot, sich mit einer cohors praetoria zu umgeben. Wenn Augustus das Gleiche that, wich er also auch hierin nicht von der republikanischen Sitte ab, und daß an Stelle der einen Cohorte mehrere traten, konnte man bei gutem Willen als unwesentlich gelten lassen. Wenn freilich in Italien ein Heer stand, betrachtete man dies als Zeichen des Bürgerkrieges, und daß er den inneren Frieden hergestellt hatte, wurde als vornehmster Ruhmestitel des Augustus gefeiert. Aber unter einem Heere verstand man mindestens eine Legion, und diese zählte zehn Cohorten. Der Kaiser teilte also seine Praetorianer in neun Cohorten ein, die aber doppelt so stark waren, wie die legionaren. So war er von einer Macht umgeben, die zwei Legionen an Kopfzahl beinahe gleich, an kriegerischem Werte überlegen war, weil nur auserlesene Männer in sie aufgenommen wurden; aber in der Ziffer der Cohorten prägte sich doch die Fiktion aus, daß sie noch nicht eine Legion und folglich auch kein „Heer“ seien. Es ist dies höchst charakteristisch für jene Tendenz des Augustus, anstößige Formen zu vermeiden, während er doch das Wesen der Macht unerschütterlich festhielt.

Neben den 9000 Praetorianern hatte der Kaiser nach dem Ende der Bürgerkriege nur achtzehn Legionen im Dienst behalten, was ungefähr 100000 Mann entsprechen dürfte. Aber diese geringe Zahl wurde verdoppelt durch einen dritten Bestandteil des Heeres, der minder kostspielig, aber auch minder brauchbar, ja teilweise geradezu gefährlich war.

Schon in der Frühzeit der Republik war es üblich gewesen, daß die Heere, die Rom ins Feld stellte, mehr als zur Hälfte aus Nichtbürgern bestanden. Die latinischen Städte, welche die ältesten Verbündeten der Tiberstadt waren, sendeten jede ihrer Größe entsprechend eine Abteilung Fußvolk von verschiedener Kopfzahl, und diese cohortes, wie man sie technisch nannte, kamen in der Gesamtziffer ihrer Krieger den bürgerlichen Legionen gleich. Außerdem wurde die Stellung der Reiterei, weil sie am meisten kostete, fast ganz auf die Bundesgenossen

abgewälzt. Als dann auch Landschaften von Rom abhängig wurden, deren Sprache nicht das Lateinische war, behielt man sich zwar das Recht vor, ihre Kriegshilfe in Anspruch zu nehmen, machte aber selten davon Gebrauch. Truppen, die das Kommando der römischen Offiziere nicht verstanden, mochte man eben nur im Notfall verwenden; auch hätten sie, da ihre Kampfarten sehr mannigfach waren, die Einheitlichkeit des Heeres gefährdet. Als daher im Jahre 90 v. Chr. ganz Italien das römische Bürgerrecht erhielt, verschwanden die bundesgenössischen Cohorten, und die Kriege Roms wurden fast nur noch durch Legionen geführt; denn die kleinen Kontingente, die man von verbündeten Dynasten oder Völkern vorübergehend requirierte, kamen daneben wenig in Betracht. Erst Augustus griff auf die halbvergessene Vätersitte zurück und fügte dem Bürgerheer wieder einen fremden Bestandteil hinzu, der ihm an Zahl ungefähr gleichkam. Freilich setzte er sich nicht mehr aus Latinern zusammen, sondern aus Thrakern, Iberern, Galliern, Germanen, kurz aus Barbaren jeder Art. Ihre Abteilungen nannte er, wenn sie aus Reiterei bestanden, alae, wenn aus Fußvolk, cohortes; beide zählten gewöhnlich 500, ausnahmsweise 1000 Mann. Größere Truppenkörper wagte man aus jenen halbwilden Völkerschaften, die meist erst seit kurzer Zeit unterworfen waren, nicht zu bilden. Um der Gefahr von Aufständen vorzubeugen, mußte jede Cohorte und jede Ala der bürgerlichen Legion gegenüber machtlos sein; denn daß sie sich nicht zusammenschlossen, dafür sorgte ihre Verschiedenheit an Sprache und Sitte und ihre gegenseitige Eifersucht. Trotzdem waren diese barbarischen Scharen, wie spätere Ereignisse bewiesen haben, für den Frieden des Reiches nicht ungefährlich; doch Augustus konnte ihrer nicht entbehren. Denn



Abb. 79. Denar mit dem Kopfe des Bacchus, der nach der Sage den fernsten Orient unterworfen hatte, und einem knieenden Parther, der eines der eroberten Feldzeichen zurückgibt. (Zu Seite 109.)

die bürgerlichen Soldaten stellten zu große Ansprüche an die Finanzen, als daß er das ganze Heer, dessen das Reich für seine Sicherheit bedurfte, aus ihnen hätte bilden können; jene Fremden dagegen waren mit des Schwertes Schärfe unterworfen und mußten daher mit dem zufrieden sein, was man ihnen bot.

Die Praetorianer sollten nach zwölf Jahren, die Legionare nach sechzehn entlassen werden und dann Grundbesitz erhalten oder eine Geldsumme, die ihr Alter vor Not sicher stellte. Als später die Germanenkriege den Kaiser zwangen, das Bürgerheer auf sechsundzwanzig Legionen zu vermehren, wurde die Dienstzeit für die einen auf sechzehn, für die anderen auf zwanzig Jahre erhöht, zugleich aber auch das Abschiedsdonativ, das man bis dahin nach Willkür und oft recht kärglich bemessen hatte, auf 20 000 und 12 000 Sesterzen (= 4500 und 2700 Mark) fixiert. Dies Geschenk war nicht gerade glänzend, namentlich wenn man es mit demjenigen vergleicht, was während der Bürgerkriege gezahlt worden war; gleichwohl legte es bei den Massen, die zu bedenken waren, den Finanzen des Kaisers eine solche Last auf, daß sie nur durch neue Steuern bestritten werden konnte. Und dennoch sah man sich gezwungen, die Soldaten weit über die gesetzlichen zwanzig Jahre hinaus bei den Fahnen zu behalten, um die Altersversorgung solange, wie möglich, zu sparen. Die barbarischen Hilfstruppen mußten fünfundzwanzig Jahre dienen und erhielten bei der Entlassung nichts weiter als das römische Bürgerrecht, das für sie zwar von hohem Werte war, aber dem Kaiser nichts kostete. Diese Rücksicht wog so schwer, daß man ihr gegenüber die Unzuverlässigkeit der fremden Soldaten notgedrungen in den Kauf nahm. Zählte doch auch so das gesamte Reichsheer anfangs kaum mehr als 200 000, später etwa 250 000 Mann, eine Ziffer, die wohl genügte, um die Grenzen gegen die üblichen Plünderungszüge der Barbaren zu schützen, sich aber bei jedem großen Kriege als unzureichend erwies. Denn bei der ungeheuren Ausdehnung der Verteidigungslinie, über welche die Truppen verteilt waren, konnte jeder einzelne Punkt nur schwach besetzt sein, und außer den 9000 Praetorianern besaß man keine Reserve, die ihn im Falle der



Abb. 80. Denar mit dem Kopfe des Augustus und einem Parther, der ein römisches Feldzeichen zurückgibt.

Not hätte verstärken können. Nur die gute Schulung der römischen Soldaten, die sie auch mit weit überlegenen Barbarenhorden den Kampf nicht scheuen ließ, glich diesen schweren Nachteil einigermaßen aus.

Die Gefahr, welche dem Reiche durch die geringe Zahl seiner Streitmacht drohte, betrachtete Augustus als unvermeidlich; nachdem der Bürgerkrieg zwanzig Jahre lang mit wenigen und kurzen Unterbrechungen gewütet hatte, hielt er es nicht mit Unrecht für zu erschöpft, um ihm größere Opfer an Gut und Menschen zuzumuten. Doch folgte daraus, daß das neue Kaisertum sich nicht mit dem Glanze kriegerischen Ruhmes schmücken durfte, sondern einzig darauf bedacht sein mußte, die Kräfte seiner Unterthanen zu schonen und durch stille Friedensarbeit langsam wieder zu heben. Jene Ehrenschulden gegen Parther und Britanner waren daher dem Kaiser höchst lästig; am liebsten hätte er das Bezahlen ganz vergessen, wenn das ohne öffentliche Erklärung des Bankerotts möglich gewesen wäre. Zunächst suchte er sich mit der Aufgabe abzufinden, die ihm die leichtere schien. Schon wenige Monate nach der „Herstellung der Republik" ging er über die Alpen, und alles sprach davon, daß er den Kanal zu überschreiten gedenke. Doch bald hieß es, der Kaiser habe in Gallien und Spanien zu viel zu thun gefunden, auch seien Gesandtschaften aus Britannien gekommen, die befriedigende Erklärungen abgegeben hätten. So ließ er die Sache einschlafen und war froh, als man in Rom nicht mehr von der Eroberung der fernen Insel redete. Den Parthern gegenüber wurde jahrelang gedroht und immer nur gedroht; endlich im Jahre 21 v. Chr. erschien Augustus selbst in Syrien und betrieb dort in möglichst auffälliger Weise die Kriegsrüstungen, womit er den gewünschten Erfolg erzielte. König Phraates lieferte die römischen Feldzeichen, die bei den Niederlagen des Crassus und Antonius verloren waren, durch eine Gesandtschaft aus und bewarb sich um die Freundschaft des Kaisers. Dies feierte Augustus als den ruhmreichsten Sieg; im Tempel des „Mars Rächer", den er nach der Schlacht bei Philippi hatte erbauen lassen, wurden die wiedergewonnenen Trophäen aufgestellt, obgleich in diesem Falle von Rache gar nicht die Rede sein konnte, und zahllose Münzen wurden ausgegeben, die das Gepräge des demütig knieenden Parthers zeigten, wie er die römischen Banner zurückgab (Abb. 79—82).

Mit den kriegerischen Aufgaben, die weiter nichts als Ruhm verhießen, hat der nüchterne Verstand des Augustus sich vorsichtig abgefunden; diejenigen, welche das Reich wirtschaftlich zu heben versprachen, nahm er ernsthaft in die Hand. Von diesem Gesichtspunkte aus ist zunächst der arabische Feldzug zu beurteilen, den in den Jahren 25 und 24 v. Chr. der Praefect von Ägypten, Gajus Aelius Gallus, mit schlechtem Erfolge unternahm. Die kostbaren Gewürze und Räucherwerke, deren Bezug alljährlich Millionen baren Geldes dem Reich entführte, sollten künftig dem kaiserlichen Schatze zu gute kommen, eine Hoffnung, die sich freilich nicht erfüllen sollte. Die meisten Kriege aber, die Augustus in dieser ersten Zeit seiner Regierung führte, galten wilden Völkerschaften, deren immer wiederholte Raubzüge die friedliche Entwickelung der Provinzen störten und aufhielten. Namentlich in Spanien wurden die Asturer- und Cantabrerstämme, die in den nördlichen Gebirgen der Halbinsel hausten, in wenig glänzenden, aber sehr mühevollen Kämpfen teils durch Augustus selbst (26 und 25 v. Chr.), teils durch Agrippa (19 v. Chr.) ausgerottet oder zur Ruhe gebracht. So waren auch jene grauenvollen Metzeleien, bei denen ganze Völker hingemordet oder in die Sklaverei verkauft wurden, doch in ihren Zwecken und Erfolgen ein Friedenswerk.

Das Jahr 16 v. Chr. sollte in der Provinzialpolitik des Reiches einen bedeut-



Abb. 81. Goldmünze mit dem Kopfe des Augustus und dem glückbringenden Himmelszeichen des Steinbocks, unter dem er geboren war; dabei: SIGNIS RECEPTIS, d. h. nach Zurückgewinnung der Feldzeichen.



Abb. 82. Statue des Augustus aus der Villa der Livia Ad Gallinas (Primaporta bei Rom). Daneben Amor, auf einem Delphin reitend, als Erinnerung an Venus, die Ahnfrau des Kaiserhauses (Seite 34). .Auf dem Panzer ein römischer Soldat, der von einem Parther eines der Feldzeichen entgegennimmt. Rom, Vatikan. (Vgl. Abb. 41.) (Zu Seite 109.)

samen Wendepunkt bezeichnen. Von allen Grenzen des Nordens kam fast gleichzeitig die Nachricht von barbarischen Einfällen, die selbst Italien nicht verschont hatten. Von der Donau her hatten wilde Räuberscharen sich über Makedonien ergossen; die Pannonier und Noriker plünderten Istrien, ein paar kleine Alpenvölker Oberitalien; germanische Stämme überschritten den Rhein, verwüsteten das nördliche Gallien und brachten dem dortigen Statthalter eine Niederlage bei, durch welche sogar ein römischer Legionsadler in ihre Hände fiel. Kaum vier Jahre vorher hatte Augustus öffentlich ausgesprochen, daß das Reich sich genug sei und keiner Gebietserweiterung bedürfe. Jetzt mußte er sich

überzeugen, daß nur durch immer fortgesetzte Eroberungen die Grenzlandschaften zu ruhiger Blüte gelangen konnten. Den befriedeten Provinzen mußte man halbbefriedete als Stoßkissen vorlegen, und waren auch diese zur Ruhe gelangt und entwickelten unter dem Einfluß römischer Kultur einen Wohlstand, der die freien Nachbarn zu Plünderzügen reizte, so mußten auch diese unterworfen werden, bis Meer oder Wüste den Fortschritten des Reiches Einhalt geboten und ihm eine natürliche Grenze schufen. Als Augustus einst den dalmatischen Krieg begann, hatte er daran gedacht, an der Donau eine passende Verteidigungslinie zu finden (S. 90); dann hatten der erneute Bürgerkrieg und die Erschöpfung, die er hinterließ, ihn gezwungen, auf diesen Plan zu verzichten. Doch jetzt hatte das Reich in fünfzehnjährigem Frieden neue Kräfte gesammelt, und die Ereignisse des Jahres 16 zeigten, daß selbst der breite Unterrhein der Provinz keinen genügenden Schutz gewährte. So wurde denn die Eroberung der freien Barbarenländer in noch größerem Umfang ins Auge gefaßt, als sie zwanzig Jahre früher beabsichtigt war. Doch was man dabei erreichte, war nur jenes bescheidenere Ziel, das sich der Kaiser schon im dalmatischen Kriege gesteckt hatte. Dem Hinausgreifen über Rhein und Donau, das zuerst hoffnungsvoll begann, machte die Teutoburger Schlacht bald ein Ende.

Zuerst wurde die dringendste Aufgabe gelöst, Italien endlich Frieden zu schaffen. Im Jahre 15 drangen die beiden Stiefsöhne des Augustus, Tiberius und Drusus (Abb. 83 u. 84), von Norden und Süden in die Alpen ein; ihre größeren Thäler wurden teils von den Prinzen selbst, teils von ihren Unterfeldherren durchzogen, die kriegerischen Einwohner erschlagen oder weggeführt, so daß nur ein geringer Rest, der ungefährlich scheinen konnte, in seinen alten Sitzen zurückblieb. Nachdem im folgenden Jahre noch die Seealpen unterworfen und alle wichtigeren Pässe geschützt waren, hatte man nicht nur das Mutterland des Reiches von seiner steten Plage dauernd befreit, sondern auch die Operationsbasis gewonnen, um gegen die Donau vorzugehen. In den Jahren 13—10 kämpften dann zuerst Agrippa, später Tiberius an der mittleren, Lucius Calpurnius Piso an der unteren Donau und schufen hier dem Reiche seine neue Grenze. Gleichzeitig bedrängte Drusus vom Unterrhein her die freien Germanen und hatte sie bis zur Elbe unterworfen, als er 9 v. Chr. durch einen Sturz vom Pferde seinen frühen Tod fand. Tiberius, der nach Beendigung der Donaufeldzüge an das Krankenlager des sterbenden Bruders geeilt war, vollendete dann in den beiden folgenden Jahren die Eroberung und ordnete die Verwaltung der neuen Provinz.



Abb. 83. Goldmünze (stark vergrößert) mit dem lorbeerbekränzten Kopfe des Drusus und einer Trophäe von germanischen Waffen.

Jetzt war die Monarchie auch mit kriegerischen Lorbeeren geschmückt, die denen des großen Caesar nichts nachgaben. Doch hatte Rom schon oft die Erfahrung machen müssen, daß neue Provinzen viel leichter zu erobern als zu behaupten waren. Wo seine Heere eindrangen, trafen sie fast überall auf vereinzelte Kleinstaaten, die untereinander in wildem Hader lagen. Immer schlossen sich einige von diesen den Römern an, um mit ihrer Hilfe die feindlichen Nachbarn zu bekriegen, und erleichterten so die Unterwerfung der übrigen. Hatte man dann aber die Ruten und Beile der Statthalter kennen

gelernt, so pflegten sich die früher getrennten Völker zusammenzuschließen, um durch eine gemeinsame Erhebung das neue Joch abzuschütteln. Caesar hatte seinen schwersten Kampf nicht bei der ersten Eroberung Galliens auszufechten gehabt, sondern bei dem späteren Aufstande des Vercingetorix; und ähnliches war fast in jeder Provinz vorgekommen. Bisher hatte die starke und zielbewußte Politik der Römer sich durch keine Niederlagen davon abschrecken lassen, auch jene zweiten schwereren Kämpfe bis zum endlichen Siege durchzufechten. Doch das ermattete Geschlecht, das jetzt das Reich beherrschte, hatte die freudige Thatkraft und das kühne Beharren der Väter eingebüßt und zog sich nach den ersten Mißerfolgen feige zurück.

Schon bald nach der Eroberung hatte es sich in der germanischen Provinz hier und da geregt; doch drei neue Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4—6 n. Chr. schienen den letzten Widerstand gebrochen zu haben. Unterdessen hatte sich aber zwischen den Besitzungen der Römer an Donau und Elbe eine neue Macht erhoben, die sie nach beiden Seiten hin mit schweren Gefahren bedrohte.



Abb. 84. Nero Claudius Drusus. Neapel, Museum. (Zu Seite 111.)

Als Drusus noch an der Spitze des Heeres stand, hatten auch die Marcomannen, die damals am Main saßen, die Überlegenheit römischer Taktik über ihre rohe Kraft aus Erfahrung kennen gelernt. Sie beschlossen, sich den Legionen durch eine Wanderung zu entziehen, und wählten den Marbod zum König und Führer ihres Zuges. Von Böhmen aus, wo sie ihre neuen Sitze aufschlugen, unterwarf er die umwohnenden Völkerschaften und vereinigte bald eine Macht in seiner Hand, wie nie vorher ein germanischer Fürst sie besessen hatte. In seiner Jugend hatte er längere Zeit in Rom geweilt und war mit dessen Kultur und Verwaltung bekannt geworden. Was er dort gesehen hatte, ahmte er, soweit es ging, nach, indem er seine Herrschaft straffer organisierte und seine Krieger nach römischem Muster ausbildete. Dem Kaiser gegenüber hatte er immer eine stolze, aber freundliche Haltung bewahrt. Gleichwohl mußte man sich sagen, daß die neuen Eroberungen niemals sicher waren, solange ein Reich von dieser Bedeutung sich zwischen sie



Abb. 85. Die Gemma Augustea (geschnittener Onyx). Augustus als Jupiter, zu seinen Füßen den Adler des Gottes, in der Linken das Szepter, in der Rechten den Augurnstab, das Abzeichen seiner glücklichen Auspicien, über ihm das heilbringende Himmelszeichen des Steinbocks, unter dem er geboren war (vgl. Abb. 81), thront zur Seite der Roma, und beide setzen ihre Füße auf die Waffen besiegter Feinde. Hinter ihm Neptun als Vertreter des Meeres und Cybele als Vertreterin der Erde, die er beide beherrschte, ihm einen Kranz auf das Haupt setzend; vor ihnen sitzend die Göttin der Fruchtbarkeit mit Füllhorn und zwei Kindern, Anspielung auf die Ehegesetze des Augustus (S. 142). Vor ihm Tiberius mit Lorbeerkranz und Szepter von einem Triumphwagen steigend, den die Victoria lenkt, daneben der junge Germanicus, der Sohn des Drusus, den Tiberius adoptiert hatte, so daß neben dem Herrscher noch zwei Generationen seiner erwarteten Nachfolger erscheinen. Unten wird der Sieg bezeichnet, dem der Triumph des Tiberius gilt: römische Krieger errichten eine Trophäe über gefangenen Pannoniern und ihren Frauen. Wien, Hofmuseum. (Zu Seite 113, 122.)

einschob und jedem Aufstande einen Rückhalt bieten konnte. Augustus war entschlossen, auch die Marcomannen niederzuwerfen, und hatte für diesen Krieg die starke Macht von zwölf Legionen bestimmt. Ein Teil davon sollte unter Gajus Sentius Saturninus von Gallien aus den Main hinaufziehen, ein anderer unter Tiberius die Donau überschreiten. Schon war alles für diesen kombinierten Angriff vorbereitet, als im Jahre 6 n. Chr. hinter dem Rücken des römischen Heeres ein Aufstand der Pannonier losbrach, der den Krieg verhinderte und alle Erfolge der früheren Jahre in Frage stellte.

Den Kampf, der jetzt vier Jahre lang (6—9 n. Chr.) die Donaulandschaften durchtobte und bis tief nach Makedonien hinein seine Wellen schlug, haben die Zeitgenossen den schwersten seit dem Hannibalischen genannt. In ihm enthüllte sich zum erstenmal die Gefahr, die in den barbarischen Hilfstruppen lag. Denn die Pannonier, welche man für diese ausgehoben hatte, bildeten den Kern der Insurrektion und wandten die Taktik, die ihnen unter den römischen Fahnen beigebracht war, sehr erfolgreich gegen ihre Meister an. Nicht weniger als fünfzehn Legionen mußten gegen sie aufgeboten werden, die man teilweise selbst aus Syrien und Ägypten herbeizog. Wäre Marbod damals zum Angriff übergegangen, so hätte die römische Herrschaft auch an der Donau zweifellos ein schnelles und ruhmloses Ende gefunden, wie es gleich darauf ihr Schicksal an der Elbe sein sollte. Doch er hielt an seiner Friedenspolitik fest und ermöglichte so das Niederschlagen des Aufstandes. Aber kaum war, mit Jubel empfangen, die Nachricht davon nach Rom gelangt, als Armin der Cherusker die drei Legionen des Publius Quinctilius Varus im Teutoburger Walde vernichtete (9 n. Chr.).

Bis dahin hatte es geschienen, als wenn die neue germanische Provinz ein wohlgesicherter Besitz sei. Wie wir noch heute den Vorzügen fremder Nationen ein freudiges Verständnis entgegenbringen und oft genug unsere eigenen darüber vergessen, so gaben auch unsere Vorfahren sich der römischen Kultur, die der ihrigen so hoch überlegen war, anfangs bereitwillig hin. Sicher konnte jetzt der römische Kaufmann in ihrer Mitte seine Waren ausbieten, die gierige Käufer fanden. Wer nur die Mittel dazu besaß, legte die Felle und dürftigen Leinwandfetzen ab und hüllte sich in römische Gewänder. Von den Vornehmen traten viele in den Dienst des Kaisers, und manche, wie Armin selbst, wurden mit dem Ritterrange bekleidet und zu Führern von Alen oder Cohorten gemacht. Germanien schien sich noch schneller romanisieren zu wollen, als Gallien es that. Wäre das aber eingetreten, so hätte jene matte Entnervung, die alle Provinzen der Römer eine nach der andern unwiderstehlich ergriff, auch die gesunde Kraft unserer Ahnen vernichtet, und die Wurzel, aus der nach dem Falle des Reiches ein neues, tüchtigeres Geschlecht emporwachsen sollte, wäre frühzeitiger Fäulnis zum Opfer gefallen. Daß dies verhindert wurde, war ein hoher Segen für die Zukunft der Welt, mochte auch die Triebfeder, die Armin und seine Genossen zum Aufstande bewog, vielleicht eher den Namen der barbarischen Zügellosigkeit, als des berechtigten Freiheitsdranges verdienen.

Vor der römischen Eroberung verkörperten die Germanenstämme das Ideal, dem heutzutage der Anarchismus zustrebt. Zwar wählten sie für ihre Kriegszüge einen Herzog, der dann Gewalt über Leben und Tod seiner Untergebenen besaß; doch im Frieden gab es keine Obrigkeit, sondern jeder fand sein Recht nur in seiner starken Faust oder in dem Schutze eines Mächtigen, dessen Dienst er sich angelobte. Diese Führer waren meist die Nachkommen von Männern, die sich in früheren Kriegen hervorgethan hatten; denn deren Anhang pflegte auch ihren Söhnen und Enkeln treu zu bleiben. Sie bildeten also eine Art von Erbadel, in den sich freilich jeder berühmte Krieger auch durch eigene Thaten emporschwingen konnte. Die so an der Spitze ihres Volkes standen, befehligten es im Kampfe, bestimmten im Frieden seine Beschlüsse und vertraten es gegen das Ausland, wenn sie untereinander einig waren. Meist aber lagen sie in erbittertem Hader, und in Ermangelung jeden Rechtes und jeder staatlichen Macht, die ihn hätte eindämmen können, wurde er stets mit blutiger Gewalt ausgefochten. In solchen Kämpfen hat später Armin durch seine eigenen Blutsverwandten den Untergang gefunden, und bald nach ihm ging der ganze Adel der Cherusker bis auf den letzten Mann darin zu Grunde. Oft führten sie

auch dazu, daß die Volksstämme sich spalteten und ihre einzelnen Teile zu gesonderten Gemeinschaften wurden, die sich dann bald erbittert bekriegten. So unerträglich uns diese Zustände scheinen mögen, man ertrug sie nicht nur, sondern fand sie gut und selbstverständlich, weil man es seit der Väter Zeiten nicht anders gewohnt war.

Mit der römischen Herrschaft hörte die Rechtlosigkeit auf. Zwar hatten die früheren Statthalter die germanischen Sitten nur mit scheuer Vorsicht anzutasten gewagt; Varus aber verlangte, daß die Privatfehden jetzt ein Ende nehmen sollten und jeder Streit, über den man sich nicht vergleichen konnte, seiner richterlichen Entscheidung unterbreitet werde. Viele Germanen begrüßten dies mit Recht als einen Fortschritt. Es bildete sich eine zahlreiche Partei, die in redlicher Überzeugung die römische Kultur als Rettung aus wilder Anarchie willkommen hieß; selbst der Bruder des Armin gehörte dieser Richtung an. Aber gerade die Kühnsten und Mächtigsten sahen darin schnöde Feigheit, daß der starke Mann nicht selbst sein Recht verteidigen, sondern dessen Schutz von einer fremden Obrigkeit erbitten solle, und sie fanden um so größeren Anhang, als die römischen Richtersprüche durchaus nicht immer von zweifelloser Gerechtigkeit



Abb. 86. Büste eines Germanen. Rom, Capitolinisches Museum.

waren. Dazu kam, daß den Germanen zum erstenmal Steuern aufgelegt wurden und diese bisher unerhörte Forderung das Volk bis in seine tiefsten Schichten erbitterte. So gelang es Armin, eine Verschwörung anzustiften, welche die Häuptlinge mehrerer germanischen Stämme umfaßte; denn daß, wenn diese Führer sich gegen Rom erhoben, die Massen ihnen folgen würden, unterlag keinem Zweifel.

Im Jahre 9 n. Chr. hatte Varus sein Sommerlager an der Weser gehalten, wo Armin und seine Genossen mit ihm im freundlichsten Verkehr standen. In bittrem Spott heuchelten sie Streitigkeiten, um den römischen Gerichten zu thun zu geben und dann die salomonische Weisheit derselben mit hohen Worten zu preisen. So war der Statthalter vollkommen sicher gemacht, als ihm im Herbst, da er sich schon zur Rückkehr an den Rhein rüstete, ein unbedeutender Aufstand gemeldet wurde. Dieser hatte nur den Zweck, den Marsch des Heeres von der gebahnten Straße, welche die regelmäßige Verbindung mit seiner Operationsbasis herstellte, in unwegsame Gegenden abzulenken. So zog Varus, wie es scheint, am Nordabhange des Wiehengebirges entlang, das von der Mindener Gegend aus westlich streicht und wahrscheinlich der berühmte Teutoburger Wald ist. Hier zog sich zwischen Berg und Sumpf nur ein schmaler Streifen gangbaren Bodens hin; zeitweilig waren die Legionen gezwungen, Bäume zu fällen und mit aneinander gelegten Bohlen sich erst den Weg durch das Moor zu bereiten. Armin begleitete den römischen Feldherrn und wußte durch gut gespielte Unterwürfigkeit sein Vertrauen zu bewahren. Noch am Abend vor dem Tage, der für den Überfall bestimmt war, speiste er im Zelte des Varus. Doch eine Verschwörung, die so viele Mitwisser hatte, konnte auch den germanischen Römerfreunden auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Segest, dessen Tochter Thusnelda der Cheruskerheld entführt und gegen den Willen des Vaters zu seiner Gattin gemacht hatte, warnte den Varus und forderte ihn auf, die anwesenden Häuptlinge allesamt gefangen zu setzen. Dies werde ihren Völkern den Mut rauben, und wer schuldig oder unschuldig sei, könne eine spätere Untersuchung feststellen. Doch der getäuschte Römer verlachte den klugen Rat und entließ die Verschworenen ungekränkt.

Am nächsten Tage tobte ein wilder Sturm, der Baumstämme und abgerissene Äste auf das Heer herabschleuderte; mühsam schleppte es sich, von endlosem Regen durchnäßt, durch den Schlamm des aufgeweichten Bodens. Da wurde es plötzlich aus dem Dunkel des Waldes heraus von allen Seiten mit Pfeilen und Wurfspeeren überschüttet. Der ordnungslose Zug, der einen ungeheuren Troß mit sich führte, geriet bald in Verwirrung und vermochte sich, als es später auch zum Handgemenge kam,



Abb. 87. Germanische Frau (sogenannte Thusnelda). Florenz, Loggia dei Lanzi.



Abb. 88. **Grabstein eines Centurionen der 18. Legion**, die in der Varusschlacht vernichtet war. Das Grab war leer, weil der Leichnam in den germanischen Wäldern moderte; doch ist in der Inschrift die Hoffnung ausgesprochen, man werde die Gebeine künftig hier beisetzen können (ossa inferre licebit). Neben ihm die Büsten von zweien seiner Freigelassenen, die mit ihm gestorben waren, ein Beweis für den ungeheuren Troß des Varianischen Heeres; denn wer zwei Freigelassene mit sich führte, den umgaben mindestens ein Dutzend Sklaven. Der Centurio hält in der Hand das Abzeichen seiner Charge, den Rebstock, mit dem diese Unteroffiziere die Soldaten abzustrafen pflegten. Auf dem Kopfe hat er einen Eichenkranz, wie Augustus (Seite 103), wahrscheinlich weil er irgend einen Kameraden aus den Feinden herausgehauen hatte. Hals, Arme und Brust schmücken Ketten, Ringe und Schilder, wie sie als Ehrenzeichen verliehen wurden. Bonn, Museum.

kaum zu wehren. Doch bald schlossen sich die wohlgeschulten Legionare zusammen und erzwangen den Weitermarsch. So sind sie drei Tage, immer mehr zusammenschwindend, unter steten Kämpfen dahingezogen, obgleich ihr Feldherr schon sehr bald jede Hoffnung aufgegeben hatte und in ratloser Verzweiflung durch die eigene Hand gefallen war. Endlich erlagen bei Barenau, etwas nördlich von Osnabrück, auch die letzten Reste der drei Legionen; nur einzelne versprengte Flüchtlinge gelangten zum Rhein, um dem Kaiser die Trauerkunde zu überbringen (Abb. 88).

Wäre dies in den Zeiten der punischen Kriege vorgekommen, man hätte aufs neue

um die verlorene Provinz gerungen und sie aufs neue unterworfen. Jetzt aber war das Reich greisenhaft geworden wie sein Kaiser. Den pannonischen Aufstand hatte man niedergeschlagen, weil man mußte. Denn in einem Lande, dessen Heere, wie Augustus selbst damals im Senat erklärte, innerhalb zehn Tagen unter den Mauern Roms stehen konnten, durfte man die Unabhängigkeit raubgieriger Wilden nicht dulden. Doch die Germanen bedrohten nur die Provinzen, die, wie sie für die Hauptstadt zahlten, so auch um ihretwillen sich plündern lassen mochten. Der Kaiser bekehrte sich wieder zu der schwächlichen Weisheit früherer Tage (S. 110) und hinterließ noch im Testament seinem Erben die Weisung, das Reich nicht durch gefährliche Eroberungen zu vergrößern. So trat der große Stillstand ein, dem dann langsam, aber unaufhaltsam der Rückschritt folgte. Der Sieg des Armin hat es für alle Zeiten verhindert, daß auch die Germanen Bürger des Reiches wurden, und so den Keim gerettet, aus dem künftig die Völkerwanderung und mit ihr eine neue Welt erwachsen sollte.

Caesar hatte die Provinzialen zu heben, den Senat herabzudrücken gesucht; für ihn, der sich als Monarch empfand, waren die Bewohner des Reiches alle nur Unterthanen, denen er mit der gleichen Fürsorge und der gleichen niederdrückenden Majestät gegenüberstand. Er war daher mit dem Bürgerrecht sehr freigiebig gewesen und hatte sogar Spanier und Gallier in den Senat aufgenommen; doch in Rom hatte die öffentliche Meinung dies nicht minder streng verurteilt, als sein Streben nach dem Königstitel. Augustus bekannte sich auch darin zu den Grundsätzen der aristokratischen Republik, daß er die Rechtsunterschiede der Städte und Landschaften scharf betonte. Selbst im Heerwesen kehrte er dies geflissentlich hervor. Zur Garde wurden nicht nur die Brauchbarsten ausgewählt, sondern diejenigen, welche aus den Gebieten des ältesten Bürgerrechts, Latium, Etrurien, Umbrien und den frühesten Bürgerkolonien, herstammten. Abgesehen von Fällen dringender Not, wie sie z. B. nach der Schlacht im Teutoburger Walde eintrat, bildete er die Legionen nur aus Italikern; die Provinzen stellten die Alen und Cohorten. Vor allem aber wurde der Senat aus der Niedrigkeit, zu der ihn Caesar und Antonius herabgedrückt hatten, wieder emporgehoben und ihm eine Stellung eingeräumt, wie er sie rechtlich nie vorher besessen hatte. Daß die Rechtsform auch hier im schreiendsten Widerspruche zum Wesen der Dinge stand, war in diesem Falle weder die Absicht noch die Schuld des Augustus.

Nach der Verfassung war das Volk der Souverän des Staates, der Senat nur der Ratgeber der Beamten, und die Demokratie hatte dies Verhältnis bis auf ihren letzten großen Führer, Caesar, herab immer scharf betont (S. 7, 11). Doch jedem Urteilsfähigen war es seitdem klar geworden, daß die lärmenden Massen der Volksversammlung nicht im stande waren, Verwaltung und Gesetzgebung eines großen Reiches zu bestimmen, und daß jene Demokratie nichts weiter bedeutete, als die Monarchie des populärsten Demagogen. Seit der Dictatur Caesars erkannte jeder, der es mit der Republik ernst meinte, im Senat das einzig mögliche Organ ihrer Herrschaft. Augustus brachte daher kein Gesetz an die Volksversammlung, ohne daß jener es durchberaten und genehmigt hätte. Schon als Triumvir hatte er seine Entscheidung gern in wichtigen Fällen angerufen (S. 102), und noch kurz vor der „Herstellung der Republik" im Jahre 29 v. Chr. stellte er einen kleinen verbündeten Fürsten, Antiochos von Kommagene, der einen Gesandten seines Bruders hatte ermorden lassen, vor das Gericht des Senats und ließ ihn durch diesen zum Tode verurteilen. Wenn die Vertretung des römischen Adels, indem sie als höchster Gerichtshof über Könige ihren Spruch fällte, sogar in die äußere Politik des Reiches entscheidend eingreifen durfte, versteht es sich von selbst, daß ihr in der inneren die beherrschende Stimme zukam. Dies hat Augustus nicht nur formell anerkannt. Er begnügte sich nicht damit, die Befugnisse, welche der Senat unter der Republik nur thatsächlich ausgeübt hatte, zu Rechten zu erheben, sondern ließ es sich auch gern gefallen, wenn man sie gegen seinen eigenen Willen auszuüben wagte, ja er hat die Kühnen, die ihm eine schüchterne Opposition machten, wie Asinius Polio und Messalla Corvinus, sogar bevorzugt und ausgezeichnet. Was aber namentlich die ernste Absicht des Augustus zeigt, den Senat zu seinem Mitregenten zu machen, das ist seine eifrige Sorge für die Würdig-

keit und das persönliche Ansehen von dessen Mitgliedern. War er selbst der princeps civitatis, so sollten sie die principes sein, d. h. wie er der erste im Staate war, so wollte er, daß sie die ersten nach ihm seien und als solche auch anerkannt würden. Für die Reinigung des Senats hat er sich fast noch größeren Gefahren unterzogen, als für die Befestigung seiner Herrschaft.

Caesar hatte zum erstenmal Provinziale in den Senat aufgenommen, die der Teilnahme an der Reichsregierung vielleicht nicht unwürdig waren, wohl aber der öffentlichen Meinung, die zäh am Althergebrachten hing, so erschienen. Nach seinem Tode hatte Antonius, wie mit jeder anderen Art von Privilegien (S. 35), so auch mit dem Sitz im Senat Handel getrieben und seine Kopfzahl trotz der Lücken, die Proskriptionen und Bürgerkriege rissen, auf mehr als tausend erhöht. Ganz abgesehen von der zweifelhaften Würdigkeit dieser neuen Mitglieder, lag es in der Natur der Sache, daß die Stellung eines römischen Senators in demselben Maß an Vornehmheit einbüßte, wie sie weniger selten wurde. Noch vor der „Herstellung der Republik" hatte daher Octavian seine außerordentliche Gewalt dazu benutzt, um etwa zweihundert Senatoren mit mehr oder weniger sanften Mitteln zum Austritt zu bewegen (29 v. Chr.). Diese persönliche Beleidigung so vieler Männer, die über einen Anhang von Tausenden verfügten, erregte einen furchtbaren Haß gegen ihn. Zeitweilig konnte er im Senat nur mit Panzer und Schwert erscheinen und mußte sich von zehn starken Senatoren bewachen lassen, um den drohenden Mordanschlägen zu entgehen. Doch mutig nahm er diese Gefahr auf sich, damit die Körperschaft, welche das Reich dem Kaiser gegenüber vertreten sollte, von jedem Makel befreit werde. Und obgleich jene Reinigung viel gründlicher war, als irgend ein Censor der Republik sie gewagt hatte, genügte sie ihm noch nicht; der Senat sollte auch von ihm selber ganz unabhängig sein. Im Jahre 18 v. Chr. löste er ihn daher völlig auf und versuchte ihn in einer Weise wiederherzustellen, die jede Beeinflussung seinerseits ausschloß. Nachdem er sich eidlich verpflichtet hatte, nur die Würdigsten zu wählen, ernannte er dreißig Männer. Diese mußten denselben Schwur leisten und zugleich geloben, keinem, der mit ihnen verwandt oder verschwägert sei, ihre Stimme zu geben. Dann schrieb jeder von ihnen fünf Namen auf ein Täfelchen, aus denen je einer ausgelost wurde. Jene dreißig, die aus kaiserlicher Ernennung hervorgegangen waren, traten jetzt zurück, während die anderen, die ihre Stellung halb der Wahl durch auserlesene Männer, halb dem Lose verdankten, den Kern des neuen Senats bildeten. Auch sie hatten unter den gleichen Bedingungen je fünf aufzuschreiben, wie ihre Vorgänger, und wieder wurden aus diesen hundertundfünfzig dreißig erlost, die dem Senat hinzutraten. Auf diese Weise sollte fortgefahren werden, bis die Zahl dreihundert erreicht sei; doch ließ sich der Kaiser erbitten, sie auf sechshundert zu erhöhen. Es ist klar, daß er bei dieser Art der Auslese gar keinen Einfluß auf die Zusammensetzung seines neuen Senats ausüben konnte. Allerdings kam es bei jener eigentümlichen Losung zu Unterschleifen, was Augustus veranlaßte, die noch leergebliebenen Stellen nach eigener Wahl zu füllen. Gleichwohl verdankte die große Masse der Körperschaft nicht ihm ihre Stellung, und eben diese Unabhängigkeit war es, die er mit jener sonderbaren Maßregel bezweckte.

Weiter wurde verfügt, daß jeder, dessen Vermögen hinter dem Werte von einer Million Sesterzen (= 230 000 Mark) zurückbleibe, auf den Sitz im Senat verzichten müsse. Zugleich wurde dieser in gewisser Weise erblich gemacht, indem Augustus jeden Senatorensohn, der körperlich und geistig die nötige Befähigung besaß, mit sanftem Zwange zur Bekleidung der Quaestur veranlaßte, welche den Eintritt in die Körperschaft zur gesetzlichen Folge hatte. Und schon als Knabe und Jüngling, ehe er in das Alter eintrat, das ihn zu Staatsämtern befähigte, sollte der Senatorensohn den Sitzungen beiwohnen dürfen, damit er durch das Anhören der Verhandlungen die politische Bildung für seine künftige Laufbahn erwerbe. So versuchte Augustus, sich seinen Rat aus Männern zu bilden, deren Stellung nicht auf der Gnade des Kaisers, sondern auf reichem Besitz und ererbtem Ansehn beruhte.

Auch in der Verwaltung der Provinzen und der Führung ihrer Heere behielten die Senatoren ihre Stellung. Denn der Kaiser

als Proconsul ernannte seine Stellvertreter fast ausnahmslos aus ihrer Mitte, und da er selbst nur hin und wieder in seinen Provinzen erschien, regierten sie hier fast ebenso selbständig, wie die republikanischen Proconsuln es gethan hatten. Nur Ägypten, auf dessen Kornzufuhren die Ernährung Roms beruhte, wurde Statthaltern aus dem Ritterstande untergeben, und ebenso die kleinen Alpenprovinzen, die der Hauptstadt am nächsten lagen und die Zugänge nach Italien beherrschten. Hier wollte Augustus keine Männer dulden, die infolge ihrer vornehmen Stellung selbst nach der Krone streben konnten, und in demselben Sinne vertraute er auch das Kommando der Garden nur einem Ritter an. So mischte sich bei ihm das natürliche Mißtrauen des Usurpators gegen diejenigen, welche ihm an Rang und Macht am nächsten standen, mit dem Bestreben, sie zu sich emporzuheben und durch ihren autoritativen Rat die absolute Gewalt des Kaisertums einzuschränken. Denn mochte auch er selbst sich ihrer nur mit Mäßigung bedienen, so war er doch weise genug, um zu erkennen, welche unheilvoll berauschende Macht die Herrschaft auf schwache Gemüter ausüben kann. Um seine Nachfolger vor schrankenloser Tyrannei zu bewahren, schuf er ihnen daher ein konstitutionelles Gegengewicht, das sich freilich als viel zu leicht erweisen sollte.

Dies lag nicht an den Institutionen, sondern einzig und allein an den Menschen. Der römische Senat stand an rechtlicher Macht wie an persönlichem Ansehen seiner Mitglieder weit über allen Parlamenten der Neuzeit. Doch diese haben die Übergewalt des Fürstentums einzudämmen gewußt, weil in ihnen Männer saßen, die ohne Furcht und Liebedienerei sich ihrer Rechte bedienten und sie dadurch stets erweiterten oder doch in ihrer Geltung erhielten. Im Senat dagegen hatten die Proskriptionen alles, was Kraft und Mut besaß, gründlich ausgetilgt, und der traurige Rest, der übriggeblieben war, schielte immer nach den Winken des Gebieters und erfüllte jeden seiner Wünsche, noch ehe er ausgesprochen wurde. Unter den steten Gefahren, mit denen das politische Wirken jeden bedrohte, hatte man die Freude daran verloren. Während in den Zeiten der Republik um alle Staatsämter jedes Jahr heftige Wahlkämpfe entbrannt waren, fehlte es schon unter Augustus nicht selten an Kandidaten, und der Kaiser mußte zu außerordentlichen Maßregeln greifen, um die leeren Stellen zu füllen. Auch damals noch kamen im Senat die meisten an Reichtum und ererbtem Einfluß, der durch Hunderte von Klienten gestützt wurde, Fürsten gleich und hätten auch dem Herrscher gegenüber ihre Unabhängigkeit bewahren können, wenn nicht die moralische Feigheit, die im Römerreich endemisch geworden war, sie davon zurückgehalten hätte. So aber, wie sie war, ist diese „Versammlung von Königen" trotz der Rechte, die Augustus freigiebig auf sie gehäuft hatte, in der Folgezeit zum willenlosen Werkzeuge der Tyrannei geworden.

Augustus wollte Rom beherrschen, wie Perikles Athen, nicht kraft eines formulierten Amtstitels, sondern durch die Macht seiner Persönlichkeit. Schon hierin war es ausgesprochen, daß seine Stellung dem formellen Rechte nach nicht erblich sein konnte; war doch das wichtigste Attribut derselben, das Proconsulat, nicht einmal lebenslänglich, da es ja alle fünf oder zehn Jahre erneuert werden mußte (S. 104). Er hatte die Leitung des Staates übernommen, weil dieser sich durch die Ermordung Caesars in schwer bedrohter Lage befand, aus der nur die Kraft eines außergewöhnlichen Mannes ihn retten konnte; er führte sie weiter auf Bitte des Senats, weil immer noch, wie dieser behauptete, Aufgaben zu lösen blieben, denen ein gewöhnlicher Mensch nicht gewachsen war. Starb Augustus, so war nach dieser Fiktion das Kaisertum zu Ende; jedenfalls mußte die doppelte Frage gestellt werden, ob die außerordentliche Lage des Reiches, auf der seine Ausnahmestellung beruhte, noch fortdauere und ob der außerordentliche Mann, den sie erforderte, auch zum zweitenmal sich finden lasse. Daß der zweite Kaiser, falls man einen solchen für nötig hielt, aus dem Blute des ersten hervorgehen müsse, lag durchaus nicht im Wesen der Institution. Doch wie Augustus seine Herrschaft als Erbe Caesars angetreten hatte, so zweifelte keiner daran, daß auch sein natürlicher Erbe sein Nachfolger werden müsse. Das dynastische Gefühl ist eben so untrennbar mit der Monarchie verknüpft, daß es allen Rechtsfiktionen zum Trotze sich alsbald geltend machte, sobald sie da war. Formulieren ließ sich nach

römischem Recht, wie wir oben (S. 13) gesehen haben, die Erblichkeit der Herrscherwürde nur in der Form des Königtums, die für Senat und Volk tief verletzend gewesen wäre. Augustus formulierte sie daher gar nicht, sondern ließ einfach die Macht der Verhältnisse wirken, die sich auch in diesem Fall unwiderstehlich erwies. Sein Sohn wäre ihm ohne jede Widerrede auf dem Throne gefolgt; doch wollte es das Schicksal, daß ihm, wie seinem großen Adoptivvater, ein männlicher Erbe seines Blutes versagt blieb.

Von seinen drei Gattinnen hatte ihm nur Scribonia im Jahre 39 v. Chr. ein Kind geschenkt, und dies war eine Tochter, Julia, gewesen. Gleich darauf schied er sich von jener, um seinem Herzen zu folgen und die Livia heimzuführen; diese aber kam zwar schon nach drei Monaten in seinem Hause nieder, doch gehörte ihr Sohn, der den Namen Nero Claudius Drusus erhielt und sich später als Sieger über die Germanen auszeichnen sollte, nach römischem Rechte ihrem früheren Gatten, und ihre neue Ehe blieb ohne Nachkommenschaft. Das Volk sah daher in Agrippa den Nachfolger des Augustus, obgleich beide ungefähr gleichalterig waren. Denn während jener sich einer blühenden Gesundheit erfreute, war dieser stets kränklich, und jeder erwartete seinen frühen Tod. Doch der Kaiser selbst war noch dynastischer gesinnt, als seine Unterthanen. Er wollte, daß ein Mann seines eigenen Blutes ihm folge, und hatte Marcus Claudius Marcellus, den Sohn seiner Schwester Octavia aus ihrer ersten Ehe, dazu bestimmt. Im Jahre 25 v. Chr. verheiratete er den siebzehnjährigen mit seiner vierzehnjährigen Tochter und ließ ihn durch den Senat in solcher Weise auszeichnen, daß die Absicht des Herrschers jedermann bekannt wurde. Doch schon zwei Jahre später starb der Jüngling, und Augustus sah sich gezwungen, sich endlich dem Agrippa zuzuwenden. Dieser war, als er anfangs seine stolzen Hoffnungen scheitern sah, nach Mytilene in freiwillige Verbannung gegangen, wurde aber 21 v. Chr. zurückgerufen und mit Julia vermählt. Im Jahre 18 erhielt er die tribunicische Gewalt zunächst auf fünf Jahre, und nach Ablauf derselben wurde sie ihm für den gleichen Zeitraum erneuert. Doch schon 12 v. Chr. raffte auch ihn eine Krankheit dahin.

Augustus konnte den Verlust verschmerzen. Denn schon war sein Sehnen, männliche Erben aus seinem eigenen Blute zu besitzen, durch die neue Ehe der Julia erfüllt worden. Sie hatte drei Söhne zur Welt gebracht, den jüngsten, nach seinem Vater Marcus Agrippa genannt, noch nach dem Tode des Gatten. Dies Kind erwies sich später von so bösartiger und unzähmbarer Natur, daß seine Nachfolge dem Großvater selbst unmöglich erschien. Ohne daß er ein greifbares Vergehen begangen hätte, wurde daher Agrippa Postumus in den letzten Jahren des Augustus auf eine kleine Insel verbannt und gleich nach dem Tode des Kaisers, wie es hieß, auf dessen eigenen Befehl, getötet. Das dynastische Gefühl war eben in den Massen schon so stark geworden, daß das Leben seines Enkels, mochte dieser auch noch so untüchtig sein, für den Nachfolger eine stete Gefahr bedeutete. Doch zunächst knüpften sich die Hoffnungen des Reiches an die beiden ältesten Söhne der Julia, die Augustus adop-



Abb. 89. Goldmünze des Tiberius (stark vergrößert).



Abb. 90. Tiberius als Jupiter. Rom, Vatikan.

tiert und Gaius und Lucius Caesar genannt hatte. Aber bei seiner schwachen Gesundheit mußte er erwarten, daß sie bei seinem Ableben noch Kinder sein würden. Sie bedurften daher eines Vormundes, und zu dieser Stellung hatte er den älteren Sohn der Livia, Tiberius Claudius Nero, ausersehen (Abb. 89 u. 90). Dieser mußte seine heißgeliebte Gattin, die Tochter des Agrippa aus dessen erster Ehe, verstoßen, und ihre Stiefmutter heiraten, sobald deren Trauerjahr abgelaufen war. Mit Schmerz und Widerwillen trat er in seine neue Ehe ein, die sehr unglücklich werden sollte. Denn die muntere Julia paßte nicht zu dem ernsten, schwerflüssigen Gemahl und suchte bald ihren Trost in wechselnden Liebschaften. Zum Glücke hielt ihn erst der pannonische, dann der germanische Krieg lange fern von ihr. Doch als er 7 v. Chr. nach Rom zurückgekehrt war und nun das gemeinsame Leben wirklich beginnen sollte, vermochte er es nicht über sich, die Launen des verhaßten Weibes zu ertragen. Nachdem ihm Augustus im Jahre

6 v. Chr. die tribunicische Gewalt hatte übertragen lassen und ihn dadurch bis zum Heranwachsen seiner Enkel zum Mitregenten gemacht hatte, floh er plötzlich aus der Hauptstadt und zog sich nach Rhodos zurück. Bald darauf verurteilte der Kaiser seine Tochter wegen Ehebruchs, sprach ihre Scheidung von Tiberius aus und verbannte sie auf die Insel Pandateria. So forderte seine Familienpolitik ein Opfer nach dem andern und sollte doch ihren Zweck nicht erreichen.

Gaius und Lucius Caesar waren von Volk und Senat mit allen Ehren überhäuft worden, welche die Bescheidenheit des Augustus nur dulden wollte. Doch als sie sich zum erstenmal den Heeren zeigten, um sich für ihre künftige Stellung als oberste Feldherren des Reiches vorzubereiten, wurden sie beide im frühesten Jünglingsalter hingerafft. Lucius starb im Jahre 2 n. Chr. bei der Rückkehr aus Spanien an einer Krankheit; Gaius kämpfte unterdessen gegen die Armenier und erhielt bei einer Belagerung eine Wunde, der er nach monatelangen Leiden im Jahre 4 n. Chr. erlag. Jetzt war Tiberius der einzige, dessen Nachfolge möglich blieb. Augustus hatte seine Tüchtigkeit stets anerkannt und ihn in Krieg und Politik oft mit schwierigen Aufgaben betraut, die er immer glücklich löste. Doch seine starre Verschlossenheit, sein unfreundliches, in sich gekehrtes Wesen hatten jenen eher abgestoßen, als daß er Zuneigung zu dem Sohne seiner Gattin gefühlt hätte. Als Tiberius nach Rhodos floh, wurde daher seine freiwillige Verbannung bald in eine gezwungene verwandelt, ja die Feindschaft des Gaius Caesar bedrohte ihn zeitweilig gar mit dem Tode. Mit Mühe erreichte es seine Mutter, daß ihm im Jahre 2 n. Chr. die Rückkehr nach Rom gestattet wurde, und auch das nur unter der demütigenden Bedingung, die Gaius stellte, daß er in keiner Weise in die Staatsgeschäfte eingreife. Mit banger Furcht mußte er erwarten, daß sein jugendlicher Nebenbuhler den Thron besteige und dann an dem verhaßten Stiefvater seine Rache nehme, als er selbst zum Nachfolger des Augustus berufen wurde. Am 26. Juni 4 n. Chr. wurde er vom Kaiser adoptiert und zum zweitenmal mit der tribunicischen Gewalt bekleidet, um sie dann nicht wieder abzulegen. Als am 19. August des Jahres 14 n. Chr. der greise Herrscher starb, trat Tiberius an seine Stelle, ohne daß von irgend einer Seite der leiseste Versuch gemacht worden wäre, seine Rechte anzufechten. Die Erblichkeit des Kaisertums wurde in Rom von Senat und Volk, in der Provinz von allen Heeren als selbstverständlich anerkannt, obgleich sie rechtlich niemals ausgesprochen war. Die neue Staatsform, die Augustus ihre Entstehung verdankte, hatte damit die Probe ihrer Festigkeit bestanden.

Wie man sich später erzählte, fragte Augustus die Freunde, die sein Sterbebett umstanden, ob er seine Rolle gut gespielt habe, und forderte sie auf, ihm Beifall zu klatschen. Und freilich war jene „Herstellung der Republik“, die seiner ganzen Regierung den Charakter gab, weiter nichts als ein hübsches Stückchen Schauspielerkunst; aber ihren Zweck hat sie erreicht. Mag der Radikalismus sich auf den Spruch versteifen, daß sich neuer Wein nicht in alte Schläuche füllen lasse, die Geschichte straft ihn immer wieder Lügen.



Abb. 91. Mosaik mit Schauspielermaske aus Pompeji. Neapel, Museum. (Zu Seite 136.)

IX.

Das Augusteische Zeitalter.

Als das Reich Davids und Salomos in Trümmer ging, da hatten seine Propheten geweissagt, ein Kind von übermenschlicher Art solle geboren werden, das, zum Manne erwachsen, den Erdkreis unterwerfen und als Friedensfürst beherrschen werde. Denn je trauriger die Gegenwart ist, desto sehnsüchtiger richtet man seine Hoffnungen auf die Zukunft, desto herrlicher malt man sich den Ersatz aus, den sie für die überstandenen Leiden bringen soll. In der Hauptstadt gab es eine zahlreiche Kolonie von Juden, die manchen Römer zu den Verheißungen ihres Glaubens zu bekehren wußten. Auch hier hatte man daher von dem kommenden Messias erfahren, und auch hier waren durch die grimme Not der Bürgerkriege die Gemüter vorbereitet, sich dem Traume von einer neuen seligen Zeit begierig hinzugeben. Da geschah es, gerade als der Vertrag von Brundisium ein Ende des Jammers zu verheißen schien (S. 72), daß die Gattin Octavians guter Hoffnung war, und ein Dichter, der selbst in Gefahr gewesen war, durch die Ackerverteilungen der Triumvirn Hab und Gut zu verlieren, sah in dem erwarteten Kinde den Träger jener überschwenglichen Zukunftshoffnungen. Nach den Lehren der Astrologie mußten die Sterne, wenn ein bestimmter Cyklus von Jahrtausenden abgelaufen war, genau in dieselbe Lage zu einander treten, die sie beim Beginn desselben eingenommen hatten, und alle ihre Bewegungen noch einmal in der gleichen Reihenfolge wiederholen. Da nun diese das Schicksal der Menschen bestimmten, mußte sich auch auf Erden der ganze Weltlauf zum zweitenmal in der alten Weise abspielen, und wenn die Konstellation eingetreten war, die einst das goldene Zeitalter gebracht hatte, so begann aufs neue jener Urzustand der Menschheit in aller seiner Unschuld und Seligkeit. Dieser Zeitpunkt mußte jetzt, wo alle Zeichen für den Untergang der alten Welt sich häuften, nahe bevorstehen. So prophezeite denn Vergil, daß der Knabe, dessen Geburt man erwartete, das verlorene Paradies wiederbringen werde, in dem die Erde ohne Arbeit Frucht tragen, die Natter ihr Gift verlieren und der Löwe friedlich neben dem Lamme ruhen solle. Spätere Jahrhunderte haben in jener berühmten vierten Ekloge eine Weissagung auf Christus gesehen, der zwar nicht, wie sie es verkündete, unter dem Consulat des Polio (40 v. Chr.) geboren wurde, wohl aber ein kurzes Menschenalter später. Doch so, wie sie wirklich gemeint war, sollte sich

die Prophezeiung nicht erfüllen. Denn unmittelbar nachher brachen die Bürgerkriege von neuem aus, ja der gepriesene Knabe war, als er endlich das Licht der Welt erblickte, gar kein Knabe, sondern ein Mädchen. Von dieser Julia und dem Schmerze, den ihr Lebenswandel ihrem Vater bereitete, haben wir oben schon reden müssen (S. 122).

Ein zweites Kind, an das die Zukunftshoffnungen des Reiches sich hätten knüpfen können, sollte dem Herrscher nie geboren werden. Aber daß seine Regierung den Beginn einer neuen Weltepoche bezeichne, welche die Rückkehr zur Sitte der frommen Väter und damit zugleich Frieden und Glück bringen solle, daran hielt man fest. Durch eine Geschichtsfälschung, der keiner damals den Glauben zu versagen wagte, gelangte man dazu, das Jahr 17 v. Chr. zum ersten eines neuen Jahrhunderts der Stadt zu machen. Mit großer Pracht wurde es gefeiert, und Horaz dichtete dazu das Festlied, das Jünglinge und Jungfrauen im Wechselchore vortrugen (Abb. 92). Der Kaiser und sein Volk empfanden es als Bedürfnis, einen dicken Strich unter die Epoche der Bürgerkriege zu setzen und es auch in ausdrucksvollen Ceremonien kenntlich zu machen, daß eine neue Zeit gekommen sei. Aber diese sollte nicht eigentlich eine neue Zeit sein, sondern nur die Rückkehr zu den Zuständen der alten glorreichen Republik wiederbringen.

Auch unsere Großväter haben ähnliche Stimmungen durchgemacht, und noch wir selbst sind nicht ganz aus ihnen herausgewachsen. Wir werden daher das Augusteische Zeitalter am besten verstehen, wenn wir uns der Geistesrichtung erinnern, die unter dem Namen der Romantik einst ganz Europa und vor allen anderen Ländern unser Deutschland beherrschte. Die „Aufklärung“ des achtzehnten Jahrhunderts hatte jede Autorität erschüttert, jede Überlieferung in Frage gestellt. Alles, was die Väter gutgläubig hingenommen hatten, mußte sich einer Prüfung vor dem Richterstuhle der Vernunft unterwerfen und wurde, wenn es diese nicht bestand, als schädlich oder lächerlich verurteilt. Dabei wußte man nicht, daß jene Vernunft ein höchst parteiischer Richter ist, weil sie in jedem Zeitalter, in jedem Volk, in jeder Gesellschaftsklasse ihre Schlüsse anders zieht. Man hielt den Maßstab, den sie an die Dinge anlegt, für einen absoluten und duldete von ihren Sprüchen keine Appellation. In Frankreich zog man die letzten Konsequenzen dieser Geistesrichtung; die Revolution proklamierte die Menschenrechte, die immer und überall die gleichen sein sollten, und ersetzte die christliche Religion durch den Kultus der alleinseligmachenden Vernunft. Aber mochten die führenden Geister das Altgewohnte auch verurteilen und in hastigem Übereifer zu beseitigen trachten, über die Massen behauptete es seine Gewalt. Sie fragten nichts danach, ob es sich philosophisch rechtfertigen lasse, sondern hielten daran fest, einfach weil es da war und jahrhundertelanger Väterbrauch es geheiligt hatte. In Strömen Blutes versuchte man diesen Widerstand zu ersticken, doch zuletzt erwies er sich als der Stärkere. Und wie das zu gehen pflegt, die Übergriffe der Revolution hatten auch dasjenige, was ihre Ideen Richtiges enthielten, bei den meisten in Verruf gebracht. Die Gegenströmung durchdrang auch die höchsten Schichten des geistigen Lebens und rief auf dem politischen Gebiete die Reaktion, auf dem wissenschaftlichen und künstlerischen die Romantik hervor. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß diese erst durch die Revolution entstanden wäre; ihre Anfänge liegen schon lange vor derselben, wie ja doch in keiner Zeit eine Geistesrichtung die alleinherrschende ist, sondern immer zwei sich widerstrebende und gegenseitig hemmende Strömungen nebeneinander herfließen. Aber was der Romantik ihre Kraft verlieh und die große Mehrzahl der leitenden Männer ihr unterwarf, war doch der Gegensatz gegen die Revolution und ihre Mutter, die Aufklärung.



Abb. 92. Goldmünze, geschlagen zur Feier der Saecularspiele, mit der Inschrift: AVGVST(us) DIVI F(ilius) LVDOS SAE(culares fecit). Auf einer Seite der Divus Julius mit dem Stern (S. 38), ohne Bildnisähnlichkeit als jugendlicher Gott, auf der anderen ein Priester des Salierkollegiums mit dem Schlangenstab als Zeichen des Friedens, den Augustus hergestellt hatte.

Auch in Rom war auf ein Zeitalter wilder Revolutionen endlich der heißersehnte Friede gefolgt. Die Aufklärung war hier nicht so tief gedrungen und so weit ver-

breitet gewesen, wie im achtzehnten Jahrhundert; trotzdem hatte sie, in der gewaltigen Persönlichkeit Caesars verkörpert, alles Bestehende unterwühlt, alles Überlieferte zu entwerten versucht. Das Unheil, das sie auf diese Weise heraufbeschworen hatte, lebte noch frisch in aller Gedächtnis, und jeder zitterte vor seiner Wiederholung. Da ist es ganz natürlich, daß auch unter Augustus das geistige Leben eine Richtung nahm, die unserer Romantik sehr ähnlich ist. Aber auch hier hatten sich die Keime dazu schon lange vorher gezeigt und gelangten durch den Widerspruch gegen das Caesarische Regiment nur zu ihrer vollen Entfaltung.

Was die Aufklärung der Neuzeit vor allem charakterisierte, war ihr Mangel an historischem Sinne. Zwar las man mit Vergnügen Geschichtswerke und holte sich gern aus ihnen Beispiele und Vorbilder; Robespierre hat sich nicht weniger für die Tyrannenmörder des Altertums begeistert, als seiner Zeit Marcus Brutus. Aber die ehrwürdigen Reste, die sich noch aus den Tagen der Väter erhalten hatten, betrachtete man als Gerümpel, das schonungslos wegzuräumen sei. Am bezeichnendsten trat diese Sinnesart in der Ausbildung des sogenannten Naturrechts zu Tage, d. h. der philosophischen Konstruktion eines Rechtes, das allen Menschen von Natur zukommen sollte und auf die thatsächlich gegebenen Rechte gar keine Rücksicht nahm. Wie sich im Gegensatze dazu die historische Juristenschule erhob und bald zu der gewagten Behauptung fortschritt, die Neuzeit besitze gar nicht mehr die Fähigkeit zu einer organischen Rechtsbildung, so erweckte die Romantik auch auf allen anderen Gebieten die Freude am Überlieferten und die geschichtliche Forschung. Niebuhr schuf die Quellenkritik, Jakob Grimm die historische Grammatik und die deutsche Altertumskunde, Böckh gab der klassischen Philologie eine neue Richtung. Man fand den würdigsten Zweck der Bauthätigkeit darin, die alten Dome, die das Mittelalter halb fertig hinterlassen hatte, zu vollenden und zu restaurieren, und auch die moderne Architektur erging sich am liebsten in der möglichst getreuen und stilgerechten Nachahmung von Werken der Vergangenheit. Für uns bedeutete dies Überwuchern des historischen Sinnes eine Durchgangsstufe, die uns reichen Segen hinterlassen hat, weil wir uns darüber zu erheben wußten. Das schwächliche Römertum der Augusteischen Zeit besaß diese Kraft nicht mehr; es ist jahrhundertelang jener unfruchtbaren Bewunderung des Altertümlichen treu geblieben und in dem Verzicht auf jede bewußte Neuschöpfung endlich zu Grunde gegangen.

Als Gaius Asinius Polio im Jahre 39 v. Chr. über eine kleine dalmatische Völkerschaft triumphierte, gründete er aus dem Ertrag der Beute die erste Bibliothek in Rom. Ihre Räume waren mit den Bildnissen von Schriftstellern jeder Art geschmückt, doch befand sich darunter nur ein einziger, der damals noch am Leben war, Marcus Terentius Varro (116—27 v. Chr.). Polio war sonst ein sehr scharfer Kritiker, dessen schonungsloses und immer treffendes Urteil vor keiner litterarischen Berühmtheit Halt machte; namentlich war sein stilistisches Feingefühl sehr leicht zu verletzen. Wenn gerade er dem Varro, obgleich er ein sehr holpriges Latein schrieb, diese Auszeichnung erwies, so ist das ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Denn was den so Geehrten über alle anderen lebenden Schriftsteller erhob, war weiter nichts, als daß er mehr gelesen, mehr gesammelt und mehr geschrieben hatte, als irgend ein anderer Römer vorher oder nachher; schon einige Jahre vor seinem Tode konnte er sich rühmen, siebenmal siebzig Bücherrollen zusammengeschrieben zu haben, wie er denn überhaupt gern mit Ziffern spielte; namentlich hatte er eine endlose Zahl von Schriften über römische Altertümer veröffentlicht. Zwar war darin in stumpfster Kritiklosigkeit auch das Unmöglichste, was irgendwo zu lesen stand, geglaubt und nacherzählt; von einer Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen war gar keine Rede; alles bildete einen wüsten Notizenhaufen, auf dem, zwar äußerlich in ein System geordnet, innerlich aber ganz zusammenhangslos, das krauseste Zeug durcheinanderlag. Aber sie enthielten eine ungeheure Materialsammlung, und der Mann, der sie geschrieben hatte, besaß eine historische Gelehrsamkeit, die konfus und pedantisch zugleich, aber von staunenswertem Umfange war. Wenn dies genügte, selbst für einen Asinius Polio, den Varro zu der bedeutendsten litterarischen Größe der Zeit zu machen, so ersieht man daraus, wie sehr damals im geistigen Leben das antiquarische Interesse

jedes andere überwog. Nicht nur der historische Forscher, sondern auch der nur allgemein Gebildete stöberte in Urkunden der Königszeit, skandierte mühevoll die Verse alter Weissagungen und quälte sich mit dem verschollenen Latein der Zwölftafelgesetze oder der priesterlichen Ritualbücher, um ihm dann die feinsten stilistischen Reize abzugewinnen. Was alt war, galt eben für schön, weil es alt war, genau wie bei unseren Romantikern.

Nach dieser Analogie sollte man meinen, daß auch die historische Forschung damals zu ihrer höchsten Blüte gelangt sei; und wirklich hat das Augusteische Zeitalter die Werke geschaffen, in denen für das spätere Altertum die Geschichte der römischen Republik zum Abschluß kam und die noch heute unsere Kenntnis derselben bestimmen. Sehr bald nach der „Herstellung der Republik" erschienen die ersten Bücher des Titus Livius von Padua (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.), denen sich dann in schneller Folge immer neue anschlossen, so daß das ganze Werk, als es kurz nach dem Tode des Augustus zum Abschluß kam, den Zeitraum von Gründung der Stadt bis zur Unterwerfung der neuen germanischen Provinz durch Drusus umfaßte, mit der das römische Reich seine größte Ausdehnung gewonnen hatte. Gleichzeitig entstand in griechischer Sprache die römische Altertumskunde des Dionys von Halikarnaß; sie begann mit den Vorläufern des Aeneas und reichte bis zum Beginn der punischen Kriege. So bildete sie eine Art rückwärtiger Fortsetzung des Polybios, indem sie dort aufhörte, wo er begann. Noch etwas früher hatte der Sizilianer Diodor eine allgemeine Weltgeschichte von den Anfängen der Menschheit bis auf Caesars erstes Consulat (59 v. Chr.) geschrieben. Zu diesen umfassenden Werken kamen dann noch zahlreiche Einzeldarstellungen, von denen wir nur den Bürgerkrieg des Asinius Polio und die Selbstbiographie des Augustus nennen wollen. Die historische Produktion war also nicht gering; aber soweit man aus dem Erhaltenen auf das Verlorene schließen darf, entsprach ihr Wert nicht dem Umfang. Denn die Freude am Überlieferten, die bei den modernen Romantikern die Kritik weckte, hat sie bei den römischen unterdrückt und ertötet.



Abb. 93. Silberbecher mit Vergoldung (die Henkel abgebrochen). In der Mitte der Kopf des Marsyas, links des Silenus, rechts des Bacchus. Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu Seite 134.)

Über den Zweck der Geschichtschreibung hatten die Griechen schon am Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. folgende Theorie aufgestellt, die sich dann so gut wie unverändert durch das ganze Altertum behauptet hat. Nur durch Erfahrung wird man klug; doch erwirbt man sie meist unter harten Leiden und mit schweren Einbußen. Zudem ist kein Mensch im stande, die Erfahrungen, deren er für seine Wirksamkeit im Staate wie für sein privates Leben bedarf, alle rechtzeitig selbst zu machen. Diesem Übel hilft die Geschichte ab, indem sie uns die Erfahrungen anderer ohne Mühe und Gefahr darbietet. Da nun jeder von uns in die gleiche Lage kommen kann, wie ihre Helden, belehrt sie uns durch das Beispiel derselben, welches Verhalten in jedem Falle Schaden oder Nutzen bringt. — So annehmbar diese Lehre auf den ersten Blick auch aussieht, birgt sie doch große Gefahren in sich. Denn wenn in der Geschichte sich auch alles wiederholt, so kehrt doch nichts genau mit den gleichen Umständen wieder, und die Abweichungen sind meist noch bedeutsamer als die Übereinstimmungen. Dieselbe Handlung, die in gewissen Zeitverhältnissen heilsam war, kann daher in anders gearteten verderblich werden, auch wenn die beiden Fälle, in denen sie zur Anwendung kommt, sich scheinbar sehr ähnlich sehen. So hatte der

Tyrannenmord des Pelopidas sein Vaterland zur höchsten Blüte erhoben, der des Brutus es in das tiefste Verderben gestürzt. Die Geschichte lehrt uns wohl den Weltlauf verstehen und kann dadurch auch unser Handeln günstig beeinflussen; wer aber ein einzelnes Beispiel aus ihr im Sinne einer eigenen Erfahrung ausbeuten und schlichtweg nachahmen will, wird fast regelmäßig fehlgehen. Doch gerade in dieser falschen Weise benutzten sie die Alten und suchten sie daher nach Möglichkeit lehrhaft zu gestalten. Sie sollte eben auf den Willen günstig einwirken, moralisch und politisch zum Guten erziehen. Nun sind aber die Lehren, die sie erteilt, nach dieser Richtung hin nicht selten gefährlich. So lernte man aus ihr, daß Hannibal sein Leben lang für die Größe seiner Vaterstadt gerungen hatte, um endlich den Giftbecher trinken zu müssen, daß Marius und Sulla, nachdem sie aus persönlichen Gründen den Bürgerkrieg entfacht und Tausende hingeschlachtet hatten, ruhig und hochgeehrt in ihren Betten gestorben waren. Andererseits ließ sich nicht leugnen, daß eine Aesopische Fabel ebenso gut den Willen beeinflussen konnte, wie eine historische Erzählung. Diese besaß freilich den Vorzug, wahr zu sein; aber die Wirkung, die hierdurch hervorgebracht wurde, ließ sich auch durch eine Täuschung erzielen, wenn man ihr nur den Schein der Wahrheit zu geben wußte. Diese Konsequenz haben die praktischen Römer gezogen, sobald sich bei ihnen eine Geschichtschreibung gebildet hatte. In der Unwahrhaftigkeit, die sie bedingte, sah keiner etwas Böses, da sie ja den besten Zwecken diente. Als Beispiel möge uns Lucius Calpurnius Piso (um 150 v. Chr.) dienen, ein Mann, dem man wegen seiner hohen und unbezweifelten Achtbarkeit den Beinamen Frugi gab. Er erzählte in seinen Annalen unter vielem Ähnlichen auch folgendes: Von demselben Romulus heißt es, daß er, zum Mahle geladen, dort nicht viel getrunken habe, weil er am anderen Tage ein Geschäft vorhatte. Man sagt ihm: „Romulus, wenn alle Menschen es so machen, werden die Weinpreise sinken.“ Denen antwortet er: „Nein, vielmehr steigen, wenn jeder trinkt, soviel er will; denn ich habe getrunken, so viel ich wollte.“ — So predigte durch das Beispiel des Romulus der Geschichtschreiber seinen Lesern Mäßigkeit. Und abgeschmackte Anekdoten dieser Art wurden zu Hunderten erfunden und werden noch heute zu Dutzenden von den Kindern als römische Geschichte auswendig gelernt. Man denke nur an Cincinnatus, Camillus, Fabricius, Regulus und alle die anderen tugendhaften Helden, durch deren leuchtende Vorbilder man noch auf unseren Schulbänken die Jugend zur Moral erziehen will.



Abb. 94. Silberbecher mit Vergoldung. Berlin, Museum.
Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund.
(Zu Seite 134.)

In dieser Art von Geschichtschreibung lebte freilich nichts von dem wissenschaftlichen Sinne der besseren unter den Griechen; doch fehlte es ihr nicht an frischer Fabulierlust und geistvoller Erfindung. Denn nicht alle die Tendenzlügen, in denen jede Zeit und jede Parteirichtung ihr ethisches oder politisches Ideal vertrat, waren so platt, wie die des biederen Piso. Doch auch der Quell der Fälschung, der vorher nicht gerade sauber, aber doch reich und lustig gesprudelt hatte, ist unter Augustus im Versiegen. Der Grund ist nicht etwa Steigerung der Wahrheitsliebe; denn auch Livius scheut sich nicht, die Thatsachen beliebig zu entstellen, falls dies dem Ruhme der großen Ahnen förderlich ist. Wenn er und seine Genossen sich keine neuen Anekdötchen mehr ausdenken, so liegt dies zum Teil vielleicht an einem Erschlaffen der Erfindungskraft, aber vorzugsweise an jener romantischen Scheu vor dem Überlieferten. Diese hindert nicht, daß man das Bild der großen Vergangenheit durch das Wegwischen jeden Makels noch mehr verschöne, wohl aber unterbindet sie die Adern jeder ernsthaften Kritik. Wo gar zu augenfällige

Widersprüche hervortreten, wird zwar darauf hingewiesen und ein schüchterner Ausgleich versucht; im allgemeinen aber ist die Geschichte des Livius weiter nichts als das große Sammelbecken, in dem die Fälschungen der älteren Zeit zusammengeflossen sind. Die Charakteristiken sind flach und schematisch, die Motivierung unklar, außer wo sie aus Polybios abgeschrieben ist; von irgend einem Verständnis für den Zusammenhang der historischen Entwickelung, irgend einem Versuche, den Stoff geistig zu durchdringen, findet sich nicht die leiseste Spur. Das einzige Verdienst des Livius besteht darin, daß er die Geschichte Roms zum erstenmal in jenem flüssigen Stil erzählte, den Cicero und Caesar ausgebildet hatten. Dies aber genügte, um ihn dem ganzen späteren Altertum als den größten Historiker der lateinischen Zunge erscheinen zu lassen. Und wenn seine Tendenz, soweit er sich überhaupt den Luxus einer Tendenz erlaubte, durchaus republikanisch war, so erhöhte dies nur sein Ansehen in den Augen des „Herstellers der Republik" und seines Volkes.

Nur die Thatsache, daß man damals so kläglich geringe Anforderungen an die geistigen Größen der Nation stellte, macht es für uns begreiflich, wie die Aeneis des Publius Vergilius Maro (70—19 v. Chr.) ihre beherrschende Stellung in der römischen Litteratur gewinnen und dauernd behaupten konnte. Auch das Nationalepos der Römer darf man den historischen Werken, wenn nicht zurechnen, so doch angliedern; jedenfalls ist es aus dem historischen Geiste des Augusteischen Zeitalters hervorgewachsen. Denn damals meinte man, auch Ilias und Odyssee seien in ihrem Kerne wahr und nur in den Einzelheiten mit dichterischer Freiheit erweitert und ausgeschmückt. Wie man in diesen Epen ein Stück der griechischen Urgeschichte erblickte, so wollte auch Vergil die Urgeschichte seines Volkes poetisch darstellen. Denn sein Ziel war kein geringeres, als den Römern ihren Homer zu schenken.

Aus der griechischen Litteratur hatte die römische ihre ersten Anregungen empfangen und blieb immer ihre dankbare Schülerin. Doch in der großen Zeit, als die kühne Politik des Senats sich den Erdkreis unterwarf, besaßen auch die Schriftsteller Roms den Mut, jenes bewunderte Vorbild in freier Selbständigkeit umzugestalten. Zwar das älteste Werk der römischen Dichtkunst, das sich im Gedächtnis der Nachwelt behauptete, war nur eine Übersetzung der Odyssee gewesen. Aber kurze Zeit, nachdem Livius Andronicus sie vollendet hatte, wagte Gnaeus Naevius (um 230 v. Chr.) schon nationale Stoffe zu behandeln, ja er scheute nicht davor zurück, Ereignisse der allerjüngsten Zeit seinen Dichtungen zu Grunde zu legen. So besang er den ersten punischen Krieg, in dem er selbst mitgekämpft hatte, in Form eines Epos und brachte eine Episode aus den Gallierkriegen, die sich erst kurz vorher ereignet hatte, als Tragödie auf die Bühne. Auch das Versmaß des Saturnius, dessen er und Livius Andronicus sich bedienten, war dem nationalen Volksgesange entnommen. Freilich erschien dies den Späteren nicht griechisch genug. Quintus Ennius führte daher den Hexameter in die lateinische Poesie ein und dichtete so (um 180 v. Chr.) eine römische Geschichte in Versen. Auch er wollte den Homer nachahmen, ja er eröffnete seine „Annales" mit der Erzählung eines Traumes, der ihm verkündet habe, daß der Geist des griechischen Dichters durch Seelenwanderung auf ihn übergegangen sei. Doch wenn er auch einzelne Gleichnisse und Schilderungen seinem Original entlehnte, war der Stoff seines Epos doch zu abweichend von dem des homerischen, um einen gar zu engen Anschluß zu gestatten. So gern und freudig er seine Abhängigkeit bekennt, wird er daher fast wider Willen zu einem ganz selbständigen Dichter, der neben manchem Trockenen und Geschmacklosen auch Verse von prächtigem Klange und Erzählungen von ergreifender Kraft hinterlassen hat. Und während er sich im Epos halb unbewußt von den Griechen losrang, schuf er zugleich in der Satire eine neue Dichtungsart, für die sie kein Vorbild darboten. Noch kühner suchte sich der alte Cato über sie zu erheben, als er um 150 v. Chr. sein Geschichtswerk schrieb. Zwar schloß er sich ihrer Lehre an, daß die Geschichte moralisch und politisch wirken solle, zog aber auch gleich daraus die ganz richtige Konsequenz, daß für diesen Zweck auf Namen und Zahlen gar nichts ankomme, und suchte daher sein Buch nach Möglichkeit von diesem überflüssigen Gedächtniskram frei zu halten. Was er so zu stande brachte, war ein höchst wunderliches Machwerk, aber in Auffassung, Komposition und

Darstellung durch und durch originell. Und nach ihm kam Gaius Lucilius, der die Satire in echt römischem Sinne weiterbildete und zu ihrer höchsten Vollendung erhob; doch mit ihm sollte die Selbständigkeit, welche die lateinische Litteratur, wenn auch auf Grundlage der griechischen, entwickelt hatte, ihr Ende erreichen.

Noch bei Lebzeiten des großen Satirikers begannen jene wilden Revolutionen, deren Massenmorde ein Jahrhundert lang die traurige Arbeit fortsetzten, fast jeden kühnen und freien Geist auszurotten. Dem schwächeren Geschlecht, das übrig blieb, war auch der künstlerische Mut verloren gegangen. Man wagte sich nicht mehr auf neue Wege, und das um so weniger, als eine unbefangene Kritik sich nicht verheimlichen konnte, daß diejenigen Römer, die es früher gethan hatten, doch sehr weit hinter den Griechen zurückgeblieben waren. So wurde es das höchste Ziel des litterarischen Ehrgeizes, es ihrem Vorbilde gleichzuthun. Dies aber meinte man am sichersten zu erreichen, wenn man es in jeder Beziehung ganz ebenso machte, wie sie es gemacht hatten, ihre Formen nachahmte und ihre Gedanken, so gut es gehen wollte, ins Lateinische übertrug. Cicero bildete sich ein, eine römische Philosophie geschaffen zu haben, wenn er, gleich Platon, Dialoge schrieb und darin die Lehren des Stoikers Panaitios in seinen geschmackvollen Stil übersetzte, und von der gleichen Bescheidenheit waren die Ansprüche, die alle die anderen Skribenten Roms an sich stellten. Freilich befanden sich unter ihnen einzelne, bei denen die starke Persönlichkeit auch durch die fremde Hülle noch immer hervorbrach. Die Liebeslieder des Catull, das philosophische Lehrgedicht des Lucrez sind ohne Zweifel Nachahmungen, bleiben aber trotzdem ureigene Poesie. Doch auch diese halbe Selbständigkeit wird im Laufe der Zeit immer seltener, und der schwächlichste aller Nachtreter war der Mann, den das spätere Altertum als den römischen Homer verehrte.



Abb. 95. Salzfaß aus Silber mit Nielloeinlage. Berlin, Museum. Aus Pernice und Winter, Der Hildesheimer Silberfund. (Zu Seite 134.)

Auch Vergil ist der Meinung, daß man seinem Vorbilde am nächsten komme, wenn man jedes einzelne Motiv desselben sklavisch wiederhole. Die Irrfahrten des Aeneas entsprechen bei ihm der Odyssee, der Kampf um Lavinium der Ilias. Wie Odysseus seine Abenteuer dem Alkinoos erzählt, so Aeneas der Dido; wie an Hektor der Tod des Patroklos gerächt wird, so an Turnus der Tod des Pallas; wie Achill seinem toten Freunde Leichenspiele veranstaltet, so Aeneas seinem toten Vater; wie Odysseus lebend in die Unterwelt hinabsteigt, so auch der fromme Held des Vergil; wie bei Homer die Feinde zeitweilig ins Lager der Griechen eindringen, während Achill dem Kampfe fern bleibt, so bei Vergil ins Lager der Trojaner, während Aeneas abwesend ist. Weder die Seestürme und Schiffbrüche der Odyssee, noch der Cyclop und Skylla und Charybdis werden dem Leser geschenkt. Selbst die langweiligen Stellen der Ilias, wie den Schiffskatalog und jene trockenen Aufzählungen gefallener Helden, die in den Schlachtbeschreibungen des Homer oft so ermüdend wirken, ahmt sein römischer Affe getreulich nach. Doch vermag er weder seine Personen zu charakterisieren, noch seine Handlung lebendig und interessant zu gestalten. Aeneas soll ein gewaltiger Held sein, steht aber jeder Gefahr mit hilflosem Gewinsel gegenüber und vermag keinen einzigen Entschluß zu fassen oder gar ins Werk zu setzen, ohne daß irgend ein Gott ihm die Hand führte. Nichts, was im ganzen Epos geschieht, ist freie menschliche That, sondern gleich der Hauptperson werden auch alle Nebenfiguren wie an Drähten hin- und hergeschoben, die Jupiter, Juno oder Venus in den Fingern halten. Die Götter sind daher die einzigen wirklich Handelnden, aber was sie treiben, ist von kindischer Zweck-

losigkeit. Denn von der ersten Zeile an steht es fest, daß durch unabwendbaren Schicksalsspruch dem Aeneas beschieden ist, in Latium zu herrschen. Wenn also Juno den feindlichen Trojaner in jeder Weise schädigt und hemmt, so geschieht dies nur, um ihrem Ärger über das Unvermeidliche Luft zu machen, obgleich sie sehr wohl weiß, daß nichts dabei herauskommen kann. So ist denn alles, was vorgeht, eigentlich nur Episode; es gibt keinen einzigen Teil des Gedichtes, selbst die Liebesgeschichte der Dido nicht ausgenommen, der nicht hätte fehlen können, ohne das Wesentliche der Handlung zu schädigen. Diese schreitet daher auch gar nicht fort, sondern bewegt sich in lauter gleichgültigen Abenteuern, die zum Schlusse alles genau ebenso lassen, wie es schon von Anfang an gewesen war. Daß Juno endlich klein beigibt, ist eine ebenso unvernünftige Laune, wie alles, was sie vorher getrieben hat; nichts ist geschehen, was ihren Zorn versöhnen könnte; denn das Versprechen, daß man im künftigen Rom ihr einen Kultus weihen werde, hätte ihr Jupiter ebenso gut schon im ersten Gesange machen können. Doch an der Handlung als Ganzem liegt dem Dichter auch gar nichts; denn er ist ganz außer stande, einen großen Zusammenhang klar zu überschauen und ihm planvoll die Teile unterzuordnen. Immer haftet sein Blick nur an der einzelnen Szene, ja an der einzelnen Tirade, und was in dieser gut klingt, wird aufgenommen, mag es auch mit so und so vielen anderen Stellen im Widerspruch stehen. So sind die umirrenden Trojaner, die Aeneas nach Latium führt, bald viele Tausende, bald nur ein kleines Häuflein, je nachdem das eine oder das andere rhetorisch wirksamer erscheint. Denn die Schilderungen des Vergil bewegen sich immer nur in unlebendigen Phrasen; niemals hat er von dem, was er erzählt, eine klare Anschauung, „wie er überhaupt einen einfachen Vorgang nach dem Leben weder beschreiben kann noch will; nur daß deklamiert und eventuell auch geheult werden muß, steht ihm fest“. Wie bei dem Geschichtswerke des Livius, so ist auch an der Aeneis das einzige poetische Verdienst ein im allerengsten Sinne formales. Vergil versteht es, seine Sentenzen hübsch zu runden und die Reden seiner Helden nach allen Forderungen der Schulrhetorik aufzubauen; seine Verse fließen gut, und daß ein großer Teil derselben von Ennius, Cornelius Gallus und anderen gestohlen war, gereichte ihm nach den Anschauungen seiner Zeit nicht zur Unehre. Denn die Härten jener Vorgänger hatte er gemildert, ihre formellen Schwächen geschickt vermieden; ein feines Ohr konnte sich am Wohllaut seiner Sprache ergötzen, und weil man durch die Aeneis immer wieder an Homer erinnert wurde, glaubte man, in ihr echt homerische Poesie zu besitzen.

Daß die Annalen des Ennius, die bis dahin als das römische Nationalepos gegolten hatten, durch die Aeneis ganz verdrängt, ja zeitweilig gar nicht mehr gelesen wurden, erklärt sich zum Teil aus jenen formellen Vorzügen. Cicero und seine Zeitgenossen hatten dem lateinischen Stil seinen glänzendsten Schliff gegeben; unter ihrem Einfluß waren die Ohren der litterarischen Feinschmecker so verwöhnt worden, daß sie alles Frühere grob und bäuerisch, wenn nicht gar geradezu lächerlich fanden. Zwar das Uraltertümliche suchte man auf, um es zu studieren und zu bewundern. Aber die Schriftsteller, die man erst kürzlich auf der Schule gelesen hatte, entbehrten des fremdartigen Reizes, der die frühesten Denkmäler dem romantischen Geiste der Zeit teuer machte. Erst nachdem auch jene ein volles Jahrhundert lang so gut wie vergessen waren, gewannen sie jenen Reiz und feierten dann im Zeitalter Hadrians ihre glänzende Auferstehung. Einstweilen traten sie hinter den neuesten Erzeugnissen zurück, die den verfeinerten Anforderungen an Stil und Versbau genügten. Was aber den Sieg der Aeneis entschied, waren außerdem noch zwei andere Momente. Erstens schmeichelte sie dem historischen Sinne der Epoche, weil sie ein durch und durch gelehrtes Epos war; auf jeder Seite bewies ihr Verfasser, daß er nicht nur den Homer und seine Kommentatoren, sondern auch den Varro gründlich studiert hatte, und die Leser begrüßten es mit stolzer Freude, wenn auch sie die Anspielungen auf die neuesten Resultate der Wissenschaft unter dem poetischen Gewande herausmerkten. Denn daß Vergil oft so kritiklos war, aus einem Buche dies, aus einem anderen das Entgegengesetzte abzuschreiben, daß er z. B. bald Julus, bald Silvius zum Gründer von Alba Longa machte, beachteten

sie ebensowenig, wie er selbst es beachtet hatte. Zweitens aber war die Dichtung so loyal, wie das neue Kaisertum dies nur verlangen konnte. Wurde doch in dem frommen Aeneas auch derjenige gefeiert, der sich seiner Abkunft von dem Helden rühmte, und immer wieder wiesen Prophezeiungen mit aufdringlicher Absichtlichkeit auf Caesar Augustus hin, der nach tausendjährigen Kämpfen der Welt den Frieden bringen solle. Wahrscheinlich geschah es nicht ohne Zuthun des Kaisers, daß ein hervorragender Pädagoge die Aeneis schon sehr bald nach ihrem Erscheinen in den Schulunterricht einführte, in dem sie schnell die beherrschende Stellung errang und bis tief ins Mittelalter hinein behauptete.

Denn an der Entwickelung der Litteratur nahm Augustus den regsten Anteil. Er selbst schrieb nicht nur seine Memoiren, sondern veröffentlichte auch ein Büchlein Epigramme; ja er wagte sich sogar an ein Trauerspiel heran, das er dann freilich mit richtigem Urteil selbst vernichtete. Vor allem aber sammelte er die Talente um sich und suchte sie durch glänzende Belohnungen zur Produktion anzuregen. Auch darin wollte er der Perikles Roms sein, daß er ihm ein perikleisches Zeitalter schuf; hatte er den Frieden wiedergebracht, so sollten unter ihm auch die Künste des Friedens blühen. Als er die Schließung des Janustempels mit prächtigen Spielen feierte, da ließ er sich für diese von Lucius Varius das Trauerspiel Thyestes schreiben und honorierte es mit dem Sümmchen von einer Million Sesterzen (230 000 Mark). Das Säcularlied des Horaz (S. 124), die schöne Litteraturepistel, die er an Augustus auf dessen eigene Forderung richten mußte, werden verhältnismäßig nicht minder gut bezahlt worden sein. So ist denn die ganze Dichtkunst der Zeit vom Preise des Herrschers erfüllt; denn es war allbekannt, daß er jedes bedeutendere Erzeugnis derselben las und, wenn es sein Wohlgefallen zu erregen wußte, mit dem Lohne nicht kargte.

Auch in dieser Beziehung war das Verdienst des Augustus kein anderes, als daß er sich von der allgemeinen Zeitströmung nicht nur mittragen ließ, sondern ihr freudig voranging. Die wahrhaft fürstliche Freigiebigkeit, mit der Gaius Maecenas, einer der nächsten Freunde des Kaisers, die Dichter seiner Umgebung zu beschenken pflegte, ist ja sprichwörtlich geworden, und ähnlich wie er fesselten auch Gaius Asinius Polio, Marcus Valerius Messalla Corvinus und mancher andere von den Spitzen des römischen Adels einen ganzen litterarischen Hof-



Abb. 96. Bildnis eines verstorbenen Kindes, mit Hilfe der Totenmaske hergestellt. Berlin, Museum. (Zu Seite 136.)



Abb. 97. Kinderbildnis. Kopenhagen, Sammlung Jacobsen.
(Zu Seite 136.)

die Lobpreisungen eines berühmten Schriftstellers seinen Namen auf die Nachwelt bringen ließ. Für diese litterarische Eitelkeit schuf Asinius Polio das Organ, indem er zuerst das Beispiel gab, die neuesten Früchte seiner Muse vor einem geladenen Publikum vorzutragen. So stellte das Klatschen nachsichtiger Freunde dem Dichter die vorläufige Anweisung auf seinen künftigen Nachruhm aus, und dasjenige, was man gehört hatte, gab den gebildeten Kreisen Roms für einige Tage einen Gesprächsstoff, der das bedenkliche Gebiet der Politik nicht berührte.

staat an ihre Person. Buchhändlerhonorare gab es damals nicht; trotzdem konnte der talentvolle Schriftsteller es noch leichter zu Reichtum oder doch zu behäbiger Wohlhabenheit bringen als heutzutage. Nur mußte er sich entschließen, die Gaben eines vornehmen Gönners mit demütigen Bücklingen entgegenzunehmen, was der Entwickelung der Litteratur zu freier Größe nicht gerade förderlich war. Doch Leute, die sich mit Vergnügen ansingen ließen und weit über jedes vernünftige Maß dafür erkenntlich zeigten, fanden sich in Menge. Denn seit die Kämpfe des Forums schwiegen oder schnell durch den Willen eines Mannes entschieden wurden, hatte das öffentliche Interesse, je mehr es sich der Politik abwandte, desto eifriger die Litteratur ergriffen, und die Ruhmsucht, die sich im Staate auf einen sehr engen Spielraum eingeschränkt sah, fand darin ihre Befriedigung, daß man entweder selbst als Schriftsteller glänzte oder doch durch

Bezeichnenderweise erregte gerade derjenige Zweig der Litteratur das allerlebhafteste Interesse, der ganz im politischen Treiben der Republik wurzelte und unter dem Szepter des Monarchen den größten Teil seiner Bedeutung eingebüßt hatte. Solange es noch in Senat und Volksversammlung Einfluß zu gewinnen galt, war das wichtigste Mittel dazu die Kunst der freien Rede gewesen. Zu ihrer Erlernung hatten die Griechen eine Theorie und eine Pädagogik geschaffen, deren Methode vorzugsweise darin bestand, daß die Schüler über fingierte Streitfälle disputierten. Damals war es noch nicht sehr lange her, daß diese Übungen auch in Rom ihren Einzug gehalten hatten; aber je weniger man auf dem Forum noch zu sagen hatte, desto mehr machte der zurückgedrängte Redetrieb sich in ihnen Luft. Mit glühendem Eifer gaben selbst die vornehmsten Häupter des Senats, die schon seit langen Jahrzehnten den Ruhm der ersten Redekünstler genossen und ihn vor der „Herstellung der Republik“ oft genug in ernsten politischen Kämpfen bewährt hatten, sich jetzt diesen Spielereien hin. Wunderlich genug muß es sich ausgenommen haben, wenn ein Asinius Polio oder Messalla Corvinus stundenlang darüber Phrasen drechselten, ob ein Tyrannenmörder, der zu-

gleich Ehebrecher sei, den Lohn des Tyrannenmordes verdiene oder nicht (S. 13). Doch aus dem Kreise hochgeborener Herren und berühmter Schriftsteller, die solchen Übungen beizuwohnen pflegten, empfand keiner diese ungeheure Lächerlichkeit; ernsthaft lauschten sie dem tönenden Wortschwall und klatschten begeistert Beifall, wenn unter den zehnmal gehörten Argumenten ausnahmsweise ein neues auftauchte oder eine Sentenz schön gerundet ins Ohr fiel.

Denn wohlklingende Phrase war die Seele jenes ganzen litterarischen Treibens, das dem Augusteischen Zeitalter seinen Charakter gab. Neues hatte keiner zu sagen, und wer vielleicht etwas gewußt hätte, traute sich nicht damit hervor. Es ist bezeichnend dafür, daß Horaz in seiner berühmten Ars poetica, die übrigens auch nach einem griechischen Vorbilde gearbeitet ist, den Tragiker davor warnt, etwas anderes als die hergebrachten mythologischen Stoffe zu behandeln, weil die Gestaltung eines Gegenstandes, den die Griechen noch nicht mundgerecht gemacht hätten, dem Dichter gefährliche Schwierigkeiten bereite. In erster Linie schrieb man eben für den vornehmen Gönner, der seinen Geschmack an den Griechen gebildet hatte und leicht daran Anstoß nahm, wenn er etwas anders fand, als er es gewohnt war. So war denn der höchste Zweck, alles, was man an ihrer Litteratur am meisten schätzte, Homer, Archilochos, Alkaios, Sappho, Euripides, Theokrit, Kallimachos, Arat und Euphorion, in römisches Gewand zu kleiden; aber dies Übermaß von Vorbildern erstickte jede Selbständigkeit. Zwar sind nicht alle Augusteischen Schriftsteller so dürftig wie Livius und Vergil. Doch soll man nicht vergessen, daß unser hartes Urteil über diese beiden dadurch mitbestimmt ist, daß die wichtigsten Quellen, denen sie folgten, namentlich Polybios und Homer, zufällig erhalten sind. Bei mancher Dichtung, z. B. bei der Ciris des Gaius Cornelius Gallus (69—26 v. Chr.), mag die öde Nachahmung nur deshalb minder sichtbar sein, weil dasjenige, was sie nachahmt, uns unbekannt ist. Auch die Kopien des Myronischen Diskuswerfers sind für uns hochgeschätzte Kunstwerke, weil ihr Original verschwunden ist; brächte ein glücklicher Zufall es wieder ans Tageslicht, so wären jene so gut wie wertlos. So hat der Strahl homerischer Schönheit, der aus der schlechten Nachahmung das Vergil noch immer hervorleuchtete, viele Jahrhunderte begeistert, weil ihnen das griechische Epos in seiner ursprünglichen Herrlichkeit wenig oder gar nicht bekannt war.

Das eigenartigste Stück römischer Dichtkunst, das die Augusteische Zeit uns hinterlassen hat, sind die Satiren und Episteln des Quintus Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), obgleich sie sich an Lucilius anlehnen. Es



Abb. 98. Kinderbildnis. Berlin, Museum. (Zu S. 136.)

sind anmutige Plaudereien, die bald persönliche Erlebnisse des Dichters oder auch eine hübsche Fabel erzählen, bald die Sünden und Thorheiten der Welt geißeln, bald ästhetische oder moralische Betrachtungen bieten. In ihrer Schärfe und ihrem prickelnden Reiz erinnern sie etwa an die kleinen Prosaschriften eines Heine oder Börne; jedenfalls übertreffen sie diese weder an Tiefe des Gedankens noch an künstlerischem Wert. Übrigens ist es nicht unmöglich, daß er ein Stammesgenosse jener beiden war; denn sein Vater gehörte zu den Freigelassenen, die sich damals zum größten Teil aus den semitischen Gegenden Asiens und Syriens rekrutierten. Es war ein Zeichen der Zeit, daß derjenige römische Dichter, der sich in der Herde der Nachahmer noch die größte Selbständigkeit zu wahren wußte, unrömischen Blutes war. Viel niedriger, als jene hübschen Kleinigkeiten, stehen die anspruchsvolleren Oden des Dichters; auch sind sie in höherem Maße von griechischen Vorbildern abhängig. Doch wissen sie, auch was diesen entnommen ist, mit großem Geschick den Verhältnissen und Persönlichkeiten Roms anzupassen; denn fast alle sind sie in echt Goetheschem Sinne Gelegenheitsgedichte, ganz aus ihrer Zeit herausgewachsen und deren Stimmungen wiedergebend. Zwar in den Liebesliedern will der hohe Ton nicht immer zu dem leichten Inhalt passen; doch wo der Dichter als Mahner und Prophet zu seinem Volke redet, weiß er mit dem ernsten Feierklange der griechischen Rhythmen mächtig die Begeisterung zu wecken.

Noch näher stehen uns die Elegiker, schon weil unser Goethe sie in den „Römischen Elegien“ seiner Nachahmung gewürdigt hat. Diese Form der Dichtung war den Alexandrinern Philetas und Kallimachos entlehnt und durch Gaius Cornelius Gallus zuerst in Rom eingebürgert. Das kleine Epos Ciris, das uns allein von ihm erhalten ist, läßt uns den Verlust seiner Elegien nicht sehr bedauern. Ihm folgten Sextus Propertius (ungefähr 46—14 v. Chr.), Albius Tibullus († 19 v. Chr.) und Publius Ovidius Naso (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.), jeder die Form des Distichons zu größerer Abrundung, Weichheit und Leichtigkeit weiterbildend, zugleich aber auch jeder an dichterischer Kraft, reicher Bildlichkeit und Wärme der Empfindung geringer als sein Vorgänger. Was sie alle in ihrer leichten Lyrik besingen, ist nicht die Leidenschaft der Liebe, sondern das Spiel der Liebelei mit irgend einem Dämchen der Halbwelt. Zwar ergießen auch sie sich mitunter in rührseligen Klagen über die Untreue der Geliebten; doch in allen Gedichten dieser Art tritt es unverkennbar hervor, daß dies hergebrachtes Schema, nicht wirkliches Empfinden ist. Auch sonst arbeiten sie viel mit entlehnten Motiven, die einer von dem anderen übernimmt, um sie künstlerisch immer feiner auszugestalten, wobei sie freilich immer mehr von ihrer Ursprünglichkeit verlieren. Trotzdem bleibt genug Selbsterlebtes und Selbstempfundenes übrig, um diese verliebten Tändeleien noch immer höchst reizvoll erscheinen zu lassen. Allerdings reicht keiner der römischen Elegiker auch nur entfernt an Goethe heran, der auch die Nachahmung zu seinem eigensten Eigentum macht, indem er sie mit seiner mächtigen Persönlichkeit durchdringt. Denn eben darin beruht ja die Schwäche des Augusteischen Zeitalters, daß es wohl hervorragende Techniker in Stil und Versbau hervorzubringen vermochte, aber keine starken Persönlichkeiten.

Auch die bildende Kunst zeigt dasselbe hübsche und feine, aber etwas bläßliche Gesicht. Das Bedürfnis nach Schönheit ist ungemein stark und weit verbreitet; auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches sollen alle ihren Stempel tragen; wer nur irgend die Mittel hat, schmückt sein Heim. Welche Fülle edler Pracht bei den Mahlen der Reichen entfaltet wurde, das zeigen uns der Silberfund von Boscoreale (Abb. 28. 30—33) und der kleinere, aber künstlerisch noch sehr viel höher stehende von Hildesheim (Abb. 17—24. 93—95). Nicht ohne Grund hat man diesen früher das Tafelgeschirr des Varus genannt; denn ein solcher Schatz herrlichster Goldschmiedearbeit, dessen jüngste Stücke zweifellos der Augusteischen Zeit angehören, kann nicht leicht auf andere Weise in das Innere Germaniens gekommen sein, als durch die Beute einer siegreichen Schlacht. Auch findet sich von dem römischen Tafelsilber, nicht aber von den barbarischen Gefäßen, die ihm beigelegt sind (Abb. 24), genau die Hälfte jeder einzelnen Garnitur, was sehr nach einer rohen Beuteteilung aussieht, und im Lande der Cherusker, also gerade dort, wo das Schönste und Wertvollste, was man im Teutoburger Walde

den Feinden abnahm, nach allen Forderungen der Gerechtigkeit hinkommen mußte, ist der Schatz zu Tage getreten. So enthält er denn auch das Vollkommenste, was je das vergangener Jahrhunderte schmückt, so auch im Augusteischen Zeitalter. Bronzen aller Art, deren eigentümliche Patina verriet, daß sie nach der Zerstörung von



Abb. 99. Mittlerer Teil eines Wandgemäldes aus der Villa der Livia Ad Gallinas (Primaporta bei Rom).
Nach: Antike Denkmäler, herausgegeben vom Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institut, Verlag von Georg Reimer, Berlin. (Zu Seite 136.)

römische Handwerk geschaffen hat, ja manches dieser schönen Gefäße scheint viel ältere, echt griechische Kunst zu verraten (Abb. 17—19. 30). Denn wie heute der reiche Kenner sein Zimmer gern mit Möbeln und Geräten Korinth (146 v. Chr.) aus dem Brandschutte der Stadt hervorgezogen waren, wurden mit kolossalen Preisen bezahlt, und der Sammelsport war unter der römischen Aristokratie weit verbreitet. Auch Augustus

hat in diesem Sinne die griechischen Städte geplündert; doch that er es nicht für sich, sondern für Rom. Wie nicht nur Asinius Polio, sondern auch er selbst große Bibliotheken anlegten und dem Publikum zur Verfügung stellten, so schuf er auch etwas, was die Stelle der modernen Museen vertrat. Gemälde und Statuen berühmter Künstler wurden teils als Weihgeschenke in den Tempeln aufgestellt, teils schmückten sie die Säulengänge und öffentlichen Hallen, in denen das Volk sich zu sammeln pflegte. Auch Werke der Kleinkunst machten er und seine Angehörigen in ähnlicher Weise der Oeffentlichkeit zugänglich; so ließ der junge Marcellus in dem Tempel des palatinischen Apollo, den Augustus erbaut hatte, eine kostbare Sammlung von geschnittenen Edelsteinen aufstellen (vgl. Abb. 85). Doch je höher man die Kunst vergangener Tage schätzte, je mehr Gelegenheit dem Römer geboten wurde, sie kennen zu lernen und zu studieren, desto unselbständiger wurde seine eigene. Auch hier, wie auf dem Gebiete der Litteratur, wird durch die Überfülle hochgepriesener Vorbilder das Schaffen in Fesseln eingezwängt. Das technische Können steht ungemein hoch. Die Bildnisse, die den Künstler zwangen, seinen Blick unmittelbar auf die Natur zu heften und ihm das Kopieren irgend eines alten Musters von selbst verboten, zeugen daher zwar nicht von starker künstlerischer Individualität, sind aber doch meisterlich gearbeitet und offenbar von großer Ähnlichkeit (Abb. 3 bis 5. 8. 15. 31. 34. 38—43. 55. 57. 61. 62. 64. 65. 77. 82. 84. 90). Besonders reizvoll pflegen Kinderbildnisse zu sein, die mehr weiche Zartheit der Auffassung, als scharfe Charakteristik erfordern (Abb. 96—98). Auch wo die tote Natur schlichtweg nachgebildet wird, gelingt dies vortrefflich; so bei dem schönen Fresko mit mannigfachen Gartenpflanzen, das in der Villa der Livia bei Primaporta die Wände schmückt (Abb. 99), bei den Fruchtschnüren des Berliner Sarkophags (Abb. 25) und vielen dekorativen Arbeiten ähnlicher Art (Abb. 22. 27. 32. 33. 35. 36. 73. 91. 94). Denn der feine Geschmack des Zeitalters, wie er sich litterarisch in der Ausbildung von Stil und Versbau zeigt, kommt vor allem dem Ornament zu gute (Abb. 13. 19 bis 23. 25. 27. 35. 36. 72. 73. 91. 93 bis 95. 105; zum Vergleich hellenistische Ornamente Abb. 14. 17. 18). Doch Geschmack ist nicht die höchste künstlerische Eigenschaft; kommt es doch gerade bei den größten Geistern vor, daß ihre überströmende Kraft gegen seine zahmen Gebote ringt, wie z. B. Shakespeare, Dürer und Rembrandt sehr oft geschmacklos werden. Eine Individualität aber, wie diese sie zur Geltung bringen, besitzt keiner der Augusteischen Künstler. Man ahmt eben nach und wechselt

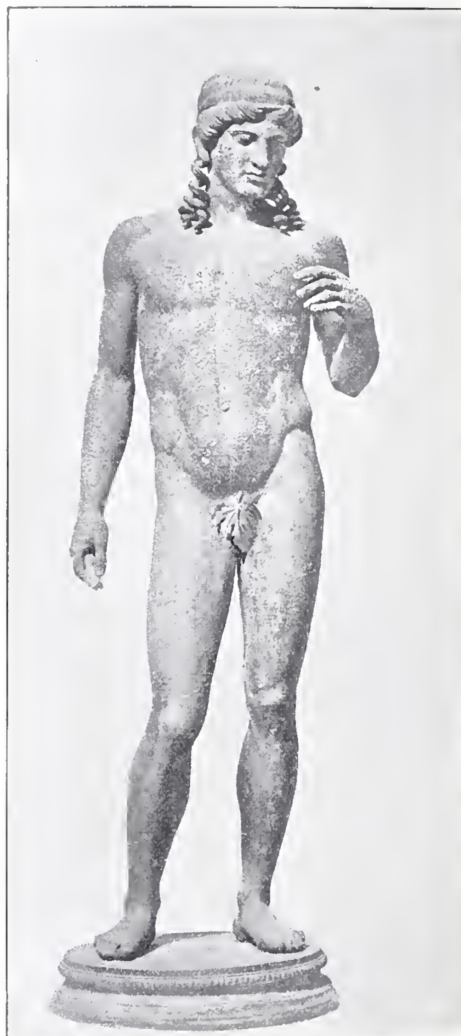


Abb. 100. Apollon.
Bronzekopie eines griechischen Werkes aus der Zeit vor Phidias. Neapel, Museum.

nach den Forderungen der Mode nur darin, was man nachahmt; bald ist es das wild bewegte Barock der hellenistischen Zeit, bald die starre Altertümlichkeit des beginnenden fünften Jahrhunderts. Denn auch darin werden wir an unsere Romantik erinnert, daß, wie diese den Geschmack an den Präraffaeliten weckte, so die Augusteische Kunst zeitweilig auf die Präphidiasiten zurückging (Abb. 100. 101).

Wenn staatliche Fürsorge eine große Kunst zu schaffen vermöchte, so hätte es der ersten Kaiserzeit nicht daran fehlen können; denn niemals flossen die Aufträge reichlicher. Gleich Perikles wollte auch Augustus die Stadt, die den Mittelpunkt seines Reiches bildete, zur schönsten der Welt erheben. Zahllose Prachtbauten sind unter seiner Regierung entstanden, zum größten Teil aus seinen eigenen Mitteln; doch mußte er auch manche seiner Freunde zu ähnlichen, wenn auch minder großartigen Stiftungen zu veranlassen (Abb. 67 bis 70). Als er starb, durfte er sich rühmen, Rom, das er als Ziegelstadt überkommen habe, als marmorne seinen Nachfolgern zu hinterlassen. Noch heute stößt, wer die ewige Stadt durchwandert, überall auf Ruinen aus der Zeit des Augustus. Was in diesen Bauten künstlerisch Neues geleistet ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Die Kuppel des Pantheon mit ihrer zauberhaft schönen Beleuchtung — wohl der unvergeßlichste Eindruck, den irgend eine Architektur des Altertums hinterläßt — ist jetzt als Werk des Hadrian erwiesen; nur in der Vorhalle, also im schwächsten Teile, hat sich der ursprüngliche Bau des Agrippa erhalten (Abb. 67—69). Es ist selbstverständlich, daß sie sich an griechische Vorbilder anlehnt, und das Gleiche werden wir auch bei den anderen Gebäuden der Zeit voraussetzen dürfen. Aber wie die abgeleitete Kunst des Properz durch Goethe zu neuem schöneren Leben erwacht ist, so mußte auch das Theater des Marcellus (Abb. 102) dem Michelangelo das Motiv herleihen, nach dem er den gewaltigen Säulenhof des Palazzo Farnese gebildet hat (Abb. 103. 104). Dies sind nur einzelne Beispiele dafür, welche Verdienste sich das Augusteische Zeitalter denn doch um unsere Kultur erworben hat. Waren seine eigenen Leistungen auch nur ein schwacher Abglanz der griechischen Kunst, so hat es doch, ehe diese selbst genügend bekannt war, uns ihre Schönheit vermittelt. An der Kopie schulten sich die Augen von Renaissance und Neuzeit, um sehen zu lernen, wie einst die Griechen sahen, und durch ihr Beispiel immer wieder zur Natur zurückgeführt zu werden.


Abb. 101. Nachahmung des nebenstehenden Apollon von Stephanos, einem Künstler Augusteischer Zeit. Rom, Villa Albani.

In dem prächtigsten seiner Bauwerke, dem neuen Forum, das den Tempel des Mars Rächer umgab, war Augustus auch den historischen Neigungen der Zeit entgegen-

gekommen. An den Mauern desselben zog sich eine lange Reihe von Standbildern hin, die von Aeneas und Romulus an, alle Größen der römischen Geschichte teils in wirklichen, teils in fingierten Bildnissen der Nachwelt vorführten. Was hier dargeboten wurde, war also etwas ganz ähnliches, wie der heutige Schmuck der Berliner Siegesallee; doch standen auf den Basen nicht, wie hier, nur die nackten Namen, sondern kurzgefaßte Biographien der Gefeierten. Wie langweilig diese einförmige Reihe von Statuen gewirkt haben muß, die in der Gewandung nur zwischen Toga und Panzer abwechselten und sich auch in der Stellung wenig unterscheiden konnten, davon geben die Reliefs des Friedensaltars eine gewisse Vorstellung (Abb. 75. 76). Einen Festzug ganz ähnlicher Art stellt auch der Fries des Parthenon dar, aber welch anderes Leben erfüllt seine Gestalten! Doch auf dem Forum des Augustus sollte sich das römische Volk nicht so sehr an echter Kunst, wie an den Thaten seiner Ahnen begeistern und dann ihre große Zeit durch Nacheiferung wiederbringen. Und nicht nur auf diese Weise suchte der Kaiser durch die Geschichte



Abb. 102. Theater des Marcellus. Rom. (Zu Seite 137.)

öffentlich zu wirken. „Wenn er griechische oder lateinische Schriftsteller las," erzählt Sueton, „suchte er nichts mit größerem Eifer auf als Lehren und Beispiele, die für das öffentliche oder das Privatleben heilsam sein konnten; oft zog er diese wörtlich aus und schickte sie seinen Höflingen oder den Vorstehern der Heere und Provinzen oder den Beamten der Stadt, je nachdem, wer der Ermahnung zu bedürfen schien. Sogar ganze Schriften trug er sowohl im Senate

vor, als er sie auch durch öffentlichen Anschlag oft dem Volke bekannt machte, wie die Reden des Quintus Metellus über die Vermehrung der Nachkommenschaft und des Rutilius über das Maßhalten in den Privatbauten, um so besser davon zu überzeugen, daß nicht er zuerst seine Aufmerksamkeit auf dies beides gerichtet habe, sondern schon die Alten darum besorgt gewesen seien." So vermied er nichts sorgfältiger als den Schein der Neuerungssucht. Als Senat und Volk für ihn das Amt eines „Vorstehers der Gesetze und Sitten" schaffen wollten, wies er es mit der Begründung zurück, er könne sich keine Würde gefallen lassen, die dem Brauche der Väter unbekannt gewesen sei. Doch fügte er hinzu, er werde den Zwecken, um deren willen man ein solches Amt für nötig halte, durch seine tribunicische Gewalt entsprechen können. Also er erkannte an, daß er kraft der ihm vorher gewährten Macht eigentlich schon lange „Vorsteher der Gesetze und Sitten" sei, lehnte aber diesen Titel mit Entrüstung ab, weil er nicht den hergebrachten Gewohnheiten entsprach. Es ist dies sehr bezeichnend dafür, wie man den Schein des Alten zu erhalten suchte, während doch die Neuzeit aus den abgetragenen Kleidern längst herausgewachsen war.

Augustus wohnte bescheidener als die meisten Senatoren, weil es die Väter so gehalten hatten und jene Rede des Rutilius zum Maßhalten in den Privatbauten ermahnte (Abb. 105). Als die Römer noch ein Bauernvolk gewesen waren, hatten die Weiber der Familie aus der Wolle der eigenen Schafe die Kleidung gesponnen und gewebt; aus jenen verschollenen Zeiten her war lanifica, d. h. wollebereitend, ein ehrendes Beiwort der Matrone geblieben. Auch diese schöne Vätersitte wollte der Kaiser in höchst eigener Person in die Gegenwart zurückführen und ging daher in Mänteln, die — angeblich — seine Frau und Tochter selbst gefertigt hatten. Doch wenn Julia webte, wie Penelope, so wurde sie dadurch nicht treu, wie Penelope, sondern lebte wie die Modedamen ihrer Zeit, deren Einflüssen sie keine künstliche Altertümlichkeit zu entziehen vermochte.



Abb. 103. Hof des Palazzo Farnese, von Michelangelo nach dem Muster des Marcellustheaters erbaut. Rom. (Zu Seite 137.)

Nicht nur um seiner eigenen Familie willen machte dies lockere Treiben dem Kaiser Sorge. Unter den alten Reden, die er aus dem Schutte der Vergessenheit hervorgrub, um sie zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, befand sich, wie wir sahen, auch eine über die Vermehrung der Nachkommenschaft. Daß diese in normaler Weise vor sich gehe, war eine Lebensfrage für das Reich, und die gesellschaftlichen Zustände, die sich in der Tochter des Herrschers verkörperten, schienen das gefährlichste Hindernis dafür.

Schon seit der Zeit der Gracchen und länger zurück hatte man über die Entvölkerung Italiens geklagt, und das gleiche Übel begann sich auch schon über die Provinzen auszubreiten. Seitdem waren in langjährigen Bürgerkriegen Hunderttausende durch das Schwert dahingerafft, und eine nicht viel geringere Zahl hatten die Landverteilungen der Triumvirn von Haus und Hof getrieben und in Hunger und Kummer verkommen lassen. Der Friede hatte den Wohlstand wieder gehoben, aber die Lücken, welche die schwere Revolutionszeit in der Bevölkerung zurückgelassen hatte, wollten sich nicht wieder füllen. Wie jedermann sah, lag der Grund darin, daß gar zu viele Männer ledig blieben und die Ehen, welche doch noch geschlossen wurden, meist nicht mehr als ein bis zwei Kinder brachten. Weder die Predigten des Kaisers noch die Rede des alten Quintus Metellus, die er öffentlich anschlagen ließ, führten eine Änderung herbei. Auf seinen Reisen durch Italien pflegte Augustus jeden armen Bürger, der sich als Vater eines ehelichen Kindes auswies, mit 1000 Sesterzen (= 228 Mark) zu beschenken, ein Zeichen, daß die Kinderlosigkeit sich nicht nur auf die höheren Klassen beschränkte, sondern in allen Schichten der Bevölkerung bedrohlich anwuchs.

Im Jahre 5 v. Chr. entdeckte man in Fiesole einen Mann des niederen Volkes, der acht Kinder, fünfunddreißig Enkel und achtzehn Urenkel besaß. Das Wundertier wurde mit seiner ganzen Nachkommenschaft nach Rom beschieden; hier mußte die kleine Schar, von allem Volke angestaunt, in feierlichem Zuge zum Capitol hinaufschreiten und dort dem Jupiter ein Opfer bringen; nachdem sie wahrscheinlich noch reich beschenkt worden waren, verkündete die offizielle Zeitung dies Beispiel edler Bürgertugend dem ganzen Reiche, um zur Nachahmung anzuregen. Wenn jene Kinderzahl, die nach heutigen Begriffen zwar recht ansehnlich, aber doch nichts weniger als beispiellos ist, damals solches Aufsehen erregen konnte, wie elend muß es mit der Volksvermehrung bestellt gewesen sein!

Die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung, die für die späteren Schicksale des römischen Reiches von entscheidender Bedeutung werden sollte, habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt[1]); hier können aus der großen Zahl nur einige wenige wiederholt werden. Der wichtigste ist jedenfalls die allgemeine Schlaffheit und Mutlosigkeit, die sich auf dem politischen Gebiete in jener kriechenden Unterwürfigkeit unter alle Launen des Herrschers (S. 119), auf dem künstlerischen in dem Verzicht auf jede originelle Neuschöpfung kundgibt. Man wollte möglichst bequem und sorgenlos leben und sich nicht mit Weib und Kindern plagen; denn die Liebe pflegte man nicht in der Ehe zu suchen. Es ist bezeichnend dafür, daß von den zahllosen Liebesliedern, welche die römische Litteratur uns hinterlassen hat kein einziges an die Braut oder Frau des Dichters gerichtet ist; denn wenn der Elegiker Lygdamus die seine ansingt, so thut er dies erst, nachdem sie geschieden waren. Aus jener Rede des Metellus ist noch das folgende Bruchstück erhalten: „Wenn wir ohne Frau leben könnten, Quiriten, würde keiner von uns diese Plage auf sich nehmen; da aber die Natur es einmal so gefügt hat, daß man weder mit ihnen recht behaglich noch ohne sie überhaupt leben kann, so muß man lieber für das dauernde Heil als für das kurze Wohlbefinden sorgen.“ Wie sehr dies den Anschauungen aller Römer entsprach, zeigt sich in der Thatsache, daß Augustus durch eben diese Rede seine Unterthanen zum Heiraten anzuspornen hoffte. Die Ehe erschien eben den meisten als ein notwendiges Übel. Der eine nahm es auf sich, um seine Familie nicht aussterben zu lassen, der andere um des Staates willen, der dritte um der Mitgift willen. Neigungsheiraten kamen natürlich vor, waren aber so selten, daß in dem Verhältnis von Mann und Weib zärtliche Leidenschaft fast anstößig erschien. „Zu einer fremden Frau,“ schrieb

[1]) Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I², S. 338.

ein halbes Jahrhundert später der Philosoph Seneca, „ist jede Liebe schimpflich, zur eigenen die übermäßige. Ein weiser Mann muß seine Gattin mit dem Kopfe lieben, nicht mit dem Herzen; er wird über den Anfällen der Leidenschaft stehen und sich nicht begierig in ihre Arme stürzen. Nichts ist häßlicher, als seine Frau zu lieben, wie ein Schätzchen." Bei diesen Anschauungen mußte man es ganz natürlich finden, wenn der Mann ein Schätzchen oder auch mehrere neben seiner Frau besaß, und keinem fiel es ein, seine Untreue moralisch zu verurteilen. So war es von jeher gewesen; doch die Aufklärung der Revolutionszeit hatte dafür gesorgt, daß jetzt auch die Frauen die Rechte für sich in Anspruch nahmen, die man den Männern so bereitwillig zugestand. Dies aber war ein Bruch mit der heiligen Vätersitte, den Augustus und seine Gesinnungsgenossen nicht scharf genug verurteilen konnten. So ist er denn dem Ehebruch — natürlich nur dem Ehebruch der Frauen — mit harten Strafgesetzen entgegengetreten; er mußte sie gegen die eigene Tochter zur Anwendung bringen; an dem Übel besserten sie nichts. Da die gesetzlichen Verbindungen meist ihre vernünftige Kühle bewahrten, blieben legitime Kinder selten, und vor den illegitimen, die ihren Liebschaften hätten entsprossen können, wußten die meisten Frauen sich klug zu wahren.

Sitten durch Gesetze zu ändern, ist eine verzweifelte Aufgabe; aber da selbst die moderne Politik nicht ganz davon zurückgekommen ist, kann es nicht wunder nehmen, daß auch der kluge Augustus sich an ihre Lösung heranwagte. Jedenfalls beschritt er den Weg, der noch am ehesten gangbar war, indem er die Ehe- und Kinderlosen an ihrer Erbfähigkeit zu fassen suchte. Denn in jener schlaffen Zeit, die keine gesunde Unternehmungslust kannte, war neben dem Berauben der Provinzen das Erben fast das einzige Mittel, um reich zu werden, und auch denjenigen bot es sich dar, die keine wohlhabende Verwandtschaft besaßen. Gegenwärtig sterben wohl die meisten ohne Testament; in Rom war dies höchst selten, ja in den oberen Klassen der Gesellschaft fast



Abb. 104. Gartenseite des Palazzo Farnese. In der Mittelloggia ist das Motiv des Marcellustheaters wiederholt. Rom. (Zu Seite 137.)

unerhört. Und wie heutzutage der gemeine Mann auf ein schönes Leichenbegängnis den höchsten Wert legt, um noch bei seinem Scheiden aus der Welt vor ihr zu glänzen, so suchte der Römer durch sein Testament sich eine gute Nachrede zu sichern. Es gehörte daher zum guten Ton, daß man alle seine Freunde, wenn auch nur mit einer kleinen Gabe, bedachte, und die Eitelkeit führte dazu, möglichst viele hochstehende und berühmte Leute in der Reihe der Erben oder Legatare aufzuführen, weil ansehnliche Freundschaften den Toten ehrten. So erbte Cicero im Laufe der Zeit nicht weniger als 20 Millionen Sesterzen, Augustus, allein in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung gar 1400 Millionen; über seine frühere Zeit besitzen wir keine Nachrichten, doch wird ihre Ausbeute kaum geringer gewesen sein. Daß er nicht viel durch Erbschaften einnehme, konnte bei einem römischen Senator geradezu als Vorwurf gelten, denn es bedeutete, daß er unbeliebt oder wenig geachtet war. Im allgemeinen galt also hier das Bibelwort: „Wer hat, dem wird gegeben“; aber auch arme Teufel konnten zu großen Vermögen gelangen, wenn sie die Erbschleicherei geschickt zu betreiben wußten. Denn unter den zahllosen Junggesellen, die nicht für die Zukunft einer Familie zu sorgen hatten, fand sich natürlich mancher, der den größten Teil seines Vermögens einem schmeichelnden Klienten hinterließ, namentlich wenn dieser ihm unsaubere Dienste geleistet hatte. Die Gier nach diesem mühelosen Erwerb für die Beförderung des ehelichen Lebens auszunutzen, war der wohlüberlegte Plan des Augustus. Denn unter den zahlreichen Bestimmungen, durch die er die Bevölkerungsziffer zu heben strebte, war die wichtigste, daß der Ehelose nur seinen nächsten Verwandten gegenüber erbfähig sein, der Verheiratete, aber Kinderlose von allen Vermächtnissen, die ihm Fremde hinterließen, nicht mehr als die Hälfte empfangen solle. Was sonst der Kaiser wollte, war selbstverständlich auch der Wille von Senat und Volk; nur seine Ehegesetze sind auf eine sehr ernste und nachhaltige Opposition gestoßen, die er erst nach Jahren überwinden konnte. Und als sie durchgebracht waren, hat er noch jahrzehntelang daran weitergearbeitet, um die Belohnungen für reichen Kindersegen zu vermehren und alle Schleichwege und Hinterthüren zu verschließen, mit denen man sich den Wirkungen der Gesetze zu entziehen suchte. So umfaßte die Beschäftigung mit ihnen fast die ganze Zeit seiner Friedensregierung. Schon im Jahre 28 v. Chr., noch vor der „Herstellung der Republik“, hatte er die ersten Schritte auf diesem Wege gethan und erst 9 n. Chr. betrachtet er seine Ehegesetze als abgeschlossen. Doch die Consuln Marcus Papius Mutilus und Quintus Poppaeus Secundus, welche diese endgültige Redaktion dem Volke zur Beschlußfassung vorlegten und ihr danach den Namen lex Papia Poppaea gaben, waren beide unbeweibt und kinderlos, und der Kaiser selbst hatte es nicht auf die Zahl von drei Kindern gebracht, durch die man aller Privilegien des Gesetzes erst teilhaftig wurde. Und wenn er im Senat wider die Unzucht predigte, erinnerten in der folgenden Debatte schüchterne Andeutungen daran, daß auch der edle Sittenlehrer selbst lieber mit halbwüchsigen Mädchen scherze, als seine Nachkommenschaft vermehre. Denn nach seinen eigenen Gesetzen hätte er sich von Livia scheiden und solange die Gattinnen wechseln müssen, bis eine sich fruchtbar erwies; aber eine so nachsichtige, die selber nach hübschen Backfischen für ihren Gemahl suchte, hätte er auch in jener entsittlichten Zeit nicht leicht zum zweitenmal gefunden.

Will ein politischer Experimentenmacher die Sitten seines Volkes bessern, so wird unfehlbar auch die Religion zu Hilfe gerufen, obgleich sie in solchen Fällen noch nie geholfen hat. Als die Caesarische Aufklärung noch herrschte, da glaubten viele schon mit jener fertig zu sein, und in Tönen stolzen Jubels sang Titus Lucretius Carus das hohe Siegeslied des Atheismus. Einst, so begann er sein philosophisches Lehrgedicht, lag das menschliche Leben bang zu Boden gedrückt unter der Scheu vor der Religion, die mit schrecklichem Antlitz vom Himmel herab den Sterblichen bedrohte. Nicht hatte sie ihn sittlich gehoben, sondern die Furcht vor ihr trieb zu so grausigen Missethaten, wie die Opferung Iphigeniens durch den eigenen Vater gewesen war. Da hatte zuerst ein griechischer Mann, ohne vor dem drohenden Donner des Zeus zu zittern, sein sterbliches Auge fest auf das unheimliche Schrecknis zu heften gewagt und es in seiner ganzen

Hohlheit enthüllt. Er lehrte uns alle Geheimnisse des Seins und Werdens verstehen, und nun dürfen wir unsererseits die Religion unter die Füße treten, und der Sieg macht uns dem Himmel gleich. — Doch schon Getriebe der glaubenslosen Welt in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche flüchteten! Und auch damals begünstigte die Regierung eine so löbliche Umkehr. Der Hofpoet Vergil betonte bei seinem Helden keine Tugend



Abb. 105. Zimmer der Livia. Vom Palatin. (Zu Seite 139.)

nach kurzen drei Jahrzehnten erklärt Horaz, auch er habe einst als Schüler einer wahnwitzigen Philosophie den Göttern ihren Dienst versagt, kehre aber jetzt reuig zum alten Glauben zurück. Wer erinnert sich dabei nicht jener Romantiker, die sich aus dem schärfer als die Frömmigkeit, und der Urenkel des Aeneas, der jetzt über die Römer herrschte, wollte auch in dieser Beziehung seines Ahnen würdig sein. Mit der Vätersitte sollte auch der Väterglaube wiederkehren, und nichts, was ihn äußerlich stützen

konnte, wurde unterlassen. Neben den zahlreichen Tempeln, die er neu erbaute, ließ Augustus in Rom allein nicht weniger als zweiundachtzig Heiligtümer, die verfallen und halb vergessen waren, auf seine Kosten wiederherstellen. Sie waren ihm heilig, weil sie alt waren; aber daß Kultstätten, über deren einstige Bedeutung nur noch die Altertumskunde des gelehrten Varro Nachricht gab, keine Neubelebung der Religion hervorrufen konnten, hätte dem Kaiser freilich klar sein müssen.

Der Eifer des Augustus für den alten Glauben stand auf ganz demselben Blatte, wie sein Kampf gegen die moderne Unsittlichkeit; er beruhte auf Politik, nicht auf einem Herzensbedürfnis, und das Gleiche gilt ohne Zweifel auch für Vergil und Horaz. Doch in der Tiefe des Volkes regten sich neue Glaubensmächte von ganz anderer Gewalt, die bald auch die höheren Schichten der Gesellschaft ergreifen sollten. Not lehrt beten, und wer sich selber zu schwach fühlt, um den Kampf mit dem Leben durchzufechten, der sucht seine Stärke in dem Schutze einer höheren Macht. So hatte auch die Not der Bürgerkriege, der das Volk in hilfloser Verzweiflung gegenüberstand, ein heißes religiöses Bedürfnis in ihm hervorgerufen, das sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte in demselben Maße steigern sollte, wie die Erschlaffung des Römertums zunahm. Wenn der Held der Aeneis ohne eigenes Denken und Wollen sich immer nur von den Göttern schieben läßt, so entsprach dies ganz den Anschauungen einer Zeit, welche die klägliche Ohnmacht des Menschen bitter empfand. Aber es war nicht die altrömische Religion, an der dies Hoffen auf überirdischen Schutz sich aufrichtete; sie hatte abgewirtschaftet, und ihre Ceremonien, die Augustus mit solcher Sorgfalt pflegte, waren für das Volksbewußtsein inhaltslos geworden. Man suchte nach Formen, die in die Schauer uraltertümlichen Geheimnisses eingehüllt, die Phantasie doch zugleich mit dem Reize der Neuheit ergriffen, und solche boten sich damals vor allem in den ägyptischen Kulten dar. Die Gottesdienste der Isis und des Serapis mit ihren nächtlichen Mysterien und ihrem unheimlichen Zauberspuk waren ganz im Geiste der Zeit und fanden eine immer größere Gemeinde. Dieser wirklich lebendige Glaube aber wurde von den staatlichen Gewalten zur Zeit der Republik verfolgt, unter Augustus nur widerwillig geduldet. Noch Agrippa wies die Isispriester aus der Stadt, obgleich er sie aus ihrem Umkreise nicht mehr ganz verbannen konnte. Was man beförderte, war eben nicht die Religiosität als solche, sondern die Rückkehr zum Glauben der Väter, weil auch sie zur „Herstellung der Republik“ zu gehören schien. Aber noch schneller als auf dem politischen Gebiete sollte es sich auf dem religiösen erweisen, daß jenes Alte tot und begraben war und nur noch als gespenstische Form unter den Lebenden umging. Denn noch ehe der greise Herrscher zu Grabe getragen wurde, war der Menschensohn geboren worden, welcher der ermatteten Welt eine neue Stütze darbieten und den Glauben künftiger Jahrtausende bestimmen sollte.

Inhaltsübersicht.

Orts- und Sachregister.

